

Otto Berg

Erinnerungen 1929 - 1945

Otto Berg

Erinnerungen

1929 – 1945

Eine Kindheit im Dritten Reich

Mit Anmerkungen von Joachim Bender

Berg-Verlag

3. Auflage Juni 2021

Umschlag-Entwurf: Armin Berg

Foto-Nachweis siehe Buchende

Druck: <http://www.epubli.de>

Mehr Informationen unter: <http://www.ob29-45.de>

Inhalt

Einleitung von Joachim Bender.	9
Kapitel 1: Die frühen Jahre!.....	15
Meine Geburt, Beerdigung!	17
Humes, Recher Oma!.....	18
Fremde!	19
Nationalsozialisten und die Schulzeit!	20
Radfahren, Bäckersch!.....	22
Spielen, Klickern, Reifenschlagen, Geißspielen!	24
Fußball auf Wiesen, Feuer auf Marktplatz, Mühlen!	25
Auf Kühen reiten, Ziege zum Bock!.....	27
Verwandtschaftsbesuche!	28
Brand in Hasselbach, NSV Sammlung!.....	30
Kirmes!.....	31
Der 2. Weltkrieg!	34
Einquartierung!.....	35
Lehrer Michaelis!	37
Artillerie, Frankreichfeldzug!	41
Schwips gehabt!.....	43

Hans Fritsche und Me 109 in Kirchberg!.....	43
Kriegsgefangene! Schlesier, Einquartierung!.....	45
Klopperei Neuerkirch, Jonny Donk, Unglück im Zirkus!.....	49
Deutsches Jungvolk und die Hitlerjugend!	51
Russlandkrieg!	54
Beltheimer Josef!.....	57
Alte Osterküzl, Ochsen gehen durch, mit Kuh durch A. Mast!	59
Händler und Gaukler in Alterküzl!	61
Külzer Bäcker ärgern, Wintersport!	62
Fußball und Geländespiele!	64
Blasebalg und Gedenkgottesdienst!	68
Bei der Erntearbeit helfen!	69
Kartoffel- und Rübenernte!	75
Furt über Bach, Backes, Kessel kochen!	78
Winter, kalt im Haus, erstes Bad, Parteiliste!	80
Irish Pulver, Daumenschuss, Forellen!	81
Riesweiler Pferd, Kirchenbrei, 2-mal Pimmer!	83
Zug abspringen, Wachturm!	85
Prüfung u. Konfirmation	86

Vormilitärische Ausbildung, Prinz, Eisentraut, Boxen!	88
Specht, Hermanns Abschied für immer!.....	90
Luftschutz und Edertalsperre!	92
Luftkämpfe, Bomben Abstürze!.....	95
Anhang, 26.3.2012 zu Jakob Kuhn!.....	101
Volkssturm!.....	101
Fotos Hunsrückkalender 1934	105
Kapitel 2: 15 Jahre alt!.....	107
Flüchtlinge aus Perl!	109
Am Westwall!	113
Im Wehertüchtigungslager Waldalgesheim!.....	121
Unsere Reise durch Deutschland, Rückzug bis nach Sachsen!	149
Die Kriegsgefangenschaft 1945!	189
Nachwort von Joachim Bender!	247
Nachwort von Otto Berg!	251
Kriegskameraden!.....	258
Nachweis der Fotos!	260

Einleitung von Joachim Bender.

Anhand der Briefe meines Vaters aus dem Krieg hatte ich die Gelegenheit, zum einen, meinen schon lange verstorbenen Vater noch näher kennenzulernen. Dabei habe ich zum anderen auch etwas aus der Zeit von damals erfahren. Ich konnte regelrecht eintauchen in die Kriegszeit. Auf Fragen, die im Bezug zu meinem Vater vorhanden waren, fand ich relativ schnell Antworten. Dafür taten sich in der folgenden Zeit neue Fragen auf. Vater schrieb z.B. von der Weltanschauung der Nationalsozialisten, was mich dazu brachte mal nachzuschlagen, was damit gemeint war. So habe ich mich dann in die „Illustrierte Geschichte des Dritten Reiches“ von Christian Zentner eingelesen.

Nach dem Erscheinen des ersten Teiles meiner „Erinnerungen aus dem Schuhkarton“ im Hunsrückkalender, kamen doch einige Rückmeldungen bei mir an. Drei Tagen nach dem Erscheinen schon rief Schusterbaste Else (Else Bohn aus Büchenbeuren) bei uns an. Sie war 91 Jahre alt und hatte alle Freude bei dem Lesen meines Artikels, war so froh nochmal etwas aus Alterkülz zu erfahren. Es stellte sich heraus, dass sie um 1937 für drei Jahre in unserem Haus gedient hatte, und aus Schusterbaste stammte. Interessanterweise war sie mit dem gleichen beschäftigt wie auch ich, sie las in zwei Tagebüchern von ihrem Mann, in denen 2 Kriegsjahre aufgezeichnet waren. Er hatte ihr die Existenz der beiden Bücher verschwiegen, sie fand sie nach seinem Tode auf dem Speicher in einer Holzkiste. Bei einem anschließenden Besuch bei ihr zu Hause und nachdem ich ihr den zweiten Teil meiner Erinnerungen aus dem Schuhkarton vorab ausgedruckt hatte, wegen ihres Alters, hatten wir ein langes Gespräch. Unter anderem erzählte sie von der Begeisterung ihres Mannes Hitler gegenüber. In einem zufälligen Gespräch mit Herbert, einem Schulkameraden von Vater, erfuhr ich, dass dieser sich mit 18 freiwillig zur SS. melden wollte. Dazu benötigte er die Unterschrift seines Vaters, da er noch nicht volljährig war (volljährig damals mit 21).

Dieser verweigerte ihm die Unterschrift. Er meinte dazu, sein Vorhaben wäre aus einem kindlichen Denken heraus entstanden. Herbert ist bekannt für seine Ruhe, sein überlegtes Handeln. Das machte mich stutzig, wie ein Mann wie Herbert sich zur SS melden wollte.

Je mehr Gespräche ich mit alten Menschen führte, umso mehr stellte ich fest: Die Begeisterung für Hitler und die Nazis war doch viel größer, als ich

es mir bis dahin vorstellen konnte. Es gab anscheinend nur wenige junge Menschen, die nicht von Hitler begeistert waren.

Walter Glöckner aus Henau überließ mir „sein Leben“, welches er aufgeschrieben hatte. Darin beschrieb er seine Kindheit in Koblenz. Wichtige Erfahrungen, z.B. das nicht alle Juden Unmenschen waren, wie er es eingetrichtert bekam. Er hatte einen Judenjungen kennengelernt, der ein guter Spielkamerad war und der eines Tages nicht mehr da war. Ein französischer Kriegsgefangener, der auch als Unmensch galt, rettete einem Jungen, der im Sand verschüttet war, das Leben. So tauchten bei Ihm Zweifel auf, ob alles was sie gelehrt wurden, auch richtig war. Diese Zweifel schwächten sich aber mit der Zeit wieder ab, da sie mit immer neuen Phrasen der Nationalsozialisten überschüttet wurden. Beim weiteren Studieren des Dritten Reiches erfuhr ich, dass ab 1937 alle Kinder ab 10 Jahren Dienstpflicht in der Hitlerjugend tun sollten.

Es war geschickt aufgebaut mit Freizeiten und Ausflügen, was bei den Kindern gut ankam. Es war auch militärischer Drill mit dabei und als Nebeneffekt getarnt war die Tatsache, dass die Kinder schon früh mit nationalsozialistischem Gedankengut in Berührung kamen. Sie hatten damit wohl einen durchschlagenden Erfolg. Dazu wurden alle Lehrer geschult und auf Linie gebracht.

Das systematische Beeinflussen der Kinder finde ich noch bald das Schlimmste, wenn man bedenkt, dass man unter Umständen als Eltern dagegen nicht mehr ankam, wenn man zu dem Ganzen eine andere Meinung hatte.

„Sie werden sehen, wie weit sie mit ihrer neuen Weltanschauung kommen werden“, schrieb Vater in einem seiner Briefe. Für ausgesprochen dumm halte ich nach der Weltanschauung der Nazis die Klassifizierung aller Nichtarier als Untermenschen, die höchstens zu Sklavendiensten zu gebrauchen wären. Die Bewohner der Länder, die von Russland annektiert waren, wie z. B. die Ukraine, waren doch deutschfreundlich eingestellt. Nach dem Einmarsch der Wehrmacht und einigen Erschießungen der SS. von Zivilpersonen schwenkte die Stimmung um, wie in dem Buch „Die 79. Infanterie-Division, 1939-1945“ erwähnt ist. Wer will denn schon Sklave von Deutschen sein. Die Absurdität und das Scheitern des gesamten Systems waren doch schon in seinen Statuten begründet. 1862 hob Abraham Lincoln in Amerika die Sklaverei auf und die Nationalsozialisten führten sie wieder ein. Das Ganze hört sich für mich heute unglaublich an. 1920 schon wurde das „unabänderliche“ Parteiprogramm aufgestellt, mit demselben sind sie an die Macht gekommen. Ich kann es mir nur so erklären, dass die allermeisten Bürger doch gar nicht wussten, was in jenem

Programm stand und sie ihr Kreuz infolge der allgemeinen Stimmung bei der NSDAP machten.

Nun möchte ich nicht von oben herab urteilen, wir leben heute in einer anderen Zeit. Das Ganze ist für uns heute nur schwer zu verstehen, aus diesem Grunde befasse ich mich eingehend mit diesem Thema.

Wie wir alle wissen, ist das Dritte Reich gescheitert. Der Holocaust, viele Millionen gefallene Soldaten, die unglaublichen Verheerungen, die Unmenschlichkeit des Systems, die Millionen Heimatvertriebene, und was man den Juden angetan hat, müssen und werden uns Deutschen eine Mahnung für immer sein. Und doch hört man in der Welt wieder Stimmen, die den Holocaust leugnen und Israel von der Landkarte tilgen wollen.

Für mich als Deutschen, der beim Besuch des ehemaligen Konzentrationslagers Dachau durch die „Duschräume“ gegangen ist und sich vorgestellt hat, wie es war, als damals die Türen geschlossen wurden und aus den Brauseköpfen an der Decke Zyklon-B geströmt kam, wie das Grauen mich beschlich, als wäre es noch immer im Gemäuer, wie eine jüdische Schulklasse um ihre toten Großeltern geweint hatte, sind solche Äußerungen nicht zu begreifen. Hat man denn aus der Geschichte nichts gelernt? Es scheint mir so.

Eine ganz große Hilfe zum Verstehen der damaligen Zeit sind einfach die Zeitzeugen, es leben nur noch wenige, damals waren sie noch Kinder oder Jugendliche. Einer von ihnen ist Otto Berg aus Altkülz. Auf meinen Beitrag im Hunsrückkalender hin, von dem er angetan war, entschloss er sich, mir einen Teil seiner Aufzeichnungen, wie die Häuser von Altkülz mit ihren Bewohnern und Verschiedenes andere, zu überlassen. Er wäre 82 Jahre alt und wisse ja auch nicht wie lange er noch lebe. Da sich eine ganze Menge an Aufzeichnungen bei ihm zu Hause angesammelt hätte, kamen ihm Zweifel, ob seine Nachkommen nicht alles auf den Müll werfen würden. Doch etwas überrascht von seinem Vorhaben, trafen wir uns dann, die Übergabe fand statt. Ob ich damit etwas anfangen könnte, wusste ich zu Beginn auch nicht. Kurze Zeit später blätterte ich schon darin herum, suchte nach Geschwistern von Menschen aus verschiedenen Häusern, die ich noch kannte, dabei haben mir Ottos Aufzeichnungen doch sehr geholfen.

Unter anderem waren zwei Blätter darunter: „Kriegstage von Otto Berg, 15 Jahre alt“. Darauf aufgelistet, die Stationen beginnend mit seiner Ausbildung, die Marschetappen bis Welbsleben, mit anschließender amerikani-

scher Gefangenschaft, darunter ein Satz: „In sieben Wochen von 138 auf 93 Pfund abgemagert“.

Man hatte schon gehört von Kindern, die zum Kriegsende noch eingezogen wurden, nun hatten wir einen im Ort. Diese Tatsache machte mich doch sehr neugierig. Daraufhin beschloss ich, zu ihm zu gehen und ihn nach seinen Kriegserlebnissen zu fragen. Auch kam mir Vaters Brief, von der Fahrt in den Einsatz nach Rumänien, wieder in den Sinn, worin er unter anderem schrieb: „2 Marschkompanien sind noch zu uns gekommen. Das sind lauter Burschen vom Jahrgang 1926, fasst alle noch Kinder von 17-18 Jahren. Man muss sie bedauern. Sie hatten eine Ausbildung von 6 Wochen und schon fort an die Front.“ Wenn man bedenkt, Otto mit 15 Jahren eingezogen, man mag es kaum glauben, dass es so etwas gab. Ich hatte da schon vor, von ihm aufzuschreiben.

Otto Berg ist 82 Jahre alt, musste sich im Jahre 2008, nachdem es ihm nicht mehr gut ging, einer schweren Herzoperation unterziehen. Nachdem diese geglückt ist, wurden ihm noch einige Jahre geschenkt. In dem Gespräch mit ihm konnte ich mich überzeugen, was für einen wachen Geist Otto doch hat. Was er alles aufgezeichnet hat in seinem Leben, ist schon eine ganze Menge, unter anderem besitzt er noch die Aufstellung seiner Fußball-Schülermannschaft. Zudem bezeichnet sich Otto als „Fußballverrückten“, ist überhaupt am Sport interessiert, kennt Land und Leute im gesamten Hunsrück. Nicht mehr wegzudenken ist er vom Hunsrück-Marathon, wo er alljährlich mit seiner langen Startliste hinter ihrer Wiese an der Strecke sitzt. Während des Rennens schaut er in seinen Listen. Wer war der mit dieser Nummer? Otto kann auf alles eine Antwort geben. Teilnehmer, die er kennt, grüßt er, viele kennen ihn, „ach da sitzt der Otto, wie geht's?“ So geht es die ganze Zeit. Vieles von dem, was er mir erzählte, hatte er noch niemandem erzählt, manches auch nicht seiner Frau Elisabeth. Auf meine Frage warum er nichts erzählt hatte, meinte er. „Ach , wenn ich von einigen Ereignissen erzähle, dann meinen die Leute ich würde aufschneiden, was der da angibt, oder glauben es nicht, da habe ich lieber nichts erzählt.“ Genauso verhielt sich mein Vater Erich, in meiner Gegenwart hat er groß nichts vom Krieg erzählt, meine Geschwister wissen auch nicht mehr. Und so haben es viele Kameraden gehalten, die einiges im Krieg erlebt hatten, sie haben ihre Erlebnisse für sich behalten. Man muss es akzeptieren. Doch wäre es für uns Nachkommen besser gewesen, sie hätten mehr erzählt. Es hätte uns geholfen zu verstehen, einerseits ein bestimmtes

Verhalten in einigen Situationen, andererseits, wie es war im Dritten Reich, wie es zu dieser Begeisterung für Hitler kommen konnte.

Otto ist ein Mensch, der immer etwas zu tun haben muss, wie er sagt. So denke ich, war es eine schöne Aufgabe für ihn, von sich aufzuschreiben. Er tat es mit einem großen Eifer, schrieb in relativ kurzer Zeit eine ganze Menge auf, an manchen Tagen bis es ihm vor den Augen flimmerte, oder seine Schrift, die vorgezeichneten Linien verließ. Er hat manchmal nachts im Schlaf phantasiert, so war er in Gedanken in der Zeit seiner Kindheit. Manches aus seiner frühen Kindheit war zunächst verschwommen, ist aber bei der Beschäftigung damit, klarer geworden, auch Erzählungen von ihm als Kind, die ihm wieder eingefallen sind, haben dazu beigetragen, einen detaillierten Bericht mit vielen Erlebnissen seiner Kinderjahre aufs Papier zu bringen.



Abbildung 1: Otto am Radweg hinter Jakobse Wiese, beim Hunsrückmarathon, mit Startliste



Abbildung 2: Joachim Bender hat die handschriftlichen Aufzeichnungen in vielen Stunden auf elektronische Medien geführt und mit den Bildern zusammen in Form gebracht.

Kapitel 1:

Die frühen Jahre!

Meine Geburt, Beerdigung!

Am 4. September 1929 ereignete sich Folgendes: Mein Humes Otto Patt, der damals noch bei uns wohnte, war auf der Hambuch (auf der oberhalb des Dorfes gelegenen Obstwiese) damit beschäftigt, die Äste des Birnbaumes abzustützen, damit diese unter der Last der Früchte nicht abbrechen.

In meinem Elternhaus in Alterkülz erblickte ich als erster und einziger Sohn der Eheleute Anna und Wilhelm Berg das Licht der Welt. Bei uns im Haus wohnten noch meine Großmutter Katharina und Großvater Jakob. Bis zu meinem ersten Lebensjahr trug ich einen Frauenrock, wie alle Jungens damals.

Ab dem zweiten Lebensjahr war mein Milchkonsum bis zum heutigen Tag beendet.



Abbildung 3: Otto mit Eltern 1931

Das am weitesten zurückliegende Ereignis, an welches ich mich vage erinnern kann, ist folgendes: Bei der Beerdigung von unserem Nachbarn Peter Berg, der 1932 im Alter von 52 Jahren mit seinem Motorrad in den Moselbergen tödlich verunglückte, war ich bei meiner Großmutter an Weyhe, die öfter auf mich aufpasste, alle anderen der Familie waren auf der Beerdigung. Als sich der Leichenzug neben unserem Haus aufgestellt hatte, schaffte ich mich aus dem Haus (ich weiß nicht mehr wie) und setzte die alte verknitterte Melkkappe ohne Schippe meines Großvaters auf und machte damit Aufführungen, mitten im Leichenzug. Meine Eltern, die sich schämten, brachten mich an Weyhe zur alten Oma zurück. Etwas kann ich mich noch an sie erinnern.

Humes, Recher Oma!

Meine Mutter stammte aus Humes, wo meine Großeltern Maria und Philipp lebten, sowie mein Onkel Peter, der ledig blieb. Philipp, der bis 1945 lebte, saß immer im Kämmerchen im Sessel. Seine meistgesprochenen Worte waren „Tür zu“ (da früher meist nur ein Raum geheizt war, zog kühle Luft ins Zimmer). Onkel Peter war lange Jahre Stierpfleger. Er war im ganzen Dorf als „Humes Unkel“ bekannt. Er war ein starker Priemer (Priem = Kautabak). Ohne Priem kannte ich ihn nicht. Beim Essen legte er ihn immer auf die Treppenstufe, die sich direkt hinter ihm befand. Seinen „Grimm und Triepel“ bezog er bis zu seinem Tod von Kuhne Walter aus Simmern, der ihn auch im Krieg damit versorgte. Humes Unkel war ein gutmütiger, harmloser Zeitgenosse. Als Kleinkind hatte ich viel Spaß mit ihm. Zum Leidwesen meiner Humes Großeltern sagte ich: Der Onkel ist mir am allerliebsten, auch wenn ich nichts von ihm bekomme.

Seit ich etwa 3 Jahre alt war und ich alleine ausgehen konnte, ging ich fast jeden Tag an Humes. Auf dem Weg dorthin passten mich fast immer die alten Männer, Adam Schlösser und Heinrich Stüber ab, um mit mir über alles Mögliche zu reden. Wir hatten allen Spaß miteinander. An Humes ging ich hauptsächlich, um mich mit dem Nachbarsjungen Helmut Engelmann zu treffen. Er und Hermann Wickert waren während unserer gesamten Schulzeit meine besten Kumpel. Helmut war genau 1 Jahr jünger als ich. Wir waren wie Max und Moritz. Fast einmal in der Woche klopften wir uns, um dann wieder

zusammenzuhalten. Obwohl er jünger war als ich, fing er fast immer an und verlor. Dann trat seine Großmutter auf den Plan. Sie rannte mit dem langen schwarzen Rock, der bis auf den Boden reichte (wie bei allen alten Frauen damals) hinter mir her. Sie sah so ganz in schwarz grauenerregend aus. Ich ließ sie immer bis kurz an mich herankommen, und rannte dann einige Meter und das Schauspiel begann von neuem. Das Ganze spielte sich hinten, zwischen Recher und Humes ab, da waren noch keine Zäune. Einige Jahre später ärgerten Helmut und ich sie, in dem wir für fünf Pfennig Carbid an Bergs kauften, den in eine Flasche füllten und wenn sie uns nachlief, warfen wir die Flasche etwa 10 Meter neben sie, wo sie nach einigen Sekunden explodierte.

Mein Patt Otto heiratete 1933 an Humes meine Gothe Klara, die eine Schwester meiner Mutter war.

Fremde!

Als ich etwa 4 oder 5 Jahre alt war, waren meine Eltern und Großeltern Getreide mähen und ich war allein zu Hause. Ich hatte strenge Order, niemandem die Tür zu öffnen. Als es an der Tür klopfte, war ich neugierig und öffnete sie. Eine fremd aussehende Frau und ein kleiner Junge, etwa halb so alt wie ich, schlüpfen an mir vorbei ins Haus. Der Junge stürzte sich sofort auf mein Spielzeug, ein kleines Pferdchen mit einem Wagen hinten dran. Als die Frau merkte, dass ich allein zu Haus war, packte sie das Spielzeug und sie zogen ab. Ich mit Geschrei hinter ihnen her. Sie bogen zur Überbach und wollten meinem Geschrei entfliehen. Als wir etwa an Tesche waren, kamen meine Angehörigen, mit Sensen auf dem Rücken, die Träb (steile Straße nach Laubach) herunter. Durch mein Geschrei bekamen sie mit, was los war. Die Frau ließ nun das Gefährt fallen und suchte fluchtartig das Weite. Ich hatte mein Pferdchen mit Wagen wieder, wurde aber gewaltig zusammengestaucht, weil ich die Tür geöffnet hatte. Ab diesem Zeitpunkt musste ich zur Strafe meist mit aufs Feld.



Abbildung 4: Erster Schultag 1935

Nationalsozialisten und die Schulzeit!

Um 1935 zur Schule zu gehen war ich einige Monate zu jung. Schulbeginn war der 1. April und ich wurde im September erst 6. Um noch angenommen zu werden, musste ich mit meinem Vater zu einer Prüfung bei Lehrer Kley, in seine Wohnung. Die Prüfung bestand ich. Ob durch meine Leistung oder dadurch, dass meine Eltern die Kleys gut kannten, weiß ich nicht. Zur Freude meiner Eltern (meiner nicht), konnte ich so 1 Jahr früher zur Schule gehen. An etwas was wir in der Schule machen mussten, erinnere ich mich noch gut. Wir bekamen einen Eimer mit Farbe, Pinsel und Schablone in die Hand gedrückt und mussten für die bevorstehende Wahl „Dein Ja für Deutschland“ alle 50 Meter auf die Straße, an Schuppen und sonstigen Flächen anpinseln. Bei der Wahl ging es, soviel ich mich erinnern kann, um den Anschluss Österreichs 1938 an Deutschland. 99% in Deutschland stimmten dafür. In Österreich waren es sogar 99.73%.

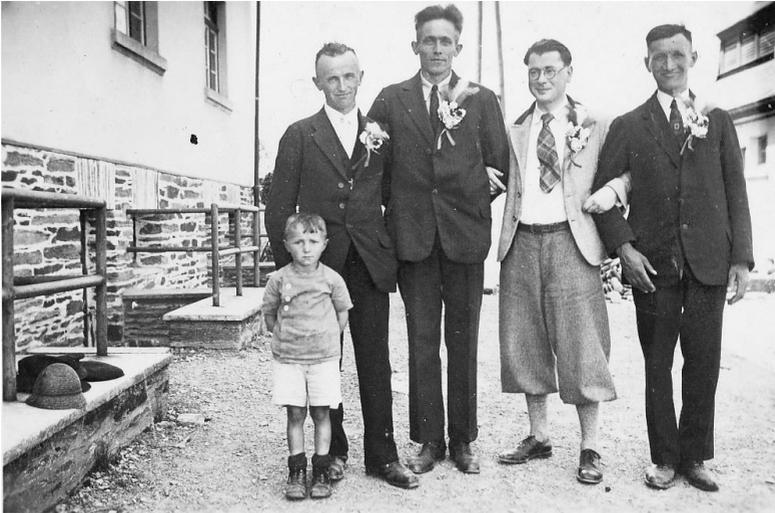


Abbildung 5: v. l. Wilhelm Berg mit Sohn Gustav, Walter König, Lehrer Kley, Wilhelm Dietrich, nach der Musterung

Unser Lehrer Richard Kley stammte aus der Gegend von Wetzlar. Er war der Onkel von Walter Gack, der später Recher Gertrud heiratete. Kley war ein strenger Lehrer, bei dem viel gelernt wurde. Er unterrichtete seit dem Bau der neuen Schule 1930 bis zu seiner Einberufung 1941. Bis etwa 1938 die evangelischen Schüler, bis zu 40 Kinder in einer Klasse. In dem kleineren Klassenzimmer unterrichtete Lehrer Becker die Katholiken. Beide waren total verfeindet. Vor dem Unterricht war jeden Morgen etwa eine halbe Stunde Fröh-sport. Den machten beide Klassen zusammen, da Lehrer Becker körperlich nicht mehr dazu in der Lage war. Ab etwa 1938 gab es die Einheitsschule. Lehrer Kley war ein linientreuer Nationalsozialist. Wir mussten überall mit „Heil Hitler“ grüßen. Wehe, wenn eine Beschwerde kam und wir es nicht taten, gab es mit dem Haselnussstock hintendrauf.

Abends mussten wir nach dem Läuten der Glocke zu Hause sein. In dieser Zeit machte Kley mit seiner Frau einen Rundgang durchs Dorf. Wenn sie noch erwischten, der musste sich nächsten Morgen „bücken“. Auch beim Maikäferfangen lauerte er uns auf. Da stellten wir Posten auf, die meldeten, wenn sie uns von ihrer Wohnung aus, mit dem Fernglas, im Bellweg, wo unser

Hauptjagdgebiet für Maikäfer lag, beobachteten. Auch Bannersch Ewald, der über 10 Jahre älter als wir waren, und körperlich und geistig behindert war, kam jeden Abend, um uns zu ärgern. Er war ein Kinderschreck und Kinderverderber.

Die Schule begann jeden Morgen mit einem politischen Spruch, den der Lehrer vorlas. Einmal in der Woche kam der neue Wochenspruch, in einer runden Papphülle mit der Post. Er wurde in einen Rahmen an der Wand gehängt. Der Alte wurde herausgenommen und einem Kind für seine guten Leistungen überreicht. Einen Spruch besitze ich noch heute.

Radfahren, Bäckersch!

Im Alter von etwa 9 Jahren lernte ich Radfahren. Humes Onkel hatte ein Damenfahrrad, das noch wie neu aussah. Ich sah nie, dass er es benutzte. Es stand im Haus in einer Stube. Es war sein Heiligtum. Da ich beim Onkel eine gute Nummer hatte, bat ich ihn so lange, bis er es mir lieh, um fahren zu lernen. Vater hatte zwar ein Herrenrad mit einem unendlich hohen Rahmen, wo ich nicht an die Pedale kam. Unser Nachbar Helmut Berg, der im Krieg gefallen ist, lehrte mich fahren. Nach einigen Tagen fuhr ich nach Michelbach. Auf der Rückfahrt wurde die Geschwindigkeit immer höher. Da ich mit meinen kurzen Beinen noch nicht im Sattel sitzen konnte, stand ich zwischen dem Rahmen und versuchte mit dem Rücktritt zu bremsen, was aber nicht gelang. So fuhr ich mit ungebremster Geschwindigkeit in die Rübengruben, die in der Kurve neben dem Bahnübergang lagen. Der alte Peter Imig, der nebenan wohnte, hörte den Unfall und fand mich bewusstlos. Nach einigen Minuten kam ich zu mir. Außer ein paar Schrammen und zerrissenen Kleidern verlief die Sache ohne Folgen. An dem Fahrrad waren die Schutzbleche verbogen. Ich musste es für einige Zeit meinem Onkel zurückgeben. Nun fuhr ich mit dem Rad meines Vaters seitlich.

Das hieß: Das rechte Bein wurde unter der Stange am Rahmen durch, auf der anderen Seite aufs Pedal gestellt und so gefahren. Fast alle Jungs fuhren so. Damals gab es noch keine Kinderräder. Unsere Beine oder Kniestrümpfe kamen oft mit der Kette in Berührung und sahen zur Freude unserer Mütter oft sehr schwarz aus. Wir machten auch Rennen im „Seitlich fahren“.

Etwa seit meinem 10. Lebensjahr, bis zum Schulende waren Hermann Wickert (Klee), Helmut Engelmann (1 Jahr jünger) und ich unzertrennliche Freunde. Kaum war die Schule beendet, trafen wir uns an Bäckersch. Das Haus steht nicht mehr. Heute steht dort das Haus Ulrich. Hermann (Klee) war ein Cousin von Helmut Ulrich. An Bäckersch waren wir Herr und Meister. Hermanns Vater hatte ein Holzbein. Er arbeitete als Zivilangestellter bei der Luftwaffe im Beller Wald. Dort war geplant, wo heute die Bundeswehr-Kaserne steht, einen Flugplatz entstehen zu lassen. Wenn er nach Hause kam, war er meist in der Kneipe. Seine Mutter wurde von „Klees“ 2 Jahre älterem Bruder tyrannisiert. Wir mussten ihr hin und wieder zur Seite stehen.

Alfred der „Dorre“(Dorr=Dürr), wie er allgemein hieß, war ein ganz Schlechter. Schon während seiner Schulzeit machte er Einbrüche und Gewalttaten. Zum Beispiel beschmierte er unsere Wäsche auf der Leine mit Teer, mich band er als etwa 8-Jährigen, da er ja 3 Jahre älter war als ich, an einen Baum fest. Später saß er oft im Kittchen und war nach dem Krieg verschollen. Zeitweise war er in der DDR. Er wurde keine 50 Jahre alt. Er hatte eine Frau und Tochter. Die Frau hieß Lieschen Strohkorb. Nachdem er sie verlassen hatte, kam sie später mit der Tochter nach Altkülz zu Besuch. Die Tochter starb mit 12 Jahren. Klee hatte auch noch eine Schwester, sie hieß Klara und starb mit 18 Jahren. Den Ältesten, Halbbruder Ewald, brachte seine Mutter mit in die Ehe. Er war über 10 Jahre älter als Klee selbst. Bis zu seiner Militärzeit arbeitete er als Knecht bei den Bauern und heiratete dann in die Nähe von Heidelberg, wo er eine große Landwirtschaft betrieb.

Spiele, Klickern, Reifenschlagen, Geißspielen!

Eine unserer Hauptbeschäftigungen war das „Schwappen“ (schaukeln) in Bäckersch Schuppen. Der stand da, wo sich heute Böhm's Haus befindet. Weitere Beschäftigungen unserer Kindheit waren: Reifenschlagen, Seitlich Fahrradfahren, Geiß spielen, Klickern und Fußballspielen, was meine Leidenschaft war. Später, nach Kriegsbeginn, kam das Krieg spielen dazu.

Für meine Schularbeiten hatte ich erst am Abend Zeit. Im Gegensatz zu den Kindern heute, ging ich nie vor 10 Uhr abends ins Bett. Meist war es später.

Nun möchte ich unsere Beschäftigungen erklären: Beim Reifenschlagen benutzen wir ein vom Schmied rundgebogenes Eisen, etwa 1 cm dick und 70 cm im Durchmesser, oder eine Fahrradfelge, aus der die Speichen entfernt waren. Mit Stockschlägen trieben wir das Rad an. Wir machten oft Wettrennen durch das gesamte Dorf.

Die Straße war damals in einem guten geteerten Zustand. Es war fast kein Verkehr. Damals waren in jedem Ort etwa nur 4 - 5 Autos. Das Seitlich fahren fand wie schon bereits geschildert statt. Dopp schlagen, das auch auf der Straße stattfand, lief folgendermaßen ab: Eine kleine Peitsche, bestehend aus einem Haselnussstock und einer daran befestigten „Schmickekordel“, trieben einen Dopp (Kreisel) durch dauerndes Schlagen zum Rundlaufen an.

Beim Geißspielen hatte jeder einen großen Stock. Damit wurde aus etwa 10 m Entfernung auf die Geiß (ein etwa 30cm hohes Holzstück) geworfen. Die Geiß wurde von einem Geißhüter bewacht. Der musste sie, wenn sie einer umgeworfen hatte, wieder aufstellen und der Werfer holte seinen Stock. Dabei musste der Hüter dann versuchen, den Werfer mit seinem Stock zu berühren. Gelang dies, war der Werfer an der Reihe, die Geiß zu hüten.

Im Frühjahr, wenn es abgetrocknet war, begannen wir mit dem Klickern. Das fand immer auf einem festgetretenen etwa 1m breiten Lehm Boden zwischen Königs Haus und der Straße statt. Mit dem Absatz wurde das Klickerkälchen gemacht. Meist spielten 4-5 Mann gegeneinander. Jeder setzte einen Klicker ein. Aus einer Entfernung von 1,50 m versuchte jeder mit dem Finger ins Loch zu schießen. Jeder einzelne hatte seine eigene Technik. Wer den letzten

ins Loch geschossen hatte, der bekam sie alle. Ausgerüstet mit einem Klicker-säckchen, aus Stoff genäht, mit Kordelzug, in dem sich etwa 100 Klicker befanden, traten wir an. An Bergs im Geschäft kosteten 10 St. 5 Pfennig. Der beste Klickerer war Schneirams Irma.

Beim Versteckspielen wurden 2 Parteien gebildet. Die eine versteckte sich, die andere suchte. Das ging abwechselnd. Versteck wurde meistens in Scheunen oder Schuppen gespielt, oft zum Ärgernis der Besitzer. Denjenigen, die uns am meisten aufpassten, machten wir die meisten Streiche.

Alle diese Spiele waren saisonbedingt. Wenn sie irgendwo angefangen hatten, gingen sie wie eine Seuche durchs ganze Dorf.

Fußball auf Wiesen, Feuer auf Marktplatz, Mühlen!

Jedoch unsere Hauptbeschäftigung, fast das gesamte Jahr über, war das Fußballspielen. Ich war die Haupttriebfeder dafür. Meist spielten wir in der Nähe des Dorfes, wenn die Wiesen mit Heu oder Grummet abgeerntet waren. Oft spielten wir in den Faller-Wiesen oder oberhalb von Amme, wo jetzt der Bademeister Reinhard wohnt. Wo heute Thiesers Haus steht, hatten Amme einen alten Schuppen. Die Rückwand, die unser Tor war, war mit alten Holzschwarten zugenagelt. Bei jedem strammen Schuss darauf kamen Briketts herausgerieselert, die dahinter gelagert waren. Wenn das Gras auf den Wiesen wuchs, mussten wir auf den Sportplatz ausweichen.

Eines Samstags wollten wir das neben dem Sportplatz stehende, lange dürre Gras abflämmen. Als das Feuer auf den oberhalb des Sportplatzes gelegenen Marktplatz übergriff, versuchten wir es zu löschen, was uns nicht gelang. Ich hatte mir ein paar neue Sonntagsschuhe total versaut. Außer ein paar versengten Haaren war uns zum Glück sonst nichts passiert. Auch den dicken Buchen, die dort standen nicht. Aber alle dicken, dürren Äste und das ganze Gestrüpp, die dicken dornigen Hecken und aller Unrat, waren verbrannt. Im kommenden Jahr und bis heute ist das gesamte Gelände lichte und dornenfrei.

Im Binnenberg, wo heute die Hütte von Peng Willi und Corneliuse steht, stand die Rickelches Gesellschaftsmühle, an der auch einige Altekülzer

teilhatten. Das Mahlen ging nach der Reihe. In jeder Mühlengesellschaft befanden sich etwa 30 Mitglieder, sodass jeder einmal im Monat an die Reihe kam. Manche hatten nur halbe Tage. Die Reihenfolge wurde im Voraus für 1 Jahr festgelegt. Dies erfolgte beim Mühlenschulles. Dieses Amt wanderte jedes Jahr ein Haus weiter. In den meisten Mühlen war kein Strom und Licht. Sie wurden von einem großen Wasserrad angetrieben. Alterkölzer Bürger hatten an insgesamt vier Mühlen teil: An der Osterberger Mühle auf der Überbach, an der Wehrer Mühle, der Neuerkircher Mühle und an der Rickelches Mühle.

Wir hatten bis vor Kriegsende an der Neuerkircher Mühle teil, bis wir sie für 140 Mark an Petrys Onkels (heute Martin) in Neuerkirch verkauften. Zum gleichen Preis kauften wir uns einen Anteil an der Wehrer Mühle von Retzmann aus Hollnich. Diese hatte inzwischen Kraftstrom erhalten und so konnten wir bei Wassermangel mit Strom schroten. Licht gab es keines, so musste ich bis in die 60er Jahre, da ich tags arbeiten ging, bei Kerzenschein 1-mal in der Woche schroten. Das war eine gefährliche Sache.

Als wir noch in Neuerkirch teilhatten, fuhren wir mit Ochsen und einem Wagen voll Getreide zur Mühle. Als wir dort ankamen, saß ein riesiger Schäferhund mit fletschenden Zähnen vor der Mühlentür. Er bewachte die Säcke mit Mehl und Schrot von Berg aus Neuerkirch, die dieser vom Vortag noch in der Mühle stehen hatte. Jedes Mal, wenn wir uns ihm näherten, sprang er jaulend gegen uns, als wollte er uns fressen. Mein Vater lamentierte: Jetzt müssen wir wieder heimfahren. Da machte ich ein Sielscheid vom Wagen ab. Ich wusste, dass auch Hunde feige waren, wenn sie bedroht wurden. Ich nahm das Sielscheid in die erhobene Hand und sprang gegen ihn. Er drehte sich um und rannte, als wär der Teufel hinter ihm her, in Richtung ihres etwa 400m entfernten Hofes in Neuerkirch. Noch am Vormittag kam der Alte Berg aus Neuerkirch, um das Mahlgut abzuholen. In der Zwischenzeit hatte ich die Ochsen nach Hause gebracht, und war wieder zu meinem Vater zurückgekehrt, um dann, wenn er fertig wäre, die Ochsen wieder zu holen. Nun erzählte mein Vater ihm das Abenteuer vom Morgen. Inzwischen machte sich der unbeobachtete Hund, der natürlich dabei war, im Mühlenstübchen über unsere mitgebrachten Mittagsbrote her. Berg war das sehr ärgerlich. Obwohl wir ihm sagten, dass wir nicht verhungern würden, brachte er uns, nach seiner Rückkehr nach Neuerkirch, einen ganzen Packer Brote, die dick mit Bratwurst belegt waren. Sie schmeckten mir besser als die von zu Hause mitgebrachten.

Auf Kühen reiten, Ziege zum Bock!

Bäckersch hatten an der Binnenberger Mühle teil. Alfred (der Dorre), Hermann (Klee) und ich fuhrten am Tag bevor sie mahlen sollten, die Frucht mit dem Kuhgespann zur Mühle. Kaum hatten wir in der Träb das Dorf hinter uns gelassen, da ritten wir abwechselnd auf den Kühen bis zur Mühle. Das sollte man nicht tun, da Kühe keine Reittiere sind.

Bäckersch besaßen auch eine Ziege. Um Junge zu bekommen, musste man sie zum Bock bringen. Da damals in Alterkülz keiner einen Bock hatte, musste man sie entweder nach Kastellaun, oder nach Laubach bringen. Das war immer eine Prozedur. Wenn die Ziege müde wurde, setzte sie kein Bein mehr vor das andere. Klee und ich nahmen sie an die Leine und machten uns auf den Weg nach Kastellaun. Bis nach Hasselbach ging sie glänzend. Schlagartig ging sie keinen Schritt mehr weiter. Alles Gute zureden half nichts. Guter Rat war teuer. Schullese Fritz hatte einen kleinen vierrädrigen Handwagen mit Sprossen. Den liehen wir uns aus und hoben die Geiß darauf. Aber oh wehe, sie gebärdete sich wie wild, und die Beine gingen durch die Sprossen bis auf den Boden. Da liehen wir uns auch noch 2 Stricke und banden ihr die Beine zusammen. Wir legten sie auf den Rücken ins Wägelchen. Als sie ausgestrampelt hatte, kamen wir wohlbehalten in Kastellaun an. Einige Monate später kamen kleine Zicklein zur Welt.

Beim nächsten Mal gingen wir mit der Geiß zu Philipp Scherb nach Laubach, weil wir da durch kein Dorf brauchten, wo die Geiß abgelenkt wurde. Philipp Scherb war ein alter Mann, der einen fast noch schöneren Bart hatte, als sein Ziegenbock. Die Geiß ging gut bis in den Laubacher Wald. Dann war Ende. Meterweise kamen wir nur noch vorwärts. Da es Spätjahr war, wurde es inzwischen stockdunkel im Wald. Da wurde es unseren Angehörigen zu Hause mulmig. Humes Otto Pat fand uns dann im Wald. Wie wir die Geiß wieder nach Hause bekamen, weiß ich nicht mehr.

Verwandtschaftsbesuche!

Maien gehen (Verwandte besuchen), war etwas, was zu meiner Kindheit dazugehörte. Wie der Begriff schon sagt, musste das alles zu Fuß erledigt werden. Als Kind hatte man nicht immer Lust so weit zu Fuß zu gehen.

Etwa alle 6 Wochen waren die Verwandten in einem anderen Ort an der Reihe. Um mir die Sache schmackhaft zu machen, bekam ich ca. 20 Pfennige, um mir an Hölze (die hatten einen kleinen Süßwarenladen) etwas zu kaufen. Für 20 Pfennig bekam man damals so viel wie heute für einen Euro.

Zufällig hatten fast alle Verwandten Jungen, die ungefähr in meinem Alter waren. Am liebsten ging ich mit nach Hundheim zu Lahms. Erna war die Cousine meiner Mutter. Günter war so alt wie ich. Helmut und Willi 3 und 5 Jahre älter als ich. Wir ärgerten immer ihren Großvater, der kein Guter war. Unser Weg nach Hundheim ging querfeldein.

In Leideneck, wo meine Oma herstammte, mussten wir zu Verwandten in drei verschiedenen Häusern gehen (Petrys, Geeze und Barthe). Geeze Ernst (Schmitt) war auch so alt wie ich. Er war lange Amtsbaumeister in Kastellaun. Im Krieg kreuzten sich unsere Wege für einige Stunden in der Nähe des Edersees. Bis nach Bell fuhren wir mit der Bahn, dann ging's zu Fuß über Völkentroth nach Leideneck.

Der Weg nach Wüschheim führte durch das Birkenstruth. Dann durch den schrägen Weg ins kleine Teil von Wüschheim. Im ersten Haus wohnten Kesslers, die auch einen kleinen Süßwarenladen hatten. Hier kaufte ich immer ein Tütchen mit leuchtend roten Himbeerbonbons. Auch hier mussten wir Verwandte an zwei Häusern besuchen. An Lehnharts und Schorsche (Schmidt und Hees). Lehnhards Ewald war auch ein 29er, Gustav ein 25er Baujahr. Ewald war Dachdecker bei Brück.

Nach Laubach gingen wir etwas öfter. Dort wohnte Wilhelm Müller, ein Cousin meiner Mutter. Er war auch Knochenflicker (Pies). Während meiner Fußballzeit musste ich ihn öfter in Anspruch nehmen. Auf dem Weg ins Dorf mussten wir an Bauermanns vorbei. Dort erwartete uns schon die Mutter von Helmut und Waldemar am Küchenfenster. Sie war eine Schwester von Wilhelms Frau. Es wurde immer ein längeres Schwätzchen. Weiter ging es an Mieleperesch. Dort stand wie immer Kunze Lina vor der Tür. Ihr Haus war an das von Mieleperesch angebaut. Lina war das größte Ratsch- und Tratschweib

von Laubach. Sie folgte uns ins Haus und blieb bis zum Mittagessen. Wilhelm sagte dann zu ihr: Lina, ich meine, du müsstest etwas für deinen Mann kochen gehen. Lina war über 70 Jahre alt. Wilhelm und Luises Sohn Emil war auch in meinem Alter. Dessen Tochter ist mit Heinz Schulz aus Laubach verheiratet.

Seltener gingen wir nach Budenbach, weil es so weit war. Dort gingen wir an 3 Häuser. 2-mal zu Cousinen meiner Mutter, 1-mal zur Cousine meines Vaters. Günter Konrad war 1 Jahr jünger als ich.

Unsere Verwandten in Simmern waren diejenigen, mit denen wir am meisten Kontakt hatten. Sie hatten eine Bäckerei und einen Verkaufsladen. Meta, die Chefin, war die Cousine meiner Mutter. Deren Sohn Robert war 3 Jahre jünger als ich. Fritz, der fast jede Ferien in Alterkülz verbrachte, war 5 Jahre jünger. Fritz baute die Schinderhannes-Bäckerei im Simmerner Industriegebiet. Er wohnt heute auf der Hackemühle bei Michelbach.

Nicht so gerne fuhr ich mit nach Kümbdchen. Otto Konrad war ein Cousin meines Vaters. Er war vor dem Krieg bis nach dem Krieg Kreisbauernführer. Lange war er für die FDP im Landtag, wo er als agrarpolitischer Sprecher tätig war. Wenn wir dort zu Besuch waren, schulmeisterte (er fragte mich ab wie ein Schullehrer) er immer an mir herum, was mir nicht sonderlich gefiel. Ottos Frau war von Schlössersch in Alterkülz. Sie hatten 2 Söhne. Otto war fünf Jahre alt, Helmut 3 Jahre älter als ich. Otto starb mit etwa 16 Jahren. Helmut vor 2 Jahren. Helmut trat in die Fußstapfen seines Vaters als Kreisbauernführer und Landtagsabgeordneter.

Bei unserem Besuch in Hecken, wo ein Bruder meiner Jacobsen Großmutter lebte, fuhren wir bis nach Kirchberg mit der Bahn und gingen zu Fuß nach Hecken. Sohn Rudolf war so alt wie ich und war ein Cousin meines Vaters. Eine Tochter von ihnen war nach Dill verheiratet. Einmal fuhren wir auf die Diller Kirmes, die neben der Burg stattfand. Mittags marschierte ich schon im Voraus dorthin. Dort angekommen sah ich einen jungen, der nicht aus Dill war, den einige Diller Jungen in einen Streit zu verwickeln versuchten, obwohl er gar nichts tat. Sie sollten ihn in Ruhe lassen, sagte ich zu ihnen. Daraufhin griffen sie auch mich an. Wir beide hielten zusammen und klopten uns mit ihnen. Da nun einige Ältere dazwischen gingen, ging die Sache ohne Sieger aus.

Übrigens: Heute am 14.02.2012 ist seit Beginn meiner Aufzeichnungen(01.02.2012) der erste frostfreie Tag nach strengen Frösten, nachts bis -20°, tags bis -10°C.

Am 20. April 1939 kam an Humes mein Cousin Winfried zur Welt. Manfred, der Erstgeborene 1934. Das Besondere an Winfrieds Geburtstag war, dass Adolf Hitler an diesem Tage 50 wurde. Alle Häuser im Dorf waren mit Girlanden behangen und mit Blumen verziert. Die Hakenkreuzfahne (die inzwischen die schwarz-weiß-rote verdrängt hatte) baumelte von jedem Speicherfenster herunter.

Übrigens: Unser Sohn Armin kam auch am 20. April zur Welt.

Brand in Hasselbach, NSV Sammlung!

Am Pfingstsonntag 1939 wurde Winfried getauft. Aus diesem Grunde durfte ich nachts an Humes schlafen. Mitten in der Nacht wurde ich durch lautes Geschrei auf der Straße geweckt. Beim aus dem Fenster hinausschauen fiel mir ein leuchtend roter Himmel in Richtung Hasselbach auf. Schon bald rückte auch die Feuerwehr mit ihrer von Pferden gezogenen Spritze aus. Da ich noch nie einen Brand gesehen hatte, zog ich mich in Windeseile an und machte mich, trotz heftiger Gegenwehr meiner Oma, auf den Weg nach Hasselbach. Dort angekommen sah ich zwei landwirtschaftliche Anwesen in hellen Flammen stehen. So ein loderndes Feuer hatte ich noch nie gesehen. Bis heute sehe ich es noch vor mir. Das eine Anwesen war das von Fritz Emmel. Er baute es nicht mehr auf. Sie zogen nach Altekülz in das Geburtshaus seiner Frau Klara. Wie ich von Hasselbach nach Hause kam, ist in meinem Gedächtnis nicht haften geblieben.

Ab dem Zeitpunkt etwa, als ich 10 Jahre alt war, musste ich für den Lehrer den NSV-Beitrag in der unteren Hälfte des Dorfes heben. In der oberen Hälfte hob Otto Heinz. Fast alle Leute im Ort waren in der „Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt“. Der Beitrag kostete monatlich 50 Pfennige. Dafür gab es eine blaue Marke, die in ein Heft eingeklebt wurde. Die etwas Wohlhabenderen bezahlten 75 Pfennig. Sie bekamen eine rote Marke. Im Winter mussten wir für das „Winterhilfswerk“ Wolldecken und warme Kleidung sammeln, was an die Armen verteilt wurde. Der gesammelte Beitrag wurde auf der Kreissparkasse in Kastellaun abgeliefert. Otto Heinz und ich mussten öfters das Geld (teils zu Fuß oder mit dem Fahrrad) überbringen. Einmal vergaßen wir mit „Heil Hitler“ zu

grüßen. Der Filialleiter Heinrich Fabel (er stammte aus Unzenberg) war ein glühender Nationalsozialist, stauchte uns mächtig zusammen und meldete es unserem Lehrer Kley, der auch linientreu war und wir bekamen unsere Dresche.

Kirmes!

14 Tage nach Pfingsten fand in jedem Jahr die Kirmes in Alterkülz statt. Abwechselnd auf der Überbach bei Schneider, die ein riesengroßes Zelt aufstellten, oder im riesengroßen Dresch- und Geräteschuppen (der inzwischen halb abgerissen ist) von Otto Mayer. Die Kirmes war für uns Kinder der größte Tag im Jahr. Samstags vor der Kirmes wurde beim Vorsteher das Geld für die gefangenen Maulwürfe ausgezahlt. 20 Pf. gab es fürs Stück. Nach dem Fangen wurden sie zum Vorsteher gebracht, wo sie den Schwanz oder ein Bein abgehackt bekamen, um sie nicht noch einmal zu bringen. Sie wurden in eine Liste eingetragen.

Zur Kirmes kamen viele Verwandte aus den Dörfern. Am Abend vor der Kirmes holten wir einen Kasten Bier fürs Mittagessen. Für uns Kinder einige Flaschen „Rhenser Silber“. Zum Mittagessen gab es fast jedes Jahr das Gleiche. Markklößchen-Suppe, Sauerkraut, Kartoffeln und Bohnen mit Rindfleisch. Verschiedentlich gab es dazu auch durchwachsenen geräucherten Speck. Als Nachtisch gab es Pudding. Für uns Kinder war damals Götterspeise der Schläger. Um 3 Uhr, nachdem Kaffee getrunken wurde, ging es dann mit der ganzen Verwandtschaft zur Kirmes.

Auf dem Fest spielte eine Blaskapelle, meist aus Schnellbach. Vor Beginn des Tanzes zog die Kapelle durch das ganze Dorf. Die Dorfjugend, mit einem Kirmesstraußschwinger an der Spitze, folgte. Meist schlossen sich ihnen die Kirmesbesucher bis ins Festzelt an. Dort bekamen wir Kinder unser Kirmesgeld. Von den Nachbarn und Verwandten 50 Pf., von zu Hause 2 Mark. Mit dem Maulwurfgeld zusammen hatten wir für damalige Verhältnisse ganz schön viel Geld in der Tasche, das aber selten für die gesamte Kirmes reichte. Bei unseren Eltern mussten wir mehrmals um Nachschläge betteln. Der Kaufwert des damaligen Geldes war mehr als 10-mal so hoch wie heute.

Der Kirmesstrauß wurde Donnerstag vor der Kirmes von der Dorfjugend mit bunten Bändern geschmückt. Anschließend gab es vom Wirt einige Kästen Bier. An einen zweiten Strauß, der an der Spitze des Kirmesbaumes befestigt wurde, kamen außer den Bändern noch buntgefärbte und ausgeblasene Eier dran. Der Kirmesbaum wurde von der Jugend unter lautem Geschrei am Sonntagabend aufgestellt.

Viele Stände mit Süßigkeiten waren auf dem Festgelände aufgebaut. An Mayers waren es meist die Größeren (da Platz genug vorhanden war), z. B. Gäns aus Spabrücken, der auch immer einen Schießstand dabei hatte. Auch Peter Karbach aus Fronhofen war immer mit seinem abgebrochenen irdenen Pfeifenstummel und seiner Frau Anna anwesend. Beide brachten großen Durst mit. Auf der Überbach war viele Male „Bäcke Homi“ mit seinem Hundekarren und „Icke“ aus Roth, der mit Ulrichs verwandt war. Nappo und Wundertüten waren ihre großen Schlager. Eine Wundertüte kostete 10 Pf. In ihr war ungefähr der gleiche Krimskrums wie heute in einem Überraschungsei. Bei Mayer war auch oft ein Kinderkarussell, auf dem etwa 8 bunt lackierte Pferdchen unter lauter Grammophon-Musik ihre Runden drehten. Es war immer gut besetzt. Jeder wollte den Pollux reiten.

Etwa um 7 Uhr gingen die Einheimischen zum Füttern heim. Währenddessen bereiteten die Frauen das Nachtessen vor. Zum Essen gab es meist Kartoffeln, Salat, Braten und Fleischwurst. Zum Abendessen gab es immer Wein, wie nachmittags im Festzelt. Die Fleischwurst und etwa 5 Pfund Rindfleisch mussten immer einige Tage vor der Kirmes im Geschäft bei Mayers bestellt werden. Metzger Knebel aus Kastellaun lieferte sie dann samstags. Nach dem Abendessen machte sich die Verwandtschaft auf den Heimweg. Fast immer zu Fuß, teilweise bis zu 10 Kilometer.

Abends ging der Tanz weiter. Da kamen meist die Unverheirateten, auch aus den Nachbardörfern. Auch die Schießbuden waren geöffnet. Es gab Papierblumen oder als größerer Preis, Stofftiere zu gewinnen. Am nächsten Morgen standen wir Kinder in aller Frühe auf, um in den Zelten nach allem Möglichen zu suchen. Z.B. Verlorenes Kleingeld, Bilder aus Zigarettenschachteln, die damals hoch im Kurs standen, und sonstigem verlorenem und vergessenem Krempel. Wir Kinder konnten alles gebrauchen. In jeder 6er Packung Zigaretten, die damals 20 Pf. kosteten, war ein Bildchen. Wir waren hinter ihnen her wie der Teufel hinter einer armen Seele. Ich hatte 2 Alben voll von

ihnen. Eines hieß: Die deutschen Kolonien. Das andere hieß: Ruhmesblätter Deutscher Geschichte.

Am Montagnachmittag ging die Kirmes in kleinerem Rahmen mit der gleichen Kapelle weiter. Es kamen meist nur Leute aus Altkülz. Abends dagegen war mehr Betrieb. Aus den Nachbarorten kamen viele Junge. Montags abends gab es auch manchmal größere oder kleine Klappereien. Ein Bruder meiner Großmutter versäumte bis zu seinem Tode nicht einmal die Kirmes. Er war nach Hecken verheiratet und kam von Kirchberg aus, um 1 Uhr samstagsmittags mit dem Zug. Fast in jedem Jahr spielte sich das gleiche ab: Nach dem Mittagessen wollte er an Humes gehen, wo ja mein Patt wohnte (der auf Seite 17 den Birnbaum stützte), doch leider kam er die meiste Zeit nicht dort an. Die Menke Kerle Adam und der kleine Peter (genannt „de krobbisch Menk“, war lange Jahre Vorsteher in Altkülz) erwarteten ihn schon. Es wurden einige Flaschen Wein getrunken. Die Menke Kerle hatten immer ihr Weinlager gut gefüllt, da sie selbst dem Wein auch nicht abgeneigt waren. Gegen Abend, als er zu uns zurückkehrte, war er immer in gehobener Stimmung. Am Montagmorgen fuhr er mit dem Zug wieder bis nach Kirchberg und ging dann zu Fuß nach Hecken zurück. Wenn er bei uns richtig in Form war, sagte er immer: „Bevor ich das erste Mal nach Hecken ging, hätte ich besser beide Beine gebrochen!“

Mittwochs nach der Kirmes fand auf dem Marktplatz unter den großen Buchen der Altkülzer Markt statt. Da hatten wir auch schulfrei. Vor dem Krieg hatten wir meist über 100 Stück Rindvieh aufgetrieben. Ein großes Bierzelt und ein Zuckerwarenstand waren auch vorhanden. Ich besuchte meist mit meinem Vater den Markt. Da gab es im Zelt immer etwas zu essen und zu trinken. Auch 1 oder 2 Mark redete ich ihm heraus. In damaliger Zeit war regelmäßiges Taschengeld nicht modern. Wurde ein Handel getätigt, wurde anschließend der „Wink auf“ getrunken, den der Käufer und Verkäufer bezahlten. Einmal verkaufte Marx aus Hundheim dem Händler Emil Mallmann aus Kastellaun eine Kuh. Beide hatten schon genug getrunken. Anschließend machten sie eine Kinderbelustigung mit uns. Sie warfen allerhand Süßigkeiten über uns in die Luft, um die wir uns dann prügeln. Auch mussten wir Wettläufe machen und Gedichte aufsagen, wofür wir gute Preise erhielten. Sie gaben viel Geld für uns aus. Als der Markt soweit beendet war, musste Marx die Kuh nach Kastellaun über Spesenroth bringen. Er setzte sich auf sie und ritt los. So weit wir ihn sehen konnten, hielt er sich wackelig darauf.

Der 2. Weltkrieg!

Politisch braute sich im Sommer 1939 etwas zusammen. Alles sprach von Krieg. Am 26. August wurde mobil gemacht. Das bedeutete: Alle Reservisten, die ihren Militärdienst abgeleistet hatten und alle Teilnehmer des Weltkrieges 14/18 unter 45 Jahren mussten jederzeit verfügbar sein. Mein Vater wurde noch in derselben Nacht rausgetrommelt. Mit ihm mussten Wilhelm



Abbildung 6: Vater, als blutjunger Bursche im 1. Weltkrieg



Abbildung 7: Einberufung 2. Weltkrieg

Gumm und Otto Heinz sofort ihre Siebensachen packen und wurden noch in der Nacht nach Kirchberg transportiert. Sie bezogen im Saalbau Bohn ein Massenquartier. Es wurde eine Kompanie Landeschützen zusammengestellt. Sie waren alle zwischen 41 und 45 Jahren alt. Nach einigen Wochen Ausbildung wurden sie nach Bad Kreuznach verlegt. Dort fungierten sie als Wachkompanie für das Armee-Oberkommando West, das im Kurhaus in Kreuznach stationiert

war. Ihr Führer war der bekannte Generalfeldmarschall von Witzleben (der später zu den Widerstandskämpfern des 20. Juli 1944 gehörte und im August 1944 von den Nazis hingerichtet wurde). Im Frühjahr wurde mein Vater mit seiner Einheit nach Neckargemünd bei Heidelberg verlegt. Dort hatte der Bruder von Apotheker Kirchmayer aus Simmern auch eine Apotheke. Mein Vater besuchte ihn öfters.

Vor der Ernte 1940 wurden alle Bauern aus der Einheit meines Vaters in die Heimat entlassen. Als Grund wurde angegeben: Zur Sicherstellung der Ernährung des Deutschen Volkes. Auch viele Bauern, die noch zu Hause waren und auf ihre Einberufung warteten, ließen sich U.K. (unabkömmlich) stellen. Über ihren Antrag entschied das Landratsamt.

Einquartierung!

Am 1. September marschierte die deutsche Wehrmacht in Polen ein, nachdem, wie man uns sagte, die Polen sich weigerten, die ehemaligen Gebiete u.a. Posen und Westpreußen zurückzugeben. Schon tags zuvor kamen die Quartiermacher nach Altkülz. 600 Soldaten mussten untergebracht werden. Jedes freie Zimmer wurde beschlagnahmt. Für Unteroffiziere und Offiziere wurden Schlafzimmer requiriert. Für die Soldaten mussten die Stuben mit Stroh ausgelegt werden. Fast alle Scheunen waren mit Pferden belegt. In unserer Stube war die Schreibstube. Zusätzlich hatten wir 3 Zimmer mit 4 Personen belegt: Mit dem Kompanieführer, dem Spieß, einem Oberleutnant und einem Unteroffizier. Da mein Vater beim Militär war, musste meine Mutter auch ihr Doppelzimmer räumen und bei mir schlafen. In ihrem Bett schliefen der Hauptmann und der Oberleutnant.

Nach großer Ankündigung redete am 1. September um 10 Uhr Adolf Hitler im Reichstag. Da noch nicht viele Familien ein Radio besaßen, gingen wir an Schreinersch, die hatten einen Volksempfänger. Die ganze Nachbarschaft war dort versammelt. Die meisten Jüngeren lagen im Stroh, das schon für die Einquartierung ausgelegt war. Adolf Hitler sagte: „Die deutschen Truppen haben die Grenze nach Polen überschritten. Ab heute Morgen 5 Uhr 45 wird zurückgeschossen!“ Damals ahnte keiner, was für ein langer, schrecklicher, verlustreicher Krieg folgen würde.



Abbildung 8: : vorne v. l. meine Mutter, Otto, Großmutter, Großvater, dahinter, Soldaten der Einquartierung



Abbildung 9: Einquartierung an Wächtersch mit kl. Gustav, Mutter und Großmutter

Am folgenden Tag zu später Stunde kam unsere Einquartierung. Erst in der Nacht hatten alle ihr Quartier gefunden.

Fast alle Fahrzeuge wurden von Pferden gezogen. Diese mussten noch in den Scheunen versorgt werden. Auch Festbindevorrichtungen mussten vorhanden sein. Ich war auch die ganze Nacht unterwegs. Vor allen Dingen trieb ich mich an den Feldküchen herum. Dort bekam jeder Soldat, ehe er ins Quartier ging, eine Feldflasche voll süßen Tee. Einige Jungs, die sich zu mir gesellt hatten und auch ich bekamen welchen aus Bechern. Das war etwas ganz Besonderes für uns. Jede Kompanie hatte eine Feldküche. Eine stand an Königs im Hof. Eine an Dixe und die andere an Claase oder Huthe, genau weiß ich es nicht mehr. Wir hatten ein gutes Verhältnis (vor allem ich) zu unserer Einquartierung. Von ihrer Verpflegung bekam ich manch gutes Stück ab. Aus Wächtersch stammte meine Großmutter. Am 4. September wurde ich 10 Jahre alt. Zwei Wochen später zogen die Soldaten, zu meinem Leidwesen, nach dreiwöchigem Aufenthalt wieder ab, weiter nach Westen. Fast die gesamte Einheit stammte aus Sachsen.

Inzwischen hatten England und Frankreich uns den Krieg erklärt.

Auch die Hunsrückhöhenstraße war nach einer Rekordbauzeit von weniger als 1 Jahr fertiggestellt worden. Über sie rollte fast Tag und Nacht der ganze Nachschub an die Westfront. Nach etwa 3 Wochen hatten wir Polen besiegt. Die Russen hatten sich mit Hitler verbündet und besetzten Ostpolen. An der Westfront gab es nur Geplänkel von einzelnen Stoßtrupps.

Lehrer Michaelis!

In unserer Schule hatte sich 1941 auch etwas getan. Unser Lehrer Kley wurde zur Wehrmacht eingezogen. Am 6. April 1941 traf ein Brief von Richard Kley an Jakobse ein, gerichtet an Otto Berg.

Trier-Feyen, Sonntag den 6.4.41. "Lieber Otto! Jetzt wirst du wohl schon darauf gewartet haben, ob dein Paket auch angekommen sei. Ja, es ist gut angekommen, und ich danke dir, besonders aber deinen Eltern, die mir dadurch eine große Freude bereitet haben. Das waren ja lauter gute Sachen, die ein Landserherz erfreut. Besonders froh ist man über die guten ländlichen Erzeugnisse, die man hier doch vermisst. Leider konnte ich nicht früher schreiben, da mir die Woche durch den Dienst

arg in Anspruch genommen wurde. Da musste die Woche über geübt werden. Jetzt willst du wohl auch wissen, wie es mir gefällt! Ich kann sagen: Im Ganzen gut. Besonders schön ist die Kameradschaft, die wir auf der Stube haben. Obwohl wir aus verschiedenen Berufen sind. Nun sind schon 8 Wochen herum. Ein großer Teil der Februar Eingezogenen ist bereits fort. Ob ich Ostern noch hier bin, ist fraglich. Am vorigen Sonntag waren mein Vater und meine Frau bei mir. Urlaub wird es auch zu Ostern keinen geben, da sind andere Landser besser dran, die können schon nach 3 Wochen in Urlaub fahren. Zum Schluss nochmals für die gute Gabe bestens dankend, grüßt dich, deine Eltern und Großeltern. Heil Hitler! Dein Lehrer R. Kley. Ich wünsche Euch allen frohe Ostern.“

(Anmerkung: „Im Ganzen gut“, war früher eine Schulnote z.B. für Betragen und Mitarbeit, eher eine schlechte Note).

Richard Kley sollte nicht wieder aus dem Krieg heimkehren.

Als Ersatz wurden die alten pensionierten Lehrer reaktiviert. Wir bekamen den über 70-jährigen Karl Michaelis aus Neuerkirch zugeteilt. Er war dort viele Jahre Lehrer gewesen und wohnte in dem Neuerkircher Schulhaus. Jeden zweiten Tag hatten wir Unterricht. Die anderen Tage unterrichtete er in Neuerkirch. Im Sommer kam er mit einem Damenfahrrad. Im Winter kam er zu Fuß. Bei etwas schlechterem Wetter kam er meist gar nicht, was uns am liebsten war. Am Ortseingang stellten wir schon Posten auf, um zu melden wenn er kam.

Die Winter Anfang 40 waren strenge Gesellen. Oft hatte er Eiszapfen an seinem Schnurrbart, wenn er morgens kam. Er war ein sehr strenger Raucher. Anfangs des Krieges gab es zwar schon Lebensmittel- und Kleiderkarten, aber noch keine Raucherkarten. Jede Verkaufsstelle von Rauchwaren durfte pro Tag 6 Zigaretten an einen Erwachsenen verkaufen. Abwechselnd mussten wir aus der Oberstufe jeden Tag nach Hasselbach, Spesenroth und Michelbach gehen oder auch mit seinem Fahrrad fahren, um welche zu kaufen. Die Verkäufer kannten uns. Bringt mir ja keine „Sargnägel“. Das waren die mit schwarzem Tabak. Die mochte er nicht.

Bis zu dem Zeitpunkt, als Michaelis kam, hatte ich fast 5 Jahre bei Lehrer Kley ziemlich viel gelernt. Bei Michaelis war das genaue Gegenteil der Fall. Am liebsten erzählte er Anekdoten aus dem ersten Weltkrieg. Die Geschichte vom Bombenschmidt war mindestens 10-mal an der Reihe. Den Kleinen setzte er etwas vor, was sie abschreiben mussten. Uns Große ließ er fast jeden Tag Luftgewehr schießen. Wir schossen auf Scheiben. Die kleinen Bleikü-

gelchen, die in einem Behälter hinter der Scheibe aufgefangen wurden, konnten wiederverwendet werden.

Etwa alle 14 Tage hatten wir eine Filmvorführung in der Schule. Mit dem Fahrrad von Michaelis und einem Rucksack auf dem Rücken musste einer von uns Großen zur Filmbildstätte nach Simmern fahren. Hier wurden für den ganzen Kreis die Stummfilmrollen verliehen. Leiter war Lehrer Schulte. Wir holten immer 5 Stück. Die Titel für die lehrreichen Streifen hatte Michaelis uns aufgeschrieben. Wir sagten immer, 1 oder 2 Rollen davon seien vergriffen. Dafür brachten wir meist lustige Streifen mit. Filme anschauen war für uns wie ein Feiertag.

Naturkunde war sein Hauptsteckenpferd. Dadurch bedingt unternahmen wir viele Spaziergänge. Auf dem Sandhügel waren wir oft. Dort wuchsen fleischfressende Pflanzen. Wenn Fliegen sich auf die Blumen setzten, schlossen diese ihren Kelch, die Fliege war gefangen. Während Michaelis dieses genau beobachtete, machten wir hinter seinem Rücken allerhand Blödsinn. Diese Sachen gefielen uns gut. Aber leider lernten wir vom Lesen, Rechnen und Schreiben so gut wie nichts bei ihm. Wir Großen lernten ziemlich viel, hatten nach 4 - 5 Jahren Kley einen guten Wissensstand. Die Kleineren, die nur bei Michaelis die Schule besucht hatten, konnten so gut wie gar nichts. Daher mussten die sich nach dem Diktat schreiben (wer mehr als 20 Fehler hatte) fast geschlossen bücken, um mit dem Haselnussstock einige Schläge auf den Hintern zu empfangen. Das war damals so üblich.

Wir hatten eine große Schulbibliothek mit einigen 100 Büchern, die ich fast alle gelesen hatte. So nach und nach wurden sie weniger, denn Michaelis nahm sie mit nach Neuerkirch. Das machte er mit den Sportgeräten genauso. Medizinbälle, Stoppuhren, Springseile und sonstige Sachen nahm er mit und brachte sie nicht wieder.

Da ich damals den Schulschlüssel hatte, womit ich morgens aufschließen musste, brachten wir einige wertvolle Sachen in Sicherheit vor ihm. Da ich im Besitz des Schlüssels war, war ich der Hauptverdächtige. Trotz aller Verhöre konnte er mir nichts beweisen. Denn während die Putzfrau nachmittags putzte, konnte theoretisch jeder in die Schule hinein. Im Keller befand sich damals ein Brausebad mit 3 Kabinen, das wir öfter aufsuchten. Der Badeofen wurde von Kaspersch Stoffel geheizt.

Mein Nachbar Gustav erinnerte mich noch an Folgendes: Lehrer Michaelis hatte 2 Steckenpferde. Außer Naturkunde war es das Singen. Das war

immer ein Schreckenstag für Otto Bettendorf. Schon wenn Michaelis den Geigenkasten öffnete, konnte Otto das Lachen nicht mehr unterdrücken. Sobald Michaelis mit der linken Hand den Geigenhals zum Vibrieren brachte und wir das Lied: „Wenn die Nachtigallen schlagen“ mit dem Kehrreim „Simsala, Bimsala, Dasala, Dusela Bim“ singen mussten, brach es mit Urgewalten aus ihm heraus. Sein Lachen übertönte den ganzen Gesang. Jedes Mal musste er sich bücken und der Haselnussstock musste seine Arbeit tun. Einmal schlug er aus Wut einen Geigenbogen auf seinem Kopf kaputt. Es war fast bei jedem Singen die gleiche Prozedur. Besonders schlimm war es für Otto, wenn jemand nach ihm schaute (vor allem Helmut Engelmann).

Auch von einem anderen will ich berichten, der von Michaelis schwere Schläge bekam. Am 13.4.44 stürzte bei Klosterkumbd ein amerikanischer Bomber ab (später berichte ich darüber). Am anderen Morgen fuhren Willi Schneider und ein paar Kameraden dorthin, um sich die Sache anzusehen. Abwechselnd mit den Neuerkirchern hatten wir nur jeden zweiten Tag Schulunterricht. Sie fuhren über Neuerkirch, wo Michaelis in seinem Garten stand und seine Schüler, die an diesem Tag mit der Schule an der Reihe waren, beaufsichtigte. Sie mussten für ihn arbeiten. Da rief Schneider, der schon immer etwas vorlaut war, seinen Kameraden zu: „Seht ihr den langen Faulenzer“ (Er war bei uns der Lange, da er bestimmt 1,90m groß war). Er hatte natürlich den „Faulenzer“, gehört, da Willi seinen Spruch laut ausposaunte. Wie mir umgehend erzählt wurde (ich ging nicht mehr zur Schule), war am nächsten Morgen in der Schule der Teufel los. Willi musste mehrere Male vortreten und sich bücken, bis dem Langen der Arm wehtat.

Die Schläge mit dem Stock taten unbeschreiblich weh. Manchmal, wenn er kräftig zuschlug, gab es dicke Striemen auf dem Hintern. Wenn wir wussten, dass wir am nächsten Tag an der Reihe waren, steckten wir uns manchmal ein Kissen in die Hosen, um die Schläge abzumildern. Wenn wir uns zu Hause darüber beschwerten, dann hieß es: Du wirst sie ja wohl verdient haben. Was ja auch manchmal stimmte und was das einzige war, was bei uns einging. Bei 2 Vätern im Dorf (deren Namen ich nicht nennen möchte) war es anders. Wenn ihre Kinder nach Hause kamen und sich über den Lehrer beschwerten, kamen sie am nächsten Tag in unsere Klasse und machten ein gewaltiges Geschrei, worüber wir Kinder uns amüsierten.

1- oder 2-mal im Jahr kam der Schulrat aus Simmern vorbei, um zu prüfen, was wir gelernt hatten. Michaelis hatte seinen kleinen Dackel dabei, der

fast immer unter einer Schulbank lag und schlief. Er fraß öfter die Schulbrote von Herbie Froneberg aus dem Schulranzen, worüber dieser sich sehr ärgerte. Einmal, als der Schulrat da war, trat Herbie dem Dackel extra auf den Schwanz. Der Dackel sprang jaulend auf und biss den Schulrat ins Bein. Uns Kinder kannte der Dackel ja alle. Der Dicke alte Schulrat war ja ein Fremder für ihn. Sofort jagte er uns Kinder aus der Schule. Drinnen gab es ein gewaltiges Geschrei. Michaelis schrie fast noch lauter als der Schulrat. Er schrie: „Von ihnen lass ich mich nicht unterkriegen. Den Hund brauche ich als Wegbegleiter.“ Aber den Dackel hatten wir zum letzten Mal gesehen.

Nachdem die Zeit von Michaelis beendet war, brachten wir die Sachen in die Schule zurück. Darunter war ein für die damalige Zeit gutes und wertvolles Mikroskop. Dieses vermisste Michaelis besonders. Er benutzte es als alter Naturkundler fast täglich. Auch ein großes nagelneues Tau war darunter. Einen neuen, sehr guten Lederfußball behielten wir aber, um damit zu spielen. Er war ein guter, unverwüstlicher Ball. Die Nähte mussten bei ihm öfter erneuert werden. Diese Arbeit erledigte der Vater meiner jetzigen Frau Elisabeth, der Schuhmacher war. Da er nicht viel für den Fußball übrig hatte, schimpfte er mit mir, tat es dann aber doch. Dabei musste der Ball ganz gewendet werden, um ihn dann von innen vernähen zu können. In den letzten Monaten meiner Schulzeit hatten wir öfter, wenn Michaelis krank war, den alten Lehrer Schmidt aus Kastellaun als Vertretung. Meine Mutter ging schon im ersten Weltkrieg bei ihm zur Schule.

Artillerie, Frankreichfeldzug!

Im Winter 1939/40 hatten wir wieder Einquartierung. Diesmal war es eine Artillerieeinheit. Die Anzahl an Soldaten war geringer als bei den Sachsen. Dafür war das gesamte Dorf vollgestopft mit Pferden und Geschützen. Sie waren mit Gewaltmärschen unterwegs, auf dem Weg zur Westfront. Es lag viel Schnee und war bitterkalt, als sie eintrafen. Schneeweiß waren den Pferden die Nüstern gefroren. Die sie begleitenden Fußtruppen schliefen teils beim Gehen. Die meisten von ihnen mussten von den Sanitätern in ihren Quartieren verarz-

tet werden. Sie hatten die Füße voller Blasen. 2 Tage konnten sie sich Ruhe gönnen, ehe es weiter ging.

Im Spätjahr 1939 wurden hunderte von Pferden vom halben Hunsrück bei uns in Altkülz aufgetrieben. Sie wurden von Veterinären genau untersucht. Die besten von ihnen wurden zum Militär eingezogen. Den Besitzern wurden sie gut bezahlt. So konnten sich diese einen Ersatz besorgen.

Im Frühjahr 1940 wurde neben der Straße nach Dickenschied auf der Wiese in ein paar Wochen ein provisorischer Feldflughafen für Jagdflugzeuge fertig gestellt. Bei solchen Bauvorhaben wurden, genau wie beim Bau der Hunsrückhöhenstraße, Arbeiter aus fast ganz Deutschland zusammengezogen.

Mitte April rücken die Deutschen ohne Kriegserklärung in Dänemark und Norwegen ein. Trotz Hilfe der Franzosen und Engländer ist in 3 Wochen der ganze Spuk vorbei. Am längsten hielt Narvik stand. Hitlers Eroberungsdurst war aber noch lange nicht gelöscht.

Am 10. Mai 1940 marschiert er in Belgien, Holland und Luxemburg ein. Am 15. Mai kapituliert die Niederlande am 28. Mai Belgien. Von Belgien aus drangen die deutschen Ende Mai in Nordfrankreich ein und umgingen so die „Maginot-Linie“, die angeblich beste Verteidigungslinie der Welt. Die den Franzosen zu Hilfe gekommenen englischen Truppen verlassen, ohne in die Kämpfe eingegriffen zu haben, fluchtartig Frankreich und fliehen Hals über Kopf von Dünkirchen nach Dover. Es waren 200.000 Engländer und 150.000 Franzosen. Die deutschen Truppen stoßen von Belgien aus, hinter dem Rücken der fast ganzen französischen Armee, die an der Maginot-Linie auf einen Angriff der Deutschen von vorn wartete, bis an die Schweizer Grenze vor. Dadurch war für die Deutschen der Weg nach Paris frei. Am 14.06.1940 nahmen sie die Hauptstadt ein.

Am 22.06. wurde in einem Bahn-Waggon im Walde von Compiègne der Waffenstillstand von Hitler und Marschall Pétain unterzeichnet.

Schwips gehabt!

Die beiden folgenden Ereignisse fanden auch zwischen meinem 10. bis 14. Lebensjahr statt. Die zeitliche Reihenfolge kann ich nicht recht einordnen. Zweimal hatte ich während meiner Schulzeit einen Schwips. Zum ersten Mal auf der Konfirmation von Kurt Dietrich 1939, der über 4 Jahre älter war als ich. Meine Mutter, die gut mit Schreinersch befreundet war, kochte dort. Ich war auch eingeladen, da ich gut mit Kurt befreundet war. Vor dem Abendessen ging jeder nach Hause, um zu füttern. Damals hatte noch jeder Landwirtschaft. Die auswärtigen Gäste gingen noch etwas an die frische Luft. Das nutzten wir aus. Otto Heinz, den Nachbarsjungen und mich nahm Kurt mit in das leere Wohnzimmer, und wir tranken die angetrunkenen Gläser und Weinflaschen aus (Auf den Festen wurde nur Wein getrunken). Als die Leute zurückkamen, wusste ich schon nichts mehr von mir. Wie man mir später erzählte, wurde ich nach Hause ins Bett gebracht, wo ich am nächsten Tag erst zu mir kam. Gut, dass Ferienzeit war. Das zweite Mal füllten wir im Keller Apfelwein in Flaschen ab. Dabei musste öfters der Wein mit dem Mund angesaugt werden. Da ich dabei helfen wollte, zog ich auch kräftig den Schlauch an. Das zeigte Wirkung bei mir. Als wir fertig waren, wollte ich zu meinen Freunden laufen, die an Königs am Klickern waren. Beim über den Hof laufen, kam ich immer tiefer mit dem Kopf und fiel aufs Gesicht, das ich mir gruselig auf unserem steinigen Hof zerkratzte.

Hans Fritsche und Me 109 in Kirchberg!

Im Frühjahr 1940 bekamen wir endlich unser bestelltes Radio von der Firma Ludwig Kramb aus Kastellaun. Es war ein gutes Gerät von der Firma „Nora“. Es kostete über 300 Mark im Vergleich zu einem Volksempfänger der 99 Mark kostete. Ein Volkswagen kostete 999 Mark. Nach Kriegsbeginn bekamen ihn nur noch Zivilisten, die ihn dringend brauchten. Autos, an die ich mich bis zum Krieg erinnern kann, waren VW und Opel P4.

Bis zu dem Zeitpunkt, wo wir ein Radio hatten, war mein politisches Interesse eher gering. Aber durch die laufenden Siegesmeldungen unserer



Orden für das Flieger-As: Mölders (links) mit Diktator Hitler und Göring (rechts)

Abbildung 10: links Mölders, Mitte Hitler, rechts Göring

Soldaten stieg meine Begeisterung stark an. Mittags um 1 Uhr kamen die Nachrichten. Nach deren Ende kam jeden Tag der Wehrmachtsbericht. Fast jeden Tag wurde über Erfolge unserer Truppen berichtet. Nach den Nachrichten kam der Bericht zur Lage. Fast immer von Hans Fritsche. Fritsche war Angehöriger des Reichspropagandaministeriums, das Josef Göbbels unterstand. In den letzten Kriegsjahren fuhr Fritsche als Kriegsbericht im Panzer des bekannten

Führers einer Panzerdivision „Generaloberst Guderian“. Ein Cousin meiner Mutter aus Leideneck war bis Kriegsende Panzerfahrer bei Guderian und Fritsche. Beide wurden bei den Kriegsverbrecherprozessen zu langjährigen Freiheitsstrafen verurteilt.

Zu Beginn des Frankreichfeldzuges wurde das bekannte deutsche Jagdfliegergeschwader Pik-Ass auf dem Feldflughafen Kirchberg stationiert. Die bekanntesten Piloten waren Mölders und Wick. Sie waren bei den ersten 10 Ritterkreuzträgern in Deutschland. Fast 100 Abschüsse mit ihrer „Messerschmidt 109“ standen bei ihnen zu Buche. Beide lagen bei dem damaligen Evangelischen Pfarrer aus Kirchberg im Quartier. Der Bomberpilot Mölders war damals ein Idol für mich. Er wurde im Alter von 31 Jahren nach 117 Abschüssen selber abgeschossen.

An einem Sonntag, auf dem Höhepunkt des Feldzuges, fuhren mein Vater und ich mit den Fahrrädern (ich mit Humes Onkels Damenfahrrad) nach Kirchberg, wo wir fast bis zum Abend blieben. Massenhaft standen die Zuschauer an der Kirchberger Straße. Die Start- und Landebahn verlief etwa parallel 50 m von der Straße bis kurz vor die Abzweigung nach Hecken. Fast ununterbrochen starteten und landeten die Jagdflugzeuge. Meist 3 (eine Gruppe)

oder 9 (eine Staffel) zusammen. Wenn sie zurückkamen wackelten sie mit den Tragflächen, wenn sie ein feindliches Flugzeug abgeschossen hatten. Kaum waren sie ausgestiegen, waren die Maler da, und brachten für jeden Abschuss einen weißen Balken am Rumpf des Flugzeuges an.

1- oder 2-mal fehlte ein Flugzeug aus der 3er oder 9er Formation. Sie kamen sonst immer geschlossen zurück. Ihre Kameraden kletterten mit hängenden Köpfen aus den Maschinen. Ihre Kameraden waren wahrscheinlich abgeschossen worden. Einmal kam ein Sanitätsauto neben die Rollbahn gefahren, wo es wartete. Nach einer Zeit landete ein Flugzeug aus dem, direkt vor unseren Augen, ein scheinbar schwer verwundeter Pilot herausgehoben wurde. Vorsichtig ließen sie ihn über die Tragfläche herunter und legten ihn auf die Tragbahre. Mit dem Sanitätswagen wurde er weggebracht. Viele der einsitzigen Me 109 hatten Einschusslöcher in ihrem Rumpf. Mölders und Wick sahen wir wissentlich leider nicht.

Kriegsgefangene! Schlesier, Einquartierung!

Nach dem Frankreich-Feldzug kamen etwa 25 französische Kriegsgefangene in unser Dorf. Sie wurden aufgeteilt an die Bauern, die jemanden im Krieg hatten. Tags arbeiteten sie bei den Bauern. Abends mussten sie ihre Arbeitgeber ins Lager zurückbringen, das im Rathaus (heute im Besitz von Werner Engelmann) eingerichtet war. Die Fenster waren vergittert. Sie wurden von 2 Soldaten bewacht, die ihre Unterkunft in der heutigen Bosselstube von Werner Engelmann hatten. Es waren Verwundete, die nicht mehr an der Front zu gebrauchen waren. Lange Zeit war einer von ihnen der Oberschlesier Alois Cziomer, der dort seine Frau Käthe Monnerjahn kennenlernte und sie auch heiratete. Morgens holten sie ihre Arbeitgeber wieder am Lager ab.

Sonntags blieben sie den ganzen Tag eingesperrt. Nur etwa 1 Stunde am Morgen durften sie unter Aufsicht raus. Dann ließ sie ihr Korporal (Heusjes Camill) antreten, und sie marschierten etwas.

Außer wenigen, die ausgetauscht wurden, blieben alle anderen bis zum Kriegsende da. Obwohl sie nicht mit am Tisch essen sollten, nahm das niemand wahr. Sie waren eng in die Familien eingebunden. Die meisten waren

gute Arbeiter und arbeiteten, als ob es für sie wäre. Einige wenige, die sich absichtlich ungeschickt anstellten, wurden ausgetauscht. Obwohl wir Jungen voller Begeisterung über die Erfolge unserer Wehrmacht waren, so waren wir doch mit den gefangenen Franzosen eng befreundet. Im Laufe der Zeit konnten sie perfekt Alterkülzer Platt.



Gefangene beim Fototermin

Gruppenfoto der Schnorbacher Kriegsgefangenen vor dem Haus des Dorfschmieds Josef Lipfert. Ihnen war der Kontakt zur deutschen Bevölkerung offiziell streng untersagt. Dass man es damit nicht so genau nahm, beweisen die zahlreichen Freundschaften, die oft noch bis in die Gegenwart gepflegt werden. Das Bild wurde uns vom Schnorbacher Bürgermeister Hans Schubach zur Verfügung gestellt, der ein Ortschronik erstellt, die im Sommer erscheinen wird.

Abbildung 11: Schnorbacher Kriegsgefangene

Mit Jereperesch Robert war ich viel zusammen. Robert wurde jeden Morgen von Jerepereschs Hund abgeholt. Der Hund saß immer lange vor dem Lager und wartete auf ihn. Manche kleinere Bauern mussten sich einen Kriegsgefangenen teilen. Sie bekamen ihn nur jeden zweiten Tag.

Der jüngste war Merje Louis. Er war ein ganz freundlicher. Sonntagnachmittags schmetterte er durch die geöffneten Gitterfenster mit seiner Trompete (woher er sie hatte, wusste ich auch nicht), oder sang lauthals seine französischen Schlager. Man hörte ihn zur Freude der meisten Alterkülzer Einwohner bis ins halbe Dorf.

Diejenigen, an die ich mich noch gut erinnern kann, sind, außer Robert und Louis, noch Heusjes Camill, Wächtersch Karl, Königs Camill, Schneirepäresch Thomas, den sie mit Recher teilten, Straßburgers Roger und Wagnersch Emil. Der war geflüchtet und einige Tage später wieder eingefangen

worden. Nach ein paar Tagen Haft kam er wieder. Er konnte perfekt Deutsch und war Dolmetscher.

Recher Thomas war ein gerissener Student. Wir waren viel mit ihm zusammen. Wenn er in der Ernte Säcke mit Getreide auf den Speicher tragen sollte, torkelte er und fiel schließlich mit dem Sack hin, obwohl sie ihn nur halb gefüllt hatten.

Die Franzosen bekamen vom Internationalen Roten Kreuz auch viele Zigaretten. Ab und zu bekamen wir von ihnen eine Schachtel, womit wir unsere ersten Rauchversuche unternahmen.

In Alterkülz waren auch 3 oder 4 gefangene Polen, die im Gegensatz zu den Franzosen, nicht eingesperrt waren. Fritze Sigmund und Humes Theo blieben noch einige Monate nach Kriegsende da, ehe sie die Heimreise antraten. Einige von ihnen blieben für immer auf dem Hunsrück.

In Horn, wo ich nach dem Krieg einige Zeit Fußball spielte, wuschen wir uns nach dem Spiel im Stall von Willi Schüler den meisten Dreck ab. Schülers hatten auch einen gefangenen Polen, der bis zu seinem Tod bei ihnen blieb. Dieser geriet noch in Panik, wenn er uns von den Deutschen Stukas (Ju 87) berichtete, die sie angriffen. Während er ihr Sirenengeheul beim Sturzflug nachahmte, ging er fast hinter den Kühen in Deckung.

Anfang 1940, als die Artillerie abgezogen war, bekamen wir eine Luftwaffennachschubkompanie in unser Dorf. Es waren lauter Schlesier. Wir hatten 4 Mann Einquartierung. Anwand, Kattner, Jähnel und Gawlik. Sie waren aus Breslau und Oels. Alle 4 hatten berufsmäßig zu Hause LKWs. Mit diesen zusammen wurden sie eingezogen. Bei uns in der Nachbarschaft waren nur Kraftfahrer einquartiert. An Königs war die Fahrbereitschaft. Ihr Chef und Fahrdienstleiter war der Schirrmeister, Oberfeldwebel Feller, der die Fahrten einteilte.

Auf den „Aneren“ (Flurbezeichnung, den Höhweg rauf, rechts hinter dem Bahnübergang) befand sich ein riesiges Treibstofflager, aus dem auch teilweise die Jagdflugzeuge in Kirchberg ihren Sprit bezogen. Unteroffizier Kurt Böhm war einer der leitenden Männer bei der Wachmannschaft des Lagers. Kurt lernte dort seine spätere Frau Else kennen. Sie kamen aus Polen nach Alterkülz. Von dort brachten sie große Mengen von Rum mit. Jeden Nachmittag gab es gesüßten Tee mit Rum. Den konnte man an der Feldküche, die in Bergs Schuppen, wo in Friedenszeiten die Kirmes gefeiert wurde, holen. Ich musste

für unsere Soldaten jeden Tag die Feldflaschen und Kochgeschirre füllen gehen. Meist half mir Otto Heinz dabei. Wir tranken uns auch immer satt daran.

Abends spielten sie in unserer Wohnstube Skat mit deutschem Blatt, statt mit französischen (wie bei uns üblich) Skatblättern. Menke Willi und Stoffel Paul, der an Jereperisch in Quartier war, waren auch immer dabei. Menke Willi war Knecht bei uns, da mein Vater beim Militär war. Vielmals wurde bei uns bis zum Morgen gekartet, denn sie hatten wenig Dienst und konnten teilweise am folgenden Tage ausschlafen. Oftmals war ich bis weit nach Mitternacht dabei. Mitunter machte ich ihnen aus Zeitungspapier Hüte, die ich ihnen dann aufsetzte.

Eines Abends bekamen Anwand und Jähnel Krach. Meine Oma ging dazwischen, da schob Anwand sie beiseite, und sagte: „Oma geh weg, sonst bekommst du auch noch einen auf die Birne.“ Am nächsten Tag war alles vergessen.

Besonders gut befreundet war ich mit Stoffel Paul. Der nahm mich mit seiner großen Zugmaschine manchmal mit, obwohl es verboten war. Eines Tages fuhr er mit seinem Gefährt, in leicht angetrunkenem Zustand, oberhalb von Neuerkirch in den Graben. Kurze Zeit später erschien der Hauptmann der Kompanie an der Unfallstelle. Dessen Fahrer war der spätere Alterkülzer Bürger Herbert Berger. Beide waren an Wagnersch (Simson) einquartiert. Nachdem der Hauptmann Stoffel angeschnauzt hatte, sagte dieser zu ihm, er könne ihn am Arsch lecken. Daraufhin wurde Paul zu einer Woche Arrest verdonnert. Die Arrestzelle war an Bettendorfs (heute Ira Klingler) in der Kammer rechts, wenn man ins Haus kam, eingerichtet. Die Fenster waren vergittert. Einmal am Tag durfte er unter Aufsicht raus, um Heizmaterial zu holen und seinen Eimer (Toilette) zu entleeren. Da Paul ein großer Kinderfreund war, waren wir jeden Tag in Bettendorfs Hof und unterhielten uns durch das geöffnete vergitterte Fenster mit ihm, was auch geduldet war.

Als die Einheit nach dem Frankreichfeldzug nach dort verlegt wurde, sie waren ein halbes Jahr in Alterkülz, schickte mir Stoffel Paul noch einige Briefe. Auch unsere Quartierssoldaten kamen öfter bei uns vorbei, wenn sie in der Gegend etwas zu erledigen hatten. Einmal weiß ich noch gut, hatten sie einen großen Karton voll feiner, französischer Schokolade dabei.

Einige der Luftwaffensoldaten ließen sich nach ihrer Gefangenschaft nach Alterkülz entlassen. Außer Kurt Böhm, war es noch Walter Stief, der Clause Frieda heiratete. Fritz Scarbatta war Sanitätsfeldwebel mit einer dicken

Schützenschnur. Er heiratete Friedas Schwester Erna. Sie lebten in Laubach. Auch Glade Paul wohnte mit seiner Frau einige Jahre in Altekülz. Er wohnte an (heute Simsons) im Zwischenbau. Er war Kreisjugendwart im Fußball. Sonntagmorgens war ich oft wegen des Fußballs bei ihm. Da duftete es immer herrlich nach Braten, den seine Frau zubereitete, aus verendeten Kälbern und Schafen, die Glade sich überall holte. Auch der Gawe Schorsch ließ sich nach Altekülz entlassen. Er heiratete (eine Frau aus Külz?) und wohnte einige Jahre im Bahnenhaus (direkt unter dem Bahnübergang), bevor sie nach Rheinböllen zogen und dort lebten. Walter Stief bekam direkt nach dem Krieg aus seiner Heimat die Nachricht, dass der Bruder von Stoffel Paul (sie waren aus dem gleichen Ort) Oberbürgermeister von Leipzig sei.

Herbert Berger war, wie schon erwähnt, an Wagnersch im Quartier, Paul Glade an Wernersch, Fritz Scarbatta an Menke, Walter Stief und Kurt Böhm an Humesperesch und Schorsch Gawe an Weihe. Herbert Berger heiratete die Martha Neuheuser, sie bauten unterhalb Petrys ein Haus. Er war lange Jahre Vorsitzender des Sportvereins.

Klopperei Neuerkirch, Jonny Donk, Unglück im Zirkus!

Eines Tages im Frühjahr 1940 spielten unsere Flieger-Soldaten gegen die aus Külz (dort lagen auch welche) auf dem Neuerkircher Sportplatz, der damals oberhalb des Dorfes, Richtung Klosterkumbd lag. Auf dem Rückweg gerieten wir mit Brück (der später bei Walter Kuhn in Simmern Kaufmann lernte und öfter Humes Onkel seinen geliebten Priemtabak brachte) und Rudi Petry jun. in Streit. Obwohl sie etwas älter als wir waren, endete die Klopperei unentschieden. Das einzige Opfer war die Armbanduhr von Otto Heinz, die er von einem bei ihnen wohnenden KDF-lern geschenkt bekam (KDF hieß Kraft durch Freude). Mit „KDF“ kamen erholungsbedürftige Städter aufs Land. Der Staat finanzierte es. Die Quartierleute bekamen ein kleines Entgelt.

Auch mit der „Kinderlandverschickung“ kamen Kinder aus ärmeren Verhältnissen aus der Stadt aufs Land. Jeweils für 4 Wochen wurden sie kostenlos aufgenommen. Bei uns war ein gewisser Helmut Hülsmann aus Dortmund. Er war etwas älter als ich.

Im Spätjahr, als die Äcker gepflügt wurden, gingen wir hinter dem Ochsespann her, um die Mäuse, die rausgepflügt wurden, zu erlegen. Da es ein ausgesprochenes Mäusejahr war, brachten wir es auf bis zu 50 Stück am halben Tag.

Eine weitere Klopperei hatten wir in Kastellaun. Auf einer Wohltätigkeitsveranstaltung in Kastellaun auf dem Marktplatz sollten 2 Pferde Jonny Donks verschränkte Arme auseinanderziehen, was ihnen nicht gelang. Jonny Donk war ein bekannter Akrobat, der in ganz Deutschland auftrat. Die Pferde gehörten „Emmels Raucher“. Er war Abdecker, der das verendete Vieh auf den Dörfern entsorgte. Nach der Veranstaltung gab es einen Riesenkrach mit den Veranstaltern um „Emmels Raucher“, der bezahlt werden wollte. Da alles für einen guten Zweck bestimmt war, bekam er keinen Pfennig.

Wir Kinder kannten alle „Emmels Raucher“. Wenn ein Stück Vieh in Alterkühl verendet war, kam er aus Kastellaun und brachte es mit seinem Pferdewagen zur „Schienkaul“, wo er ihm die Haut abzog und es dann begrub. Die Haut war sein Lohn. Der Tierfriedhof lag am Waldrand am Wüschheimer Weg, oberhalb der jetzigen Jagdhütte. Das Messer steckte er zwischen die Zähne, wenn er die Hände frei brauchte.

Einige Zeit später ging das Gerücht um, Jonny Donk wäre ein englischer Spion gewesen und hingerichtet worden. Er war Engländer und kam auf seiner Tournee ja in ganz Deutschland rum.

Vom Marktplatz aus ging es ins total überfüllte Tivoli, wo er weitere Kunststücke zeigte. Leider bekamen Hermann Wickert(Klee) und ich ihn nicht mehr zu sehen. Infolge des dichten Gedränges im Flur des Tivoli entwickelte sich eine große Prügelei. Wie beide klopten uns gegen eine große Kastellauner Übermacht. Mein ganzes Gesicht wurde zerkratzt, was dann später noch zu eitern begann. Ich sah furchterregend aus. Die Schule konnte ich über 8 Tage nicht besuchen.

Einige Zeit später fanden 2 furchtbare Ereignisse statt. In Kastellaun auf dem Sportplatz hatte ein großer Zirkus seine Zelte aufgeschlagen. Als ich aus dem Haus kam, um mit der Bahn zur Mittagsveranstaltung zu fahren, gab es 2 Häuser unter uns großes Geschrei und einen Menschauflauf. Federhenns Oma hatte sich aus dem Speicherfenster gestürzt und war sofort tot. Sie war vorher jahrelang krank. Wir erreichten gerade noch den Zug. Es regnete leicht und da damals die Veranstaltung im Freien stattfand, war alles nass und glitschig. Jakob Sprunk, ein Artist, zeigte seine Kunststücke auf einer riesengro-

ßen Kugel. Dabei rutschte er aus und fiel auf ein dickes Kantholz. Dabei brach er sich das Schienbein. Da wir nur wenige Meter davor saßen, sahen wir, dass der Knochen aus dem Bein schaute. Er schrie markerschütternd. Drei Tage später stand seine Todesanzeige in der Zeitung. Er war im Simmerner ev. Krankenhaus gestorben. Durch einen Bericht von dem Unfall, der in der Zeitung stand, kenne ich seinen Namen.

Deutsches Jungvolk und die Hitlerjugend!

Im Alter von 10 Jahren meldete ich mich beim „Deutschen Jungvolk“ an. Es war ein freiwilliges Muss. Jeder in meinem Alter war dabei. Wir hatten etwa alle 14 Tage Dienst auf dem Beller Marktplatz. Das Jungvolk ging bis zum 14. Lebensjahr.

Es war folgendermaßen gegliedert:

- 1 Dorf (z.B. Alterkülz) war eine Jungenschaft
- 3 Dörfer waren ein Jungzug, Alterkülz, Hasselbach und Spesenroth
- 3 Jungzüge waren ein Fähnlein. Wir waren Fähnlein 14. Dazu gehörten: Alterkülz, Hasselbach, Spesenroth, Hundheim, Bell, Leideneck, Völkenroth, Wohnroth und Krastel.
- 3 Fähnlein (27 Dörfer) gehörten zum Standort Kastellaun
- Die 5 Standorte (Kastellaun, Simmern, Kirchberg, Gemünden und Rheinböllen bildeten den Bann 248.
- Die Banne der Reg. Bezirke Koblenz und Trier waren zum Gebiet „Moselland zusammengeschlossen, dessen Führung in Koblenz war.
- Die ganzen Gebiete wurden in Berlin von der Reichsjugendführung geleitet.

Nach der Schulentlassung wurden wir vom deutschen Jungvolk in die Hitlerjugend übernommen. Die gebietliche Gliederung war die gleiche wie bei dem D. J. Nur die Bezeichnungen hatten sich geändert:

- Die Jungenschaft war die Kameradschaft
- Der Jungzug war die Jungschar
- Das Fähnlein hieß Gefolgschaft
- Ab Bann blieben die gleichen Bezeichnungen

Die Führungspersonen:

- Jungenschaftsführer in Alterkülz war ich
- Jungzugführer (3 Dörfer) war Otto Heinz
- Fähnleinführer war Erich Fensterseifer vom Beller Bahnhof, später Kurt Ley aus Spesenroth (später Gastwirt in Krastel)
- Hauptberuflicher Standortführer war Gustav Peuter aus Alterkülz (der Onkel von Heribert und Rainer Böhm)
- Unser Bannführer in Simmern hieß Lergenmüller. Er war sehr streng, ich habe ihn nie ohne Uniform gesehen. Er war um die 30 Jahre alt
- Leiter des Gebiets in Koblenz war „Obergebietsführer“ Rolf Karbach. Karbach heiratete nach dem Krieg die Tochter des Möbelfabrikanten Matthias Tenheff aus Ellern. Er war dort im Betrieb tätig. In den letzten Kriegstagen kam ich mit den führenden Leuten der Gebietsführung öfter in Berührung.
- Der oberste HJ-Führer in Deutschland war „Reichsjugendführer“ Balduur von Schirach. Vor Kriegsende übernahm Arthur Axmann sein Amt.

Gustav Peuter und Dixie Michel waren während des Krieges so krank, dass sie nicht zum Militär eingezogen wurden. Gustav heiratete später ins Saargebiet und wurde bald 90 Jahre alt. Wilhelm Michel ist auch 90 und lebt heute noch.

Bei uns in dem Deutschen Jungvolk hatten die meisten eine Uniform, was aber keine Pflicht war. Diejenigen, die eine besaßen, waren sehr stolz damit. Zur Uniform gehörten ein Braunhemd, eine schwarze Hose und Kniestrümpfe. Dazu Koppel, Schulterriemen und ein Schlips, der oben mit einem aus Lederriemen zusammengefalteten Knoten gehalten wurde. Am Oberarm des Hemdes war ein **dreieckiges „West Moselland“ aufgedruckt**.

Nun zu unserem turnusmäßigen Dienst auf dem Beller Marktplatz. Diejenigen, die eine Uniform besaßen, hatten sie angezogen. Dienstleiter waren meist Fensterseifer oder Ley. Wir lernten Marschieren mit Gesang. Geländespiele waren an der Tagesordnung. Anschleichen und Tarnung wurden geübt. Schnitzeljagd war auch dabei. Wenn etwas nicht geklappt hatte, wurden wir über den Sportplatz gescheucht. „Hinlegen, auf, marsch, marsch“ und



Abbildung 12: Junge in HJ Uniform v.r. Susi Steigerwald aus Frankfurt, war an Wächtersch zum Helfen in Landwirtschaft, links ihr Bruder mit Uniform

bäuchlings „Robben“ waren an der Tagesordnung. An dem Dienst nahm immer das ganze Fähnlein 14 teil.

Einmal ließ Fensterseifer Erhard Petry, der etwas Blödsinn gemacht hatte, zur Strafe laufen. „Hinlegen, auf!“ hieß es. Nach einiger Zeit reagierte Erhard nicht mehr. Er lief und lief Richtung Beller Bahnhof. Fensterseifer piffte wie wild mit der Trillerpfeife hinterher. Daraufhin schickte er mich hinterher, um ihn zurückzuholen. Ich trabte ihm zum Bahnhof nach und statt ihn zurückzubringen, fuhren wir mit dem Zug, der wenige Zeit später kam,

nach Hause. Die Sache wurde noch am selben Tage auf dem Bann in Simmern gemeldet. Gustav Peuter, der Standortführer konnte eine harte Strafe für uns abwenden.

So kamen wir mit einer ernsten Verwarnung davon.

Einmal jedes Jahr, am Ende der Sommerferien, fanden in ganz Deutschland die Sport-Reichsjugendspiele in ganz Deutschland statt. Die Wettkämpfe bestanden aus Ballweitwurf, Weitsprung und 100m-Lauf. Mit 180 Punkten bekam man eine Siegerurkunde. Für unser Fähnlein fanden die Spiele immer auf dem Beller Sportplatz statt. Die zehn Punktbesten des Standortes nahmen in Simmern an den Bannwettkämpfen teil. Zweimal war ich auch dabei. Friedel Froneberg war der beste 100m-Läufer des Standortes Kastellaun.

Am 6. April 1941 rückt Hitler in Griechenland und Jugoslawien ein. Am 17. April kapituliert Jugoslawien. Am 23. Griechenland. Im Februar 1941 greift das Deutsche Afrikakorps in die Kämpfe in Afrika ein, die die Italiener begannen und wenn es gefährlich wurde, fluchtartig das Weite suchten. Kommandeur der Deutschen war Erwin Rommel.

Der Stellvertreter Hitlers, Rudolf Heß will auf eigene Faust den Krieg beenden. Er fliegt mit einer Me 109 nach England und springt am 10. Mai 1941 über Schottland mit dem Fallschirm ab. Er wird bis Kriegsende gefangen genommen.

Russlandkrieg!

Zur Überraschung aller marschierte Hitler am 22. Juni ohne Kriegserklärung in das bis dahin verbündete Russland ein. Wir Jungen erfuhren davon, als wir am Sonntagmorgen mit dem 10 Uhr-Zug nach Simmern ins Kino fuhren. Es lief der bekannte Reiterfilm mit Willy Birgel „Reitet für Deutschland“. Mit im Zug war auch Reinhold Schneider. Der fuhr nach Schönborn auf eine Kindtaufe, wo er Pate wurde. Der Täufling hieß Gruhn. Er heiratete später die Schwester von Hermann Ries aus Külz.

Im November 1942 wird Hitlers bis dahin erfolgreiche Offensive in Russland gestoppt. Die Deutschen kamen mit dem strengen russischen Winter nicht zurecht. Die Russen starteten an vielen Punkten eine Gegenoffensive. Die 6. Armee wurde in Stalingrad eingekesselt. Es war eine der grauenvollsten und verlustreichsten Schlachten des Krieges. Am 2. Februar 1943 wurde kapituliert. Von 250.000 in Stalingrad eingesetzten Soldaten gingen die verbliebenen 90.000 in Gefangenschaft. Von denen kehrten nach dem Krieg nur noch 6.000 in die Heimat zurück.

Auch in Afrika hatte sich das Blatt gewendet. Unsere Truppen befanden sich überall auf dem Rückzug. Am 13. Mai 1943 kapitulierten unsere Truppen in Tunesien. Auch die bis dahin erfolgreichen U-Boote wurden immer mehr bekämpft und hatten hohe Verluste. Im Spätjahr 1943 tobten schwere Kämpfe in Italien, wo die Alliierten gelandet waren.

Am 6. Juni 1944 landeten die Amerikaner in der Normandie. Am 12. Juni wurden die ersten V. Waffen auf England abgeschossen. V1 und V2 bedeuteten Vergeltungswaffen. Am 21.10. eroberten die Amerikaner Aachen, als erste deutsche Großstadt. An allen Fronten näherten sich die Kämpfe immer mehr Deutschland. Trotzdem war ich noch immer voller Hoffnung, dass wir den Krieg gewinnen würden. Im Wehrmachtsbericht, der jeden Tag um 13 Uhr gesendet wurde, war immer von Absetzbewegungen die Rede, die trotzdem wie Erfolge verkauft wurden. Auch die täglichen Sondermeldungen mit denen jede laufende Sendung unterbrochen wurde, blieben fast ganz aus. Anfang des Krieges gab es fast täglich welche, in denen über Erfolge an den Fronten (Einnahme von Städten, Abschüsse unserer Jagdflieger sowie Versenkung feindlicher Schiffe) berichtet wurde.

Täglich, wenn die Luft sauber war, schaltete ich den Feindsender an unserem Radio ein, was streng verboten war. Bei herunter gedrehter Lautstärke hörte ich dann: „Bumm, Bumm, Bumm. Hier ist BBC London. Wir bringen Nachrichten in deutscher Sprache.“ In meinen Augen sprachen sie damals nur die Unwahrheit und wollten das deutsche Volk nur gegen unser Regime aufhetzen. Allmählich fand ich aber heraus, dass beide Seiten logen. Fast jede Woche warfen englische Flugzeuge nachts Flugblätter ab. Sie berichteten darin über die Aussichtslosigkeit des Krieges und forderten die Deutschen Soldaten auf, zu desertieren und die Zivilbevölkerung, alles zu sabotieren, um ein schnelles Kriegsende herbeizuführen. Morgens schwärmten wir dann mit der ganzen Schule aus, um sie in der Gemarkung einzusammeln. Niemand sollte sie zu Gesicht bekommen. Auch wir Kinder durften sie beim Sammeln nicht lesen. Wer dabei erwischt wurde, bei dem gab es später mit Stock hintendrauf.

1.März 2012: Resümee meiner Schreiberei:

Vor 4 Wochen habe ich damit begonnen, alle Ereignisse und Begebenheiten, an die ich mich noch gut erinnern kann, aus meiner Kindheit, meiner Jugend bis zur Heimkehr aus der Kriegsgefangenschaft, in der ich im Alter von 15 Jahren, 7 Wochen verbrachte, für meine Nachkommen aufzuschreiben. Da ich bis jetzt mit meinen 82 Jahren immer gewohnt war, mich mit etwas zu befassen, habe ich mich zu diesem Schritt entschlossen. An das, worüber ich schreibe, kann ich mich genau erinnern. Nur die zeitliche Reihenfolge macht mir große Schwierigkeiten. Was mir einfällt, schreibe ich auf, ohne je ein Wort

vorgeschrieben zu haben. Dann fällt mir manchmal etwas ein, was schon 2 Jahre früher war. Das trage ich dann nach. Früher schrieb ich fehlerfrei, was mir heute nicht mehr ganz gelingt. Besonders mit manchen Groß und kleingeschriebenen Wörtern, oder s, ß und Satzzeichen habe ich Probleme. An manchen Tagen komme ich nicht dazu, etwas zu schreiben, den nächsten Tag werden es dann 5 Seiten. Meine Hand zittert noch nicht. Mit dem Schreiben fülle ich die Lücken meines Tagesablaufes aus. Da ich nicht mehr gut gehen kann, ist mein weitester Weg bis Nachbar Gustav oder sonntagsmorgens zum Fröhschoppen, wo ich höchstens noch 2 Bier trinken kann.

Mein Tag sieht meist so aus: Es wird meistens halb 9 Uhr bis ich aus dem Bett krieche. Bild-Zeitung holen und die Zeit im Bad dauert bis um 9 Uhr. Anschließend Kaffee trinken und lesen der Zeitungen (täglich Hunsrücker und Bild-Zeitung, montags u. donnerstags Kicker, mittwochs Sport-Bild u. sonntags Bild am Sonntag). Das ganze dauert manchmal bis 11 Uhr. Dann hole ich Holz für hinten die Waschküche, wo wir noch mit Holz heizen.

Bis etwa 2003 machte ich jedes Jahr einen Kupp (Abraumholz). Um fit zu bleiben, zerkleinerte ich im Wald und zu Hause mit der Handsäge, obwohl wir eine elektrische Kreissäge haben. 4 cbm verbrauchen wir etwa im Jahr. 2003 habe ich das aufgestapelte Holz ausgemessen. Es waren über 70 cbm. Für mindestens 5 Jahre haben wir noch welches. Nach dem Holz holen schaue ich mir im Videotext an, was es Neues gibt. Wenn mir dann noch eine halbe Stunde bis Mittag übrig bleibt, schreibe ich noch etwas in dieses Buch. Von 1 bis 2 Uhr dauert der Mittagsschlaf. Erst lese ich, bis mir dieses Buch aus der Hand fällt. Bis der Wecker klingelt, schlafe ich. Für 1 Stunde stelle ich ihn immer ein. Von 2 bis 3 Uhr habe ich dann am Kopierer etwas zu vergrößern. Seit ich vor einigen Monaten von Armin daran angelernt wurde, habe ich fast 1000 Blatt Normalpapier u. 200 Bogen Glanzpapier verarbeitet. Viele Bilder, die ich kopierte, sind über 100 Jahre alt. Das halbe Dorf habe ich schon mit vergrößerten Kopien von alten Bildern versorgt. Hoffentlich haben die Leute so viel Spaß damit, wie ich beim Kopieren. Zur Abwechslung schaue ich im ZDF von 3 - 4 Uhr „Sturm der Liebe“. Nach dem Kaffee schreibe ich noch etwas. Von 5 - 7 Uhr spielen Elisabeth und ich ein Spiel Skip-Bo und 5 - 6 Spiele Rummikub. Das ist meine Erholung. Außer Sport schaue ich abends kaum Fernsehen. Wenn mir danach ist, schreibe ich abends noch etwas, manchmal bis um 12 Uhr. Samstags und sonntags komme ich kaum zum Schreiben, da im Fernseher Wintersport und Fußball zu sehen ist.

Bevor ich mit dem Kopieren und Schreiben anfang, überspielte ich auf dem Rekorder VHS-Kassetten auf DVD. So habe ich jetzt alles doppelt. Z.B. über 100 Hunsrückorte aus SWR-„Hierzuland“ auf 3 DVD, alle Gemeindetage u. Marathonläufe (Hunsrückmarathon) sowie alle Aufnahmen von Sigrid.

Beltheimer Josef!

Eine große Attraktion war für uns immer, wenn der Beltheimer Josef (Lippert) kam. Er war ein Bruder von Franke Ammi, der Mutter von Busunternehmer Josef Frank. Der Beltheimer Jupp war ein Händler, der von Haus zu Haus ging, um seinen Krimskrums zu verkaufen. Er war damals um die 60 Jahre alt. Er hatte eine Riesengestalt und nie eine Kopfbedeckung auf. Dazu trug er einen langen wallenden Bart. Ob Sommer oder Winter hatte er immer die gleiche Kleidung angezogen. Er hatte immer einige Wamste übereinander angezogen, die samt dem Hemd immer offenstanden. Die stark behaarte Brust war bis zum Bauch frei. Er sah aus wie Rübezahl aus dem Erzgebirge. Wir Kinder folgten ihm von Haus zu Haus und lauschten von außen, wenn er lauthals seine Waren anpries. Die Waren befanden sich in 2 riesengroßen Weidekörben, die er seitlich an einem Holzjoch um den Hals trug. Zwischen den Dörfern beförderte er diese Sachen mit einer Schubkarre mit Holzrädern. Gerüchteweise wurde erzählt, er wäre mit 2 Schubkarren in Berlin gewesen, um Waren zu holen. Er soll eine Karre immer 100 m vorgefahren haben und dann den anderen nachgeholt haben. Man hörte ihn schon vor dem Haus rumoren. Lauthals pries er seine Sachen an und schrie z.B. „Echt Gruschwitz Nähgarn“, oder „Säckelmesser, die garantiert nix schneire.“ Sein Hauptsatz war: „Wer nix kauft, brauch nix zu bezahle.“ Diesen wiederholte er hundertmal. Sein Geld bewahrte er in einer Sammlung Blechdosen auf. Für jedes 1Pf., 2 Pf., 5 Pf., 10 Pf., 50 Pf., 1 Mark, 2 Mark oder 5 Mark Stück hatte er eine eigene Dose. Die Dosen zu öffnen und schließen, dauerte ein kleine Ewigkeit bei ihm. Keine einzige Ware kostete einen runden Betrag bei ihm. Viele, die etwas kauften, was etwa 47 Pf. kostete, gaben ihm 50 Pf. und sagten: „Josef, es stimmt so!“ Da kamen sie an die falsche Adresse. Er sagte zu den Frauen: „Du Schinnoz willst wiere reicher sinn, als de bist!“ Zu den Frauen war er oft recht frech. Er hatte allen Spaß daran, ihnen Angst zu machen. Er stellte sich mit gespreizten Fingern vor sie und zog

schreckliche Fratzen und Grimassen, ohne ihnen etwas zu tun. Wenn wir Jungen an Bäckersch waren, ließen wir ihn öfter singen. Für 10 Pf. sang er lauthals ein paar Lieder, die meist nicht jugendfrei waren. Sein Markenzeichen waren die Gummistiefel, die er immer verkehrt herum angezogen hatte. Bis er das Dorf abgegrast hatte, dauerte es stark 8 Tage. Er ging abends so lange in die Häuser, solange noch irgendwo Licht brannte. Eines Abends kam er zu uns, als wir gerade mit dem Abendessen fertig waren. Meine Oma sagte zu ihm: „Josef,



Abbildung 13: Josef Lippert

wir haben noch etwas übrig. Du kannst noch etwas essen.“ Er tat es auch. Wir hatten Pellkartoffeln und Hering. Beim Essen fiel ihm die Gabel unter den Tisch. Da aß er mit den Fingern weiter. Als kleiner Kerl musste ich daraufhin lachen. Damit er das nicht merken sollte, kroch ich unter den Tisch, an dem er aß. Er hatte es aber doch gemerkt und trat mit dauernd mit den Gummistiefeln in die Rippen.

In der Nähe von Beltheim hausierte er auch mit Heringen. Eines Tages rief er aus: „Hering, so dick wie der Göring!“ (Göring war der Stellvertreter Hitlers) Daraufhin musste er 8

Tage ins Kittchen. Als er wieder heraus kam rief er: „Hering, so dick wie die vorig Woch!“

Manchmal fuhr er mit seinen Körben von Ort zu Ort mit der Bahn. Grundsätzlich löste er keine Fahrkarte. Die Schaffner im Zug, die ihn aufforder-

ten nachzuzahlen, ignorierte er. Sagte kein Wort und schaute an ihnen vorbei. Allmählich wussten es alle Schaffner und ließen ihn in Ruhe, weil doch keine Kugel an ihm einging. Wenn ihn jemand in Alterkülz fragte: „Josef wo schläfst du denn?“ Dann antwortete er: „Beim Klaane im Heu.“

Der „Klaane“ war sein Schwager Peter Frank. Als Peter bei ihm um seine zukünftige Frau anfragte, antwortete Josef ihm: „Willst du dat klein oder dat ‚Gruß‘? Dat kleine is wibbelicher!“ Peter Frank nahm dann doch dat „Gruß“. Sie war einen Kopf größer als er.

Eines Tages war ich bei meinem Schulkameraden Walter Monnerjahn (neben dem ich die letzten Jahre meiner Schulzeit saß), da fuhr Peter Frank mit seinen Kühen an der Leine, auf einem Grubber sitzend, vom Wehr in Richtung Dorf. Zwischen Monnerjahns und Wehrichs (heute Robert Schatte), wo damals noch Wiesen und Äcker waren, bogen seine Kühe an einem Überweg rechts ab, weil Peter fest eingeschlafen war. Querfeldein ging es über eingesäte Äcker. Walter und ich rannten hin, um die Kühe aufzuhalten, die kurz vor der Bahn waren. Da erst erwachte Peter.

Alte Osterkülz, Ochsen gehen durch, mit Kuh durch A. Mast!

Anfang des Krieges hatten wir einen kleinen Zwischenfall mit dem Ochsespann. Mein Großvater und ich fuhren gegen Abend in die alte Osterkülz, um mit dem Plattwagen die Kartoffelsäcke aufzuladen, die meine Großmutter, Vater und Mutter gegraben hatten. Der Plattwagen wurde vor der Ernte umgebaut. Die Mist-Horten kamen runter und eine große Holzplatte kam darauf, auf der mehr Platz für Heu und Stroh war. Als wir das Steilstück hinunterfuhren, wo vor Jahren die Müllkippe war, da rutschte den Ochsen von hinten der Wiesbaum, (der immer unter der Pritsche hing) zwischen die Hinterbeine. Die Ochsen wurden wild und gingen durch. Unter unserem Acker war eine etwa 2 m tiefe Böschung. Auf diese rannten sie zu. Mein Großvater, der genau wie ich auf dem Wagen saß, lenkte in eine andere Richtung. Im Bogen riss er sie herum in die Äcker, wo sie zum Stehen kamen. Wir und die Ochsen kamen einigermaßen unversehrt davon.

Im Acker in der Osterkühl hatten wir auch immer Wespennester in der Erde. Ohne Stiche ging es nie ab. Am Waldrand dort türmten sich riesige Ameisennester auf, mit Abstand die größten auf der ganzen Gemarkung. Die Bewohner von Alterkühl waren damals fast ausnahmslos in der Landwirtschaft beschäftigt. Traktoren gab es bis nach dem Krieg noch keine im Ort. Außer Mähmaschinen, die fürs Gras- und Getreide mähen benutzt wurden, gab es kaum landwirtschaftliche Maschinen. Die großen Bauern, die 8 - 12 ha Land bebauten, benutzten als Zugtiere große Ochsen. Diejenigen, die 5 - 8 ha bewirtschafteten, fuhren mit kleinen Ochsen. Mitunter wurde auch mit einem Ochsen und mit einer Kuh gefahren. Die Kleinbauern, mit bis zu 5 ha fuhren mit Kühen. Zu den Bauern mit mittlerer Fläche gehörten wir.

Da wir den Mist fast immer gegen den Berg zu fahren hatten, mussten wir oft vierspännig fahren. Zu diesem Zweck musste ein Kuhgespann angelehrt werden, welches dann mit den Ochsen zusammen den Mistwagen zog. Vorspannen musste ich schon mit 10 Jahren. Einmal hatte ich eine Kuh vorgespannt, in Richtung Spesenroth. Als wir auf der Höhe waren, spannte ich aus und ging mit der Kuh wieder nach Hause. Unterwegs kam ich an einem A. Mast (A. = Mast mit 2 Stützen als A geformt) vorbei. Neugierig, ob die Kuh wohl durch das A. hindurchpassen würde, trieb ich sie hinein. Da sie aber tragend war und einen dicken Bauch hatte, blieb sie zwischen beiden Stützen stecken. Es ging weder vorwärts noch rückwärts. Sie fing an zu toben, bis sie endlich frei kam. Selten empfand ich so eine große Angst, die Kuh käme überhaupt nicht mehr frei.

Einige im Dorf fuhren auch mit Pferden. Meurers besaßen 2 Stück, fuhren mit ihnen vor einen gummibereiften Wagen die Milchkannen des gesamten Dorfes zur Molkerei nach Kühl. Vor Meurers fuhren Peter und August Straßburger (die dann zum Militär mussten) bis zum Kriegsausbruch die Milch. Bei deren 2 Pferden war ein kleiner Schimmel. Er war ein russisches Beutepferd aus dem ersten Weltkrieg. Er hatte den Teufel im Leib. Nacheinander schlug er 2 Pferde im Stall, die neben ihm standen, so stark mit den Hufen, dass sie notgeschlachtet werden mussten. Bis sie dann Ersatz hatten, musste dann das Schimmelchen immer neben einer Kuh den Milchwagen ziehen. Es war in der ganzen Gegend bekannt und wurde über 30 Jahre alt.

Händler und Gaukler in Alterkül!

Außer Lipperts Josef kamen noch andere Händler, Schausteller und Originale in unseren Ort. Zum Bsp. Bauermanns Fritz (de Knutschel) kam von Zeit zu Zeit mit seiner Drehorgel nach Alterkül. Mit ihr macht er Musik und sang dabei gruselig kräftig mit. Wenn er fertig war, schrie er meist laut in die Gegend: „Wat muss eich mich quäle!“ Dann ging er in die Häuser und bekam etwas Geld. Danach zog er etwa 100 m weiter und das Ganze ging von vorne los.

Der „Knutschel“ war das größte Original in Simmern. Seine Hauptbeschäftigung dort war, verstopfte Toiletten zu öffnen. Nach getaner Arbeit bekam er einen kleinen Lohn und etwas zu essen. Vor dem Essen wusch er sich nie die Hände.

Ein weiteres Original aus Simmern war der „Hahne Peter“(Dämgen). Der kam immer mit seinem Pferdchen vor einem kleinen Gummwagen nach Alterkül Eier kaufen. Auch alte Schlachthühner kaufte er. Lauthals verkündete er seine Witze. Ferner kamen noch Eier kaufen: Der „Butter Philipp“ Schneider aus Ebschied. Die Wüschheimer „Eier Klara“, die schneller als der Schall sprach. Sie war in Hundheim geboren und eine Schwester von Jereperesch Marie. Auch das „Durether Kätt“ und der Johann Rippel aus Reich kamen Eier kaufen.

Mit Kurzwaren kamen aus Simmern der alte Demacker mit seinem langen, grauen Bart und seine Frau Binchen. Beide kamen immer getrennt an verschiedenen Tagen. Sie wohnten in der Mühlengasse, wo auch „de Knutschel“ wohnte.

Die Stalter Katt kam aus Reich mit ihrem Korb. Sie war eine gutmütige Frau. Ihr Mann dagegen, der Stalter Peere, war ein Gauner und Faulenzer. Mit dem Fahrrad und in Begleitung seines Hundes fuhr er über die Dörfer, um eine Schlechtigkeit auszuhecken. Angeblich lockte er Hunde an, die er dann ver-speiste. Damals waren es mehrere Reicher „Scheeze“, die es ihm gleich taten. Es waren meist Korbmacher und Besenbinder, die am Ortsausgang nach Reckershausen, rechts hinter Hecken und Gebüsch, in kleinen Häuschen wohnten. 1944 bekam Stalter, der etwa 45 Jahre alt war, den Gestellungsbefehl zum Schanzen am Westwall. Dem kam er nicht nach. Daraufhin kamen ein Polizist und der Reicher Vorsteher und der Leiter des Volkssturms Baltes, um ihn zu holen. Stalter zog unvermittelt eine Schusswaffe und erschoss Baltes ohne

Vorwarnung. Als die Amerikaner kamen, befreiten sie ihn aus dem Gefängnis und feierten ihn als Widerstandskämpfer. Sie setzten ihn für einige Wochen als Landrat des Kreises Simmern ein.

Auch ein Cousin meiner Mutter ging mit dem Koffer über die Dörfer, um Textilien zu verkaufen. Es war Reinhold Hees aus Simmern. Seine Frau besaß einen kleinen Laden, dort wo heute die Eisdielen steht. Reinhold übernachtete öfter bei uns.

Vor dem Krieg kamen auch öfter Bettler vorbei. Vielleicht einmal in jedem Jahr kam auch ein Bärenreiter vorbei. Er führte einen großen Braunbären mit einem Maulkorb an der Leine. Zu seiner Musik auf der Mundharmonika musste der Bär auf den Hinterbeinen tanzen und mit den Vorderpfoten mit 2 Becken trommeln. Auch ein Trompeter kam jedes Jahr, um auf der Straße - mehr lauthals als schön - zu blasen.

Nicht um Geld zu betteln kamen auch einige Male der „Nigrin Papa“ oder der „Erdal Frosch“. Beide waren Werbefiguren und gleichzeitig Konkurrenten. Der „Nigrin Papa“ war riesengroß. Er hatte etwa 1 m lange Stelzen unter seine Beine geschnallt. Ganz in Schwarz war er gekleidet. Seine Schlapperhosen hingen ihm über die Stelzen, bis auf den Boden. Auf dem Kopf hatte er einen hohen Zylinder. Ein Auto begleitete ihn, aus dem überlaute Reklame-Musik drang. An uns Kinder - wir liefen ihm nach - verteilte er allerhand Krempel z.B. Ringe aus Blech, Kreisel und Jo-Jos. Der Erdal Frosch war als solcher verkleidet und verteilte uns meist kleine Frösche aus Blech, die, wenn man darauf drückte, quakten, oder kleine Döschen mit Schuhwichse.

Külzer Bäcker ärgern, Wintersport!

Der Külzer Bäcker kam vor dem Krieg auch schon nach Alterkülz. Stefans Großvater hatte einen kleinen Wagen mit einer Deichsel. Auf der rechten Seite zog sie eine schwarz gescheckte Kuh. Auf der linken Seite ging seine kleine Frau, die sie lenkte. Anfang des Krieges kaufte er sich ein Dreirad. Da in diesen Jahren immer viel Schnee lag, war auf den Straßen eine festgefahrene, vereiste Schneedecke. Wir konnten mit den Schlittschuhen Wettrennen durch das Dorf machen. Wir warteten schon immer bis der Bäcker kam. Wenn er an den Haltestellen anfahren wollte, hielten wir ihn fest. Auf dem glatten Untergrund drehte

das Antriebsrad durch und er kam nicht von der Stelle. Wenn er ausstieg und uns nachrennen wollte, waren wir auf den Schlittschuhen schon längst weg. Übrigens, die Kuh, mit der der Bäcker kam, war die erste gescheckte, die ich bis dahin gesehen hatte. In Altkülz gab es bis dahin nur Glanvieh.

Schlittschuh laufen war etwas, was wir im Winter oft und mit großer Begeisterung taten. Vor den Umlegungen waren viele nasse Wiesen, die im Spätjahr unter Wasser standen, im Winter zugefroren. Große Eisflächen entstanden darauf. Das war die Zeit, in der wir Eishockey spielen konnten. Mit selbstgemachten Schlägern machten wir uns auf. Unser Torwart war immer mein Nachbar Oswald Schneider. Er hatte bei einem Unfall mit der Mähmaschine als Sechsjähriger ein Bein verloren. Wegen seines Holzbeines konnte er keine Schlittschuhe anziehen. Um nicht zu rutschen, zog er alte Strümpfe über die Schuhe.

Auch fuhren wir viel Schlitten. In der Schule wurde morgens schon die Parole ausgegeben; „Heute Mittag wird die Träb gebahnt.“ Damals fuhren ja fast keine Autos. Beim „Bahnen“ ging es von der Höhe bis auf die Überbach mit dem Schlitten so lange auf und ab, bis die Bahn immer schneller und glatter wurde. Am darauf folgenden Tag ging es dann richtig los. Mit selbstgebauten „Bromern“ (hinten und vorne ein Kastenschlitten, mit einem Bohlen verbunden, vorne lenkbar) machten wir uns auf. Der „Bromer“ wurde mit 4 oder 5 Mann besetzt und los ging es. Ähnlich einem heutigen Viererbob wurde auf der Höhe gestartet. Das über 2 m lange Gefährt nahm Fahrt auf. Durch das Gewicht der Personen gab es mächtig Tempo. Der Vordermann lenkte. Wenn es richtig glatt war, ging es in einem Affenzahn die Träb hinunter, teilweise ging die Fahrt bis zur Hauptstraße. Ein paar kleinere Stürze gab es auch, meist verliefen sie ohne ernsthafte Verletzungen. Bei einer Fahrt raste ein „Bromer“ ins vereiste Flößchen (Rübenwäsche), welches an Schneirepäresch Haus (Gastwirtschaft) vorbei führte. Rechts stand der Backes, links führte schräg der kleine Weg an Schneirams. Die Besatzung kam mit dem Schrecken davon, nur der Schlitten ging zu Bruch.

Skifahren kam während des Krieges auch in Mode. Dazu brauchten wir Holz aus Eschen. Das bezogen wir von Stellmacher Peter Schwenk aus Wüschheim (heute Michelmann). Peter Schwenk war ein frommer Mann. Er gehörte der Freien evangelischen Kirche an und hielt auch Predigten. Angeblich soll er bei einer Predigt, die er in einem Privathaus in Michelbach hielt und auf einem Fass stand, gesagt haben: „Mein Glaube ist so fest wie der Boden auf

diesem Fass.“ Postwendend soll es zusammengekracht sein. Mit den Holzbrettern ging ich zu Gräfe Patt, der Wagner war (Wolfgang Michels Opa). Der fertigte mir ein Paar etwa 1,20 m lange Ski (die Bretter waren nicht länger) daraus. Um die Spitzen zu biegen, tauchten wir sie anschließend in einen Kessel mit kochendem Wasser, und spannten sie dann zwischen den Sprossen der Steigleiter und der Wand ein, um die richtige Biegung zu bekommen. Anschließend fertigte der Schmied eine flache Stahlplatte, auf der die Füße standen. Daran wurden Lederriemen befestigt, die die Füße mit den Skiern verbanden. Sie stehen noch heute in meinem kleinen Museum, das ich in unserer Scheune eingerichtet habe.

Ende 1943 bekam die Standortverwaltung der HJ in Kastellaun ein paar Skier geschenkt. Sie stammen aus Beständen der Gebirgsjäger, die sie bei ihrem Kriegseinsatz in Norwegen benutzt hatten und deren Zweck erfüllt war. Mein Freund Hermann Wickert (Klee), der 1943 mit der Schule fertig war, bekam, durch Vermittlung von HJ-Standortführer Gustav Peuter, als Unterführer auf dem Standort eine Anstellung. Beide sorgten dafür, dass ich ein paar Skier bekam (damals gab es auch schon Vetternwirtschaft). Wir veranstalteten damals richtige Wettrennen mit den Skiern. Unsere Piste befand sich damals auf dem „Vogelsang“. Sie führte von dort durch den Wald, bis zur Silberschmelz. Sieger war, wer mit den wenigsten Stürzen auf der steilen und kurvenreichen Strecke durchkam. Als ich später, 1945, ins Wehrtüchtigungslager eingezogen wurde, lieb ich die Skier den Gebrüdern Froneberg, von denen ich sie nach dem Krieg nicht wieder bekam. Leider.

Fußball und Geländespiele!

Noch einmal möchte ich zu meiner Leidenschaft, dem Fußball zurückkommen. Fußballspielende Vereine gab es in Zeiten des Krieges keine, da ja fast alle Jungen im wehrfähigen Alter im Kriegseinsatz waren. Aber auf allen Dörfern fanden sich Schülermannschaften zusammen, die gegeneinander spielten. Die Spiele mussten immer vereinbart werden. Bei uns war ich dafür verantwortlich. Im Mai machten wir unser 1. Spiel auf dem Sportplatz in Hasselbach gegen Hasselbach-Spesenroth, das wir mir 1: 0 gewannen. Folgende Spieler kamen bei uns zum Einsatz: Jakob Kuhn, Alfred Wickert, Hermann Wickert,

Josef Gastdorf, Peter Schulte Koblenz (war an Sixels), Friedel Froneberg, Otto Heinz, Otto Berg, Walter Monnerjahn, Josef Braun und Peter Frank. Josef Braun und ich waren mit 10 Jahren die jüngsten. Das zweite Spiel fand am 2.6.41 statt. Auf dem Alterkölzer Sportplatz spielten wir gegen Bell, die damals beste Schülermannschaft im Kreis. Wir gewannen 3 : 0. Ein Jahr später gelang Bell die Revanche und wir bekamen mit 8 : 1 die höchste Niederlage, die wir je bekommen hatten.

Da nachmittags Kirche war, wo wir erscheinen mussten, fand das Spiel gegen Abend statt. Einige von uns durften so spät nicht mehr mitgehen. Dadurch hatten wir nur 9 Mann, darunter einige, die noch nie gespielt hatten (Otto Bettendorf und Herbert Petry). Bell dagegen hatte sich noch mit den 2 besten Buchern verstärkt. (Krämer Jupp, der die vergangenen Jahre doppelt so viele Kilometer mit dem Fahrrad fuhr als ich mit dem Auto, und Gastdorf (Gockel). Herbert Petry war der jüngste und spielte im Tor. Fast jeder Ball, der drauf kam, war auch drin. Als Verteidiger hielt ich fünf sichere Tore mit den Händen. Bei den 5 folgenden Elfmeter, die es daraufhin gab, ging ich ins Tor und hielt 2 davon. Belämmert gingen wir bei fast völliger Dunkelheit quer durch das heutige Pydna-Gelände nach Hause.

Anfang 43 gewannen wir gegen die Fortbildungsschule Alterkülz (damals Pflicht für Schulentlassene). Wir spielten 2 : 0 gegen die im Schnitt 2 Jahre älteren aus Alterkülz, Hasselbach Michelbach und Spesenroth.

Über den Zeitraum 1940 – 1943 machten wir 24 Spiele, von denen wir 15 gewannen, 5 verloren und 4-mal Unentschieden spielten. Von den 24 Begegnungen, an denen wir teilnahmen, bestritten: Otto Berg 23, Walter Monnerjahn 20, Otto Heinz 18, Friedel Froneberg 14, Kurt Johann 9, und Josef Gastdorf 8. Bei dem einen Spiel, in dem ich fehlte, hatte ich eine Pockenschutzimpfung bekommen. Gegen folgende Mannschaften spielten wir:

- Hasselbach-Spesenroth
- Bell
- Hollnich
- Horn
- Laubach
- Budenbach
- Kastellaun
- Simmern

- Reich
- Fortbildungsschule Neuerkirch-Külz

Alle Ergebnisse und Aufstellungen habe ich in einem Büchlein aufgeschrieben. Nach unserer Entlassung aus der Schule bildeten wir eine Jugendmannschaft, mit der wir einige Spiele machten. 1944 sollte die HJ-Bannmeisterschaft ausgespielt werden. Fünf HJ-Standorte spielten gegeneinander. Es waren Simmern, Kastellaun, Rheinböllen, Kirchberg und Gemünden.

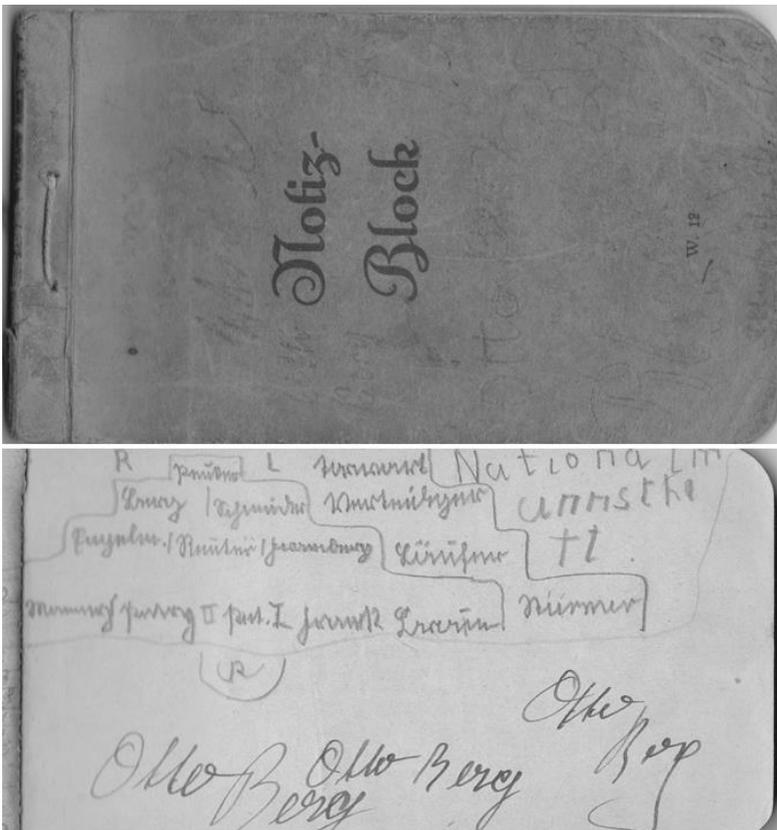


Abbildung 14: Aufstellung Schülermannschaft

Wir traten mit 6 Bellern, Benno Rolfs (Torwart), Heinz Rolfs (beide Zwillinge des damaligen Beller Pfarrers), Karl-Heinz Hartmann, Walter Junker, Fried Schneider und Rudolf Gewehr (dessen Mutter aus Altekülz, aus Schneirepärresch stammte), an. 4 Altekülzer, Friedel Froneberg, Hermann Wickert, Otto Heinz und Otto Berg spielten mit, dazu der Völkenrother Hermann Gewehr. Ich war der jüngste. Um die Mannschaft einzuspielen, traten wir gegen den R.A.D. (Reichsarbeitsdienst) Kastellaun an. Wir gewannen mit 6 : 0, obwohl der R.A.D. im Durchschnitt 2 Jahre älter war. Die Tore erzielten Gewehr 3, Berg 1 sowie Helmut Michel aus Bell (der Schwiegervater vom Zimmermann Erwin Scherer aus Neuerkirch), der in diesem Spiel Heinz Rolfs vertrat.

Am 14. Juni 1944 fand die Bannmeisterschaft statt. Schon am Morgen begannen die Spiele, da nachmittags immer die Flieger der Engländer und Amerikaner kamen. Einige Hundert Zuschauer hatten sich eingefunden, da es für alle HJ-Angehörigen Pflicht war zu erscheinen. An alle wurde zu Mittag Eintopf aus Feldküchen verteilt. Am Nachmittag überquerten uns laufend feindliche Bomberverbände. Dann mussten wir unter den großen Bäumen oberhalb des Simmerner Sportplatzes in Deckung gehen. Nach Siegen u.a. gegen Gemünden 1 : 0 genügte uns ein 0 : 0 gegen Simmern. So wurden wir viel umjubelter Meister des Bannes 248 Simmern.

Einige Monate vorher ging es um die Bannmeisterschaft im Geländelauf. Jede Schar musste eine Mannschaft stellen. Zur Schar gehörten 2 oder 3 Dörfer, je nach deren Größe. Zur Mannschaft gehörten 6 Läufer. Um in die Wertung zu kommen, mussten alle ins Ziel am Simmerner Sportplatz kommen. Zu unserer Mannschaft gehörten Werner und Walter Wagner aus Hasselbach sowie Friedel Froneberg, Hermann Wickert Otto Heinz und Otto Berg. Ich war wie immer der Jüngste. Ungefähr 35 Mannschaften nahmen teil. Die Streckenlänge betrug 18 km. Im Abstand von 1 oder 2 Minuten (genau weiß ich es nicht mehr) wurde gestartet. Wer in der kürzesten Zeit ins Ziel kam war Sieger. Das Ziel war am Simmerner Sportplatz, an der gleichen Stelle, von der aus auch gestartet wurde. Die Strecke führte nur über Feldwege. Erste Station war Altweidelbach, zwischenzeitlich mussten wir einige Hindernisse an einer alten Ruine überwinden. Nächste Station war Mutterschied. Dort stand eine Feldküche, wo wir uns mit Tee versorgen konnten. Von hier aus ging es in Richtung Holzbach. Von dort drehten wir ab, Richtung Simmern. In Simmern angekommen mussten wir den Simmerbach überqueren, der etwa 5 m breit und 50 cm tief war. Die HJ-Uniform mussten wir ausziehen, auch Schuhe und Strümpfe.

Nur mit Badehose bekleidet, mussten wir unsere Uniform trocken über den Bach bringen. Unterwegs hatten wir schon einige Mannschaften überholt, die vor uns gestartet waren. Wir waren alle gut in Form wegen unserer Fußballspielerei. Nur Werner Wagner, der sonst wenig Sport trieb, baute stark ab. Da wir ja zu sechst durchs Ziel mussten, nahmen wir ihn am Koppel und schleppten ihn mit. Schließlich kamen wir an und wurden noch Zweiter. Sieger wurde Neuerkirch-Külz, die unser Missgeschick zu nutzen wussten. Viele Mannschaften konnten nicht gewertet werden, weil sie nicht mit 6 Mann ins Ziel kamen. Nach unserer Ankunft wurde uns von der Feldküche eine süße rosa Suppe gereicht, die mir schlecht bekam. Hinter einer Hecke förderte ich sie wieder zu Tage.

Blasebalg und Gedenkgottesdienst!

Am 12. Juli 1942 fand in der Kirche der Gedenkgottesdienst für den am 8.11.41 ersten Gefallenen aus Alterkülz, Otto Schneider (Humesperesch), statt. Da im Krieg zeitweise kein Küster vorhanden war, mussten wir Schüler den Blasebalg für die Orgel treten und die Glocke läuten. Meist waren es Helmut Engelmann und ich. Am Blasebalg waren es zwei Tritte, die sich auf und ab bewegten. Der eine bewegte sich doppelt so schnell wie der andere. Wenn einer oben war, mussten wir uns draufstellen, bis er wieder unten war. Helmut, der immer alle Dummheiten im Kopf hatte, stellte öfter in den sich hoch bewegenden den Fuß drauf, sodass das Orgelspiel kurz unterbrochen war. Nach dem Gottesdienst wurden wir vom Pfarrer zusammengestaucht. Wir stellten es als ein Versehen hin.

Da am gleichen Tag des Gedenkgottesdienstes, der nachmittags stattfand, auch ein Fußballspiel der Jugendmannschaften Alterkülz - Budenbach stattfand, rannte ich sofort nach dem Gottesdienst schnell raus. Draußen wartete schon Josef Gastdorf mit seinem Fahrrad auf mich, und auf dem Gepäckträger sitzend, ging es die steile Träb hinauf zum Sportplatz. Als Torwart wurde ich sehnlichst erwartet. Meine Sportsachen hatte ich schon vorher mit hoch geschickt. In Windeseile umgezogen ging es auch schon los. Mit 12 Jahren war ich der einzige, der noch zur Schule ging. Die Aufstellung: Otto Berg, Jakob

Kuhn, Reinhold Schneider, Otto Heinz, Hermann Wickert, Gerhard Odenbreit, Friedel Froneberg, Kurt Dietrich, Kurt Johann und Josef Gastdorf. Wir gewannen 3 : 0. Drei Tore durch Johann.

Bei der Erntearbeit helfen!



Abbildung 15: An Wächtersch, v. r. Susi Steigerwald, Emma, Stefan, poln. Gefangener, halbe Oma mit Strohseilen

Ab dem Alter von 10 Jahren mussten wir Kinder nach Schulschluss in der Erntezeit zu Hause mithelfen. In der Heu- und Grummeternte mussten wir beim „Spreiten“(Gras mit der Gabel auseinander schütteln) helfen, beim Heu holen mussten wir mit dem Rechen das Heu nachscharren, das beim Aufgabeln (spissen) liegen blieb. Beim Abladen zu Hause war es meine Aufgabe, das Seil am Heuaufzug (den wir 1938 bekommen hatten) zu ziehen. Der Heuaufzug war eine übergroße Doppelgabel, die ins Heu eingedrückt, sich dann beim Hochziehen von selbst zuzog, und so konnte man eine große Menge auf einmal damit nach oben befördern. Die Winde zog die beladene Heugabel hoch, dann zur

Seite an die Entladestelle über dem Heustock. Dort öffnete die Gabel und das Heu stürzte über eine Rutsche nach rechts oder nach links in den Heustock. Wollte man auf der anderen Seite der Tenne abladen, wurde erst hochgezogen, dann zusätzlich mit einem anderen Seil eine Weiche gezogen, um auf die andere Seite zu gelangen. Dieses Gerät war schon ein großer Fortschritt gegenüber der alten Methode, von Hand abzuladen. Das Ziehen der Seile verlangte schon ein geringes Technik-Verständnis

Eine weitere Aufgabe für mich war, beim Mähen vom Getreide Strohseile zum Einbinden der Garben auszulegen. Im Winter wurden die Strohseile im warmen Kuhstall geknotet, in Bündel zu je 50 Stück.

Ab 1941 konnte mein Großvater nicht mehr draußen mitarbeiten. Seine Arbeit, vom Sitz der Mähmaschine aus die Ochsen an der Leine zu führen, fiel mir dann zu. Mein Vater saß auf einem seitlich an der Maschine angebrachten Sitz und „kleckte ab“. Das Abklecken funktionierte folgendermaßen: Mit einem Spezialholzrechen, der oben einen Griff hatte, den seine Hand hielt, die andere umklammerte den Stiel. Das abgemähte Getreide drückte er mit dem Rechen nach hinten, gegen einige am Hinterteil des Mähbalkens befestigte, etwa 5 cm breite und 60 cm lange Holzlatten. Diese waren an einem Rundeisen befestigt, das unten und oben Gelenke hatte. Wenn eine Garbe voll war, ließ er den Fuß los, der auf einem Tritt stand, der durch ein Gestänge mit dem Rundeisen verbunden war. Nun fiel die Garbe heraus und konnte eingebunden werden.

Die Garben wurden zu je 9 Stück zusammengestellt. Beim so genannten Kasten wurde eine Garbe in der Mitte aufgestellt (die ich immer festhalten musste bis die anderen 8 Garben daran gestellt waren). Wenn Regen in Aussicht war, bekam der Kasten einen Hut auf. Eine Garbe wurde mit der Ährenseite auseinandergespreizt und über den spitzen Kasten gestülpt. Wenn der Wind kräftig wehte, flogen viele Hüte davon, auch manche Kasten wurden umgeworfen. Erneut mussten dann die Kasten wieder aufgestellt werden.



Abbildung 16: Ernte an Wächtersch: Kaffeepause auf dem Feld v. I. Gustavs Oma, Mutter, Opa, Stefan der Pole.

Abbildung 17: Ochsengespann mit Karl, dem franz. Gefangenen, auf dem Wagen Gustav und ein Mädchen aus den Niederlanden



Nach etwa 8 Tagen wurde das Getreide dann, wenn es trocken war, nach Hause gefahren. Beim Aufladen musste ich mit dem Ochsespann von Kasten zu Kasten vorfahren. Mein Vater gabelte sie hoch und Mutter stapelte die Garben auf den Plattwagen. Etwa 200 Stück ergaben eine Fuhre. Beim Abladen zu Hause musste ich auch immer mithelfen, da man 3 Personen dazu brauchte. Vater gabelte sie vom Wagen auf die Decke des Viehstalles, von dort reichte ich sie meiner Mutter weiter, die sie dann aufschichtete.

Um die Dreschzeiten zu regeln, wurde immer schon vor der Ernte eine Versammlung abgehalten, um die Dreschzeiten auszulosen. Um das Stromnetz nicht zu überlasten, durfte immer nur ein Drittel der Betriebe dreschen. Die offiziellen Dreschzeiten dauerten von 7 Uhr morgens bis 7 Uhr abends. Das waren 6-mal je 2 Stunden, sodass wir 2-mal pro Tag an die Reihe kamen.

Da wir damals noch nicht die modernste Dreschmaschine hatten und sie dauernd defekt war, kamen wir mit unserer Zeit nicht hin. Deshalb begannen wir schon morgens, sobald es hell wurde, zu dreschen. Das war erlaubt. Vor der erlaubten Zeit beginnen, durfte nur einer aus der ausgelosten Dreiergruppe. Bevor es zur Schule ging, musste ich um 5 Uhr aus den Federn (was damals noch eine mit Spreu gefüllte Unterlage war). Beim Dreschen war meine Aufgabe, die Garben zu öffnen und sie meinem Vater auf den Tisch der Dreschmaschine zu legen. Der musste beim Einlegen darauf achten, die Maschine nicht zu stark zu beschicken, weil dann der Antriebsriemen absprang. Hauptsächlich Getreide, welches nicht ganz dürr war, machte der Dreschmaschine Probleme. Mutter band unten in der Scheune das leere Stroh zusammen und hing die vollen Fruchtsäcke ab. Unsere zusammengestellte Dreschkombination, oben Stiftenmaschine, die Körner vom Stroh trennte, darunter aufgebaut eine Windmühle, die durch Schüttler und Wind die Spreu, Stroh und Frucht voneinander trennte. An der Windmühle war zu meiner Freude öfter etwas defekt. Während der Reparaturarbeiten legte ich mich auf die Garben und schlief.

Damals im Krieg gab es ja kaum neue Sachen. Ein Jahr, während der Erntezeit, hatte ich ein Paar alte Schuhe an, die ganz und gar nicht passten. Die Nägel und Pinnen drückten auf die Fußsohlen. Da ich annähernd den ganzen Tag auf den Beinen war, hatte ich die Füße voller Blasen. Trotz großer Schmerzen musste ich, da ich ja gebraucht wurde, weiter mitarbeiten. Diese Tage voller Schmerzen vergesse ich nie.



Abbildung 18: Säcke auf den Speicher tragen

Das gedroschene Stroh wurde mit dem Aufzug in die Scheune hoch gezogen. Auf die Gerüste über der Tenne mussten wir es mit der Hand hochgabeln, was eine schwere Arbeit war. Manchmal, wenn die Scheune voll war, fuhren wir es in einen Acker und setzten es auf Haufen. Bis zu 3 Wagen passten auf einen Haufen, der rund gesetzt wurde und oben spitz zulief, damit der Regen nicht ins Stroh hineinlief. Sobald im Winter wieder Platz in der Scheune vorhanden war, wurde das Stroh wieder heimgebracht.

Die gedroschene Frucht wurde fast alle auf dem Hausspeicher gelagert. Die Säcke mit der Frucht standen so lange hinten in der Scheune, bis mein Vater Zeit hatte, sie hoch zu tragen. Das fand statt, entweder wenn kein Erntewetter war oder sonntagmorgens. Da es im Krieg

keinen Kunstdünger gab, wurde etwa ein Viertel der heutigen Erträge geerntet. 40 Ztr. pro Hektar waren damals schon viel. Da wir damals etwa 4 ha Getreide anbauten, mussten zirka 150 Ztr. hochgebuckelt werden.

Alles in Jahrzehnte alten feinen Säcken mit eingewebten Namen drauf. Etwa 120 Pfund passten in einen Sack. Nur ein geringer Teil der Frucht, die auf dem Speicher lag, wurde verkauft. Sie wurde auf dem Speicher in 1,5 Ztr. Säcke gefüllt, die der Landhandel stellte, dann in die Scheune getragen, wo sie abgeholt wurden.

In der Zeit des Krieges bekamen wir eine Auflage, wie viel wir pro Hektar abgeben mussten. Manchmal bekamen wir eine Sonderzuteilung von Thomasmehl. Die wurden in 2 Ztr. Säcken geliefert, die wir buckeln mussten. Bis weit in die fünfziger Jahre musste aller Kunstdünger, da es noch keine Düngerstreuer gab, von Hand gesät werden. Die beiden ersten Streuer wurden von

Raiffeisen zur Verfügung gestellt. Bei deren Ausleihe gab es Krach. Ganz raffinierte holten ihn schon am Abend vorher, obwohl sie ihn nächsten Mittag benutzten.

Die ganzen schweren Säcke schleppen und in der Ernte von 5 Uhr morgens bis 10 Uhr abends schwerste Handarbeit verrichten, würde ich der heutigen Jugend nicht mehr zutrauen, da sie, meiner Ansicht nach, nicht mehr genug belastbar ist. Trotz Sonnenbank und Fitnessstudio, 35 Stunden Arbeit in der Woche sind ihnen noch zu viel. Wenn während der Ernte das Wetter nicht beständig war, mussten wir auch am Sonntag arbeiten. So kamen wir manchmal auf über 80 Stunden die Woche. In vielen Jahren war die Frucht nicht ganz trocken, wenn sie auf den Speicher zur Lagerung kam. Einige Wochen lang wurde sie dann jeden 2. Tag umgeschaufelt. Trotzdem wurde sie manchmal leicht schimmelig.

Wir hatten auch zwischenzeitlich eine neue moderne Dreschmaschine angeschafft. Davor stellten wir eine Strohpresse, die wir auch gekauft hatten. Sie band das Stroh ein. In den fünfziger Jahren bekamen wir mit Franze und Gräfe zusammen einen Mähdrescher. Von da an brauchten wir keine Strohseile mehr zu binden. Auch ein 15 PS Bulldog (Traktor) wurde angeschafft, so konnten wir damit in 2 Touren die Frucht nach Kastellaun bringen. Die übrigen 250 Säcke mussten weiterhin auf den Speicher getragen werden. Das war nach dem Krieg meine Arbeit. Einmal trug ich an einem Sonntagmorgen 35 Säcke hoch. Das dauerte einige Stunden. Am Nachmittag spielten wir in Beltheim Fußball. Meine Beine waren so schwer und lahm, dass, wenn ich nach dem Ball treten wollte, er schon lange weg war. Ich war ein glatter Ausfall. Auswechslungen gab es damals noch nicht.

1960 bauten wir an die Scheune einen großen Fruchtspeicher. Darunter entstand ein Rübenkeller. Ab diesem Zeitpunkt wurde die Frucht mit einem Gebläse auf den Fruchtspeicher befördert und das Säcke schleppen hatte ein Ende.

Kartoffel- und Rübenernte!

Ab Mitte September begann die Kartoffelernte. In den Kriegsjahren bauten wir etwa 80ar Kartoffeln an. In dieser Zeit gab es durchweg gute Kartoffeljahre, obwohl nur mit Stallmist gedüngt wurde. Auf den 80ar ernteten wir damals 400 - 500 Ztr. Davon mussten wir über 100 Ztr. abliefern. Mit dem Ochsesgespann fuhren wir sie zum Bahnhof, wo Waggonen bereitstanden, in die wir sie reinkippten. Vor dem Krieg wurde von der Raiffeisen-Genossenschaft ein Kartoffeldämpfer angeschafft, der von einem Mann bedient wurde. Wir besaßen 2 betonierete Kartoffelsilos. In jedes Silo passten 10 Kessel à 6 Ztr. gedämpfte Kartoffeln. Durch das Dämpfen und anschließende Feststampfen im Silo wurden die Kartoffeln haltbar und verdarben nicht. Die restlichen Kartoffeln wurden eingekellert. Die dicken und die kleinen Kartoffeln wurden über eine Rutsche, vom Hof aus, hineingerollt. Meine Arbeit war es, mit einer Kratze die Einschüttlöcher frei zu halten oder sie, auf dem Bauch liegend, mit den Füßen zurückzutreten. Mitunter war der Keller bis zur Decke mit Kartoffeln gefüllt. Die Saat- oder Setzkartoffeln mussten immer auf dem Rücken in den Keller getragen werden. Dabei rieselte einem oft die Erde, die noch an den Kartoffeln hing, durch die Poren der Säcke über den Rücken bis an den Hintern.

An dem Kartoffeldämpfer war ein großes Firmenschild. Er stammte aus dem Städtchen Lommatzsch. Der Kartoffeldämpfer stand noch vor seinem Winterlager, als die Sachsen 1939 kamen. Der Spieß, der bei uns im Quartier lag, war auch aus dem Sachsenstädtchen Lommatzsch. Als er den Dämpfer sah, war er voller Freude und bekam richtig Heimweh.

Lag ein Kartoffelacker in der Nähe eines Waldes, wurde in der Zeit der Kartoffelernte immer ein Feuer entfacht. Einen Haufen Reisig und dünne Äste aus dem Wald wurden meistens von uns Kindern angeschleppt und angezündet. War das Feuer soweit abgebrannt, wurde eine Tasche voll mittelgroßer Kartoffeln in die heiße Asche gelegt und mit Glut abgedeckt. Nach einer halben Stunde waren sie gar und wurden mit großem Genuss verspeist, oft zum Nachmittagskaffee. Für uns Kinder war es das Höchste. Vor allem war das Kartoffelfeuer eine willkommene Abwechslung, in der für Kinder doch langen und langweiligen Kartoffelernte, die etwa 3 Wochen andauerte und wir meist mit auf dem Acker waren. Im Alter von 9 Jahren lag unser Kartoffelacker auf der



Abbildung 19: Obstwiese Hambuch heute, wo unser Kartoffelacker lag, Windräder muss man wegdenken

Hambuch, wo sich heute die Alterkölzler Obstwiese befindet, etwa 200 m vom Wald entfernt.

Einen großen Haufen hatte ich schon zusammenschleppt, Schneireperesch Acker lag etwa 100m vom Wald entfernt. Willi schleppte auch Holz zusammen. Da er 2 Jahre jünger war als ich, konnte er nicht so viel tragen, sein Haufen war kleiner. Mit meinem letzten Bündel unterwegs, kam ich an ihrem Acker vorbei. Willis Vater kam angerannt und sagte zu mir: „Ihr habt genug Holz, lege es hier ab!“ Als ich seiner Anweisung nicht nachkam, nahm er es mir mit Gewalt ab. Ich wollte nicht loslassen und wehrte mich. Daraufhin gab er mir eine schallende Ohrfeige, die ich heute noch spüre. Die Kartoffeln wurden damals fast alle mit dem Karst gegraben. Während des Krieges wurde angefangen, sie mit dem Pflug auszupflügen. Beim Umpflügen für die Wintersaat, nach der Ernte, musste ich mit dem Korb hinter dem Pflug hergehen und die liegengebliebenen Kartoffeln aufsammeln. Einige Säcke voll waren die Ausbeute. Sie wurden, wie die meisten anderen Kartoffeln aus dem Keller, mit den Schweinen verfüttert.

So um die 10 Schweine hielten wir damals. Sie wurden meist auf über 3 Ztr. gemästet, da in dieser Zeit der Speck noch gefragt war. Ab Frühjahr muss-

ten im Keller die austreibenden Keime an den Kartoffeln entfernt werden. Viele Male war dies meine Aufgabe. Am Tag brauchten wir fast einen Ztr. In der Waschküche, in einem großen Kessel, wurden die Kartoffeln gekocht. Nach dem Kochen wurden sie mit einem vierzinkigen Karst in einer großen Bütte klein gestampft. Bis Juni etwa waren die Kartoffeln im Keller aufgebraucht. Ab diesem Zeitpunkt, bis zur neuen Ernte, wurden dann die in den Silos eingelagerten entnommen.

Mit dem Ende der Kartoffelernte ging es nahtlos in die Rübenernte über. Die Blätter der Rüben wurden von Hand abgedreht. Da wir eine Rübensorte anbauten, die meist über der Erde wuchsen und wenig Wurzeln hatten, konnten wir die meisten mit den Füßen austreten. Wir ernteten auf etwa 70 Ar Fläche so um die 30 Wagen voll. Da wir bis 1960 nur den kleineren Rübenkeller zur Verfügung hatten und noch einige Wagen in der Tenne lagerten, mussten wir über die Hälfte in Mieten (Rummelekaule) unterbringen. Diese lagen meist im Bellweg und an der Träb oben rechts. Sie waren Eigentum der Gemeinde und wurden im Spätjahr versteigert. Die Bauern steigerten fast immer die gleichen. Wir hatten meist 7 Stück, die wir füllten. 2 bis 3 Wagen passten in eine hinein. Die Mieten wurden vor der Einlagerung „geputzt“, Strohrefte und altes Material vom Vorjahr ausgeschaufelt. Nach dem Befüllen kam eine Strohschicht als Abdeckung gegen ersten Frost darüber. Nahte später der Winter, wurde noch Erde über das Stroh geschichtet, mit zwei Belüftungslöchern, damit die Rüben im Innern noch atmen konnten.

Die in der Tenne gelagerten Rüben wurden zuerst verfüttert. Waren sie aufgebraucht, wurde damit begonnen, welche aus den Mieten heim zu holen. Waren die Rüben aus der Miete arg dreckig, mussten sie in der Rübewäsche gereinigt werden. Drei Stück davon gab es in Alterkühl. Eine befand sich auf der Überbach, neben Schneirepäresch. Auf dem Wehr lag sie am Weg zum Steinbruch. Im Unterdorf fand man sie unter dem Pfarrhaus, vor der Bahnbrücke.

Furt über Bach, Backes, Kessel kochen!

Der Weg zu den Feldern auf den Büchelchern führte über eine Furt durch die Sickerbach, da noch keine Brücke vorhanden war. Der Boden war mit Steinen befestigt. Das Wasser stand im Sommer etwa 10- 30 cm hoch. Bis das Vieh daran gewohnt war durchs Wasser zu gehen, gab es manchmal Schwierigkeiten. Auch hinter der Schule war zwischen dem Bach und dem Mühlenteich eine Furt.

Der Mühlenteich wurde einmal im Jahr von dem angeschwemmten Schlamm gereinigt. Deswegen musste das meiste Wasser abgelassen werden. In dem verbliebenen restlichen Wasser zappelten viele Forellen herum, die es damals noch in großen Mengen gab. Wenn das Wasser mittags abgelassen wurde, waren wir größeren Kinder schon zur Stelle. Rasch wurden Schuhe und Strümpfe ausgezogen und es ging rein in das verschlammte Wasser, um die wild zappelnden Fische zu fangen. Einen mit etwas Wasser gefüllten Eimer hatten die meisten dabei, um die gefangenen Fische aufzubewahren. Ich war kein guter Fänger, die zappelnden, glatten Forellen glitten mir durch die Finger. Einigen anderen ging es ebenso. Mit 1 - 3 Stück war ich dicke zufrieden. Manche wenige Spezialisten brachten es auf 7 - 8 Stück.

Der Mühlenteich, am unteren Ende etwa 4 m breit und 1 m tief, war im Sommer unser Baderevier. Richtig schwimmen konnte keiner von uns. Auch hatten wir 2 Flöße zusammengebaut. Auf 4 oder 5 Tannenhölzer waren Bretter genagelt, es war 2 m lang und 1 m breit. 2 Mann standen darauf und schoben es mit Stangen vorwärts. Sobald der Weiher dann im Winter dick genug zugefroren war, kurvten wir mit Schlittschuhen darauf herum.

Für die im Kriege sehr kalten Winter musste genug Brennmaterial vorhanden sein. 40 Ztr. Brikett verbrannten wir innerhalb eines Jahres. Otto Mayer ging von Haus zu Haus, um die Bestellungen entgegenzunehmen. Trafen die Briketts am Bahnhof ein, konnten wir 2-mal im Jahr etwa 20 Ztr. aus den Waggons auf unseren Wagen laden. Mit dem Ochsendgespann fuhren wir dicht an den Waggon heran. Eine fahrbare Blechwaage mit einem großen Trichter auf dem Waggon wurde mit 1 Ztr. voll geschippt. Sie wurde dann auf den Wagen mit den Horten ausgekippt. Meterweise musste man vorfahren, damit der

Wagen gleichmäßig beladen werden konnte. Bei jedem Zentner brachte Mayer einen Strich an der Waggonwand an. Wie auf einem Bierdeckel in seiner Wirtschaft. Den Rest aus dem Waggon brachte er mit seinem Pferdegespann zu den Leuten, die kein Fuhrwerk besaßen.

Das Salz bekam man in Zentnersäcken auch nur auf Bestellung. Er fuhr es mit seinen Pferden von Haus zu Haus.

Im Gemeindewald wurde das eingeschlagene Holz versteigert, wovon wir 4 m ersteigerten. Dazu noch einen „Kupp“ (Abraumholz), in dem es etwa 2 m dickeres Holz, dazu genug Reiserholz und für das ganze Jahr Backwellen gab.

Jeden Donnerstag wurde beim Backeschulles (Schultheis-Vorsteher) das Backen für die ganze Woche ausgelost. Die Holzlose befanden sich in einem Leinensäckchen und wanderten mit dem Backeschulles mit. Am Neujahrstag wanderte der Backeschulles ein Haus weiter.

In Alterkülz standen 6 Backhäuser. Das Unterste hatte die Hacke Mühle (heute Steinfort) für sich allein. Das Nächste stand in der Backesgass, rechts an der Straße zum Faller. An ihm hatten die Bewohner aus dem Unterdorf, bis an Königs, teil. Das Dritte stand an der Kreuzstraße, dort wo Recher ihr Haus angebaut haben. Von uns bis an Humes wohnten die Teilhaber. Am Vierten, der direkt hinter der Brücke rechter Hand lag, backte die ganze Überbach. Der Nächste stand direkt vor Huthe Haus. Zu ihm gehörten alle von Claase (Klippel) bis an Weierichs (Robert Schatte). Das Wehr besaß auch einen Backes, er stand neben Neuheusers (heute Philippsen).

Alle 2 - 3 Wochen war Backzeit. Einen Ofen voll, 12 - 13 Stück Brot passten hinein, war die Menge, die wir benötigten. Samstags wurde Kuchen gebacken. Meist immer 3 Häuser zusammen. Bei ganz viel Bedarf wurde schon freitags begonnen. An Brennmaterial brauchten wir weit über 100 Backwellen im Jahr. Den Kessel, in dem wir die Schweinekartoffeln kochten, heizten wir auch mit Reisigholz. Dieses wurde mit dem Beil oder mit der Hääp (Hippe) auf etwa 25 cm klein gehackt und anschließend in die Bündel mit dem schon benutzten Wellendraht eingebunden. Den Wellendraht kauften wir in Rollen. Er wurde auf ein handliches Stück Rundholz gewickelt. Damit banden wir die Backwellen zu. Von den kleinen Bündeln für den Kessel brauchten wir über 200 St. im Jahr. Die etwa 6 m Holz, die wir übers Jahr benötigten, wurden, auf einem Holzblock liegend, mit der Handsäge zerlegt. Auf jeder Seite des Holzblockes stand einer, der die Säge anzog (nie drücken, wurde mir angesagt, als ich

ab 12 Jahren dabei helfen musste). In der Küche brauchten wir Holz zum Kochen und tagsüber zum Heizen.

Winter, kalt im Haus, erstes Bad, Parteiliste!

Im Winter ging es am Abend in die Wohnstube. Dort wurde die Lampe von der Decke geholt und an einem langen Haken festgemacht und so tief gehängt, damit die im Kreise sitzenden Frauen bei ihren Strickarbeiten besser sahen. Fast jeden Abend hatten wir eine „Strick- und Maye-Runde“. Auf der Bank neben dem Ofen saßen meist Königs Christoph und Weyhe Hein, die etwas über 60 Jahre alt waren. Sie erzählten nur Anekdoten aus dem ersten Weltkrieg. Ich wartete schon jeden Abend auf sie.

Der Ofen, der in der Stube stand, war ein Prachtstück. Er hatte über dem Feuerloch zwei Etagen, vor denen vier silbern glänzende Türen waren. Auf jeder gusseisernen Tür waren verschiedene Bilder eingebrannt. Neben dem Feuerloch war noch ein kleines Fach, auch mit einer verzierten Tür. In dem Fach konnte etwas warm gehalten, darunter konnte gekocht werden. Da wir im Backes backten und in der Küche kochten, wurde das selten getan. Er wurde auch als zu schade dafür befunden.

Neben dem Ofen hatten wir einen lederbezogenen Sessel stehen, dessen Bezug schon etwas abgenutzt war und in dem mein Großvater abends saß. Vor dem Ofen war eine kleine ausgetretene Stelle im Fußboden. Da Großvater manchmal mit mir in der Stube Klicker spielte, benutzten wir sie als Klickerkälchen.

In unserer Nebenstube, wo meine Großeltern schliefen, hatten wir ein kleines Öfchen stehen. Es steht heute auf meinem sogenannten Museum in unserer Scheune. In meinen ersten Lebensjahren schlief ich in einem kleinen Bettchen, mit meinen Eltern in der Stubenkammer. Die Stubenkammer war mit einer Tür mit ihrer Schlafstube verbunden. Nach einem Umbau gehört sie heute zur Küche.

Im oberen Stockwerk, wo wir seit meiner Schulzeit schliefen, befand sich kein Ofen. Auf mit Haferspreu gefüllten Bettbezügen schliefen wir, wie fast alle im Dorf. Frisch gefüllt waren die Bezüge in den ersten Wochen voll wie ein

Ballon, danach lag man in einer kuscheligen Mulde. Jedes Jahr wurde neu gefüllt. Unter dem Bett stand damals ein Pinkel-Pott. In den kalten Wintern, wie sie damals vorkamen, war der Inhalt manchmal gefroren. Jedes Haus hatte damals einen Plumpsklo draußen im Freien. Musste man ihn im Winter aufsuchen, meinte man manchmal, der Hintern würde einem einfrieren.

Die Betten wurden abends mit zwei handballgroßen, auf dem Herd erhitzten Steinen vorgewärmt.

Bis 1950, als unsere Kanalisation gebaut wurde, hatte niemand im Ort eine Toilette oder ein richtiges Bad im Haus. Samstagabends wurde, ehe man ins Bett ging, sich in einer Bütte nacheinander gewaschen. Anfang 50 bekamen wir, mit von den ersten, ein provisorisches Bad. Einen emaillierten Badeofen und eine Badewanne stellten wir in einer Kammer auf. Das abgelassene Badewasser lief über den Hof in den Straßengraben. Als die Kanalisation fertiggestellt war, bekamen wir ein richtiges Bad mit Klosett ins Haus.

Von den damaligen primitiven Zuständen wollen viele heute nichts mehr wissen. Ähnlich verhielt es sich mit der Begeisterung für Hitler und der Zugehörigkeit zur Partei. Mein Vater war in dieser Zeit Vorsteher und besaß eine Liste, in der alle eingetragen waren, die in der „NSDAP“, in der SA oder in deren Gliederungen Mitglied waren. Fast alle, die später herumposaunten, sie wären gegen das Hitlerregime gewesen, standen auf der Liste. Nach dem Krieg fand ich diese Liste und habe sie heute noch. Um keinen Unfrieden zu stiften, habe ich sie noch niemandem gezeigt.

Irish Pulver, Daumenschuss, Forellen!

In meiner Schulzeit hatten wir mal eine kranke Kuh. Sie hatte wohl was gefressen, was sie nicht vertragen konnte. Ihr Bauch war stark aufgebläht, sie ließ den Kopf hängen und käute nicht wider. Aus diesem Grunde wurde ich nach Kastellaun zur Apotheke geschickt. Mit Humes Onkels Fahrrad machte ich mich auf. Nach der Ankunft und der Frage des Apothekers, was ich denn wollte, antwortete ich: Ich möchte eine Schachtel „Irish Pulver“ (Widerkäuerpulver). Er verpackte sie mir und ich fuhr nach Hause. Aber oh Schreck, als mein Vater

auspackte war es Brunstpulver, das man den Kühen gab, damit sie trächtig wurden. Ich wurde ausgeschimpft, musste es umgehend umtauschen fahren. Beim Apotheker angekommen, sagte er zu mir, er hätte statt Irisch Pulver, stierisch Pulver verstanden. Heute muss ich darüber lachen, damals war es mir peinlich.

Etwas, das schlimm für mich hätte ausgehen können, ereignete sich auch in jener Zeit. Ich hatte Platzpatronen gefunden, die wohl von den Soldaten, die hier stationiert waren, verloren worden waren. Auf unserer Bosselstube experimentierte ich an ihnen herum. Die Patrone hatte statt einer Kugel, eine Holzkappe vorne drauf. Sie sollte nach wenigen Metern, nach Verlassen des Laufes, auseinander fliegen. Ich nahm eine Platzpatrone und entfernte die Holzkappe. Mit dem Hammer keilte ich dann einen abgebrochenen Rechenzahn in die Hülse. Anschließend spannte ich die Patrone in den Schraubstock, mit der Spitze von mir abgewandt, schräg in die Wand zielend, ein. Gespannt auf die Durchschlagskraft des Rechenzahnes, setzte ich einen Nagel auf den Zünder. Ein leichter Schlag mit dem Hammer darauf, ein furchtbarer Donnerschlag erhallte. Die Patrone war bei der Explosion in unzählige kleine Teilchen gesprengt worden. Ein Splitter traf meinen linken Daumen. Das Fleisch innen am vorderen Glied konnte man umklappen. Die ganze Nachbarschaft wurde aufgeschreckt und kam herbei gelaufen, um zu sehen, was passiert war. Eine Blutspur ziehend, rannte ich ins Haus. Meine Großmutter, die nichts Gutes ahnte und alleine zu Haus war, kam mir schon entgegen. Sie begleitete mich ins Haus, wo sie mir anschließend den Daumen verband. Er heilte dann überraschend schnell wieder zusammen. Von meiner Großmutter hörte ich zum ersten Mal die Prophezeiung: „Du landest noch am Galgen!“

Später, als ich 1945 aus der Gefangenschaft zurückgekehrt war, gingen wir in der Osterkülv riesige Weißfische mit Handgranaten. Wenn die explodierten, platzten den Fischen die Schwimmblasen. Wir konnten sie danach einfach einsammeln. Da meine Großmutter eine gutmütige Frau war, gingen meine Kumpels und ich zu Ihr, um sie für uns zubereiten zu lassen. Nach anfänglichem Sträuben machte sie es mit Tränen in den Augen dann doch. Weil sie Angst hatte, wir würden zu jemand anderem gehen und es an die große Glocke käme. Fische wildern wurde damals schwer bestraft. In der Franzosenzeit stand sogar die Todesstrafe auf Waffenbesitz. Nach dieser Aktion hörte ich zum zweiten Mal den berühmten Satz: „Du endest noch am Galgen!“

Da ich jetzt 82 Jahre alt bin und ihre Weissagung noch nicht in Erfüllung gegangen ist, hoffe ich, dass es auch in Zukunft nicht der Fall sein wird.

Riesweiler Pferd, Kirchenbrei, 2-mal Pimmer!

Auch meine andere Oma, nämlich die von Humes, schimpfte einmal kräftig mit mir. Eines Nachmittags, Anfang des Krieges, turnten wir auf der Kreuzstraße herum. Ein Mann, (etwa 50 Jahre alt) kam auf einem schönen Schimmel die Dorfstraße heraufgeritten. So was sah man selten. Wie wir dann später erfuhren, ritt er zur Firma Petry, wo Petrys Opa seine erste kleine Werkstatt, gegenüber der heutigen, hatte. Er wollte eine Kleinigkeit repariert haben. Sein Pferd band er an einen Baum. Unterhalb der Straße standen damals noch viele Bäume.

Abbildung 20: Humes Oma



Um halb 4 kreuzten sich auf dem nebenstehenden Bahnhof zwei Züge. Als der von unten kommende, mit einem lauten Pfeifsignal, etwa 20 m vom Pferd entfernt vorbei fuhr, erschrak das Pferd so sehr, dass es sich losriss und in wilder Panik Dorf abwärts galoppierte. Da wir noch auf der Kreuzstraße standen, sahen wir, wie es von oben angebraust kam. Zufällig ging Wilhelm Klein (der Opa von Friedhelm Klein) etwas oberhalb der Straße. Mit ausgebreiteten Armen versuchte er das Pferd aufzuhalten. Es

verlangsamte auch seinen Galopp und blieb fast stehen. Doch als er nach ihm greifen wollte, sprang es an ihm vorbei. Hochspringend, hinten und vorne ausschlagend, mit lautem Gewieher und mit einem lauten Knall hinten raus die Luft ablassend, brauste es wieder los. Meine Humes Oma, die zum Fenster rausschaute, beobachtete alles. Als das Pferd an der Kreuzung auf uns zukam, stellten Helmut Engelmann und ich uns ebenfalls mit ausgestreckten Armen ihm entgegen. Wir brachten es zum Stehen und bekamen es am Zügel zu fassen. Anfangs wollte es sich nochmals losreißen, es beruhigte sich aber ganz schnell und wurde ganz zahm, da es durch die Rennerei scheinbar müde war. Was nun machen mit dem Pferd? Da der Mann nach oben geritten war, dachten wir, er wäre dem Pferd nachgerannt. Also wollten wir es ihm entgegenbringen. Ich wollte unbedingt darauf reiten. Da ich aber mit meinen kleinen Beinen von unten nicht drauf kam, stellten wir das Pferd an die Mauer, neben Benders Hof, um den damals noch kein Zaun war. Von dort konnte ich leicht aufsitzen. Helmut nahm das Pferd, das inzwischen ganz brav und zutraulich war, am Zügel und leitete es. Wir ritten die Dorfstraße hoch, um den Mann, der das Pferd suchen würde, zu begegnen. Als ich hoch zu Ross an Humes vorbeiritt, schrie meine Oma verzweifelt aus dem Fenster raus: „Mach dich vom Gaul, es passiert bestimmt ein Unglück!“ An der Schule angekommen, kam uns ein Mann entgegen. Er sagte: Der Riesweiler Mann ist in den nach unten fahrenden Zug eingestiegen und will in Külz aussteigen, um dem Pferd entgegenzugehen. Da kehrten wir um, um in Richtung Külz zu reiten. Als wir wieder an Humes vorbeikamen, war meine Oma immer noch am Fenster und schrie noch lauter als vorher: „Hör auf deine Oma, und mach dich runter vom Gaul!“ Doch ich hörte nicht auf sie und ritt weiter. Inzwischen hatte sich eine große Schar Kinder hinter uns angesammelt, so ähnlich wie beim Rattenfänger von Hameln. Ein Stück unterhalb der Kirche kam der Riesweiler Mann uns entgegen. Seine Freude war groß, als wir ihm das Pferd unversehrt überreichten. Er zog seinen Geldbeutel aus der Tasche und gab uns 2 oder 3 Mark. Wir setzten das Geld gleich in Süßigkeiten um. Da Mayers an diesem Tag keine hatten, gingen wir aufs Wehr, an Hölze, die einen kleinen Süßwarenladen hatten. Dort kauften wir eine Riesentüte Bonbons und einige Pakete Maoam (die es damals schon gab). Diese Sachen verteilten wir an alle Kinder, die im Geleitzug waren. Helmut und ich bekamen etwas mehr, wir hatten ja das Geld verdient. Das Reiten auf dem gesattelten Pferd hatte mir viel besser gefallen, als das Reiten auf Beckersch Kuh, nach der Rickelches Mühle.

An Beckersch machten wir allen Blödsinn, da ihre Mutter kaum etwas sagte und Vater Heinrich selten zu Hause war. Da sie im Keller Ratten hatten, gingen wir mit Topfdeckeln hinunter und wollten sie, durch deren Zusammenschlagen, vertreiben.

Beckersch hatten neben dem Wasserbehälter an der Träb einen Kirschbaum. Auf den kletterten Hermann und ich, kehrten danach an Beckersch zurück mit einem kleinen Eimerchen voll Kirschen und kochten mit dem letzten Zucker seiner Mutter einen leckeren Kirschbrei. Das war was ganz Leckeres für uns, denn es gab ja Mitte des Krieges kaum noch etwas Süßes.

Eines Tages, als ich aus der Schule kam, ging mein Weg postwendend an Beckersch, obwohl ich zu Hause helfen sollte. Sofort kam meine Mutter nach, um mich zu holen. Als sie die Küchentür öffnete und mir eine Ohrfeige verpasste, sprang „Pimmer“, Beckersch Terrier-Hund, sie mit Geknurr an und biss sie ins Bein. Sie musste zu Hause einen Verband anlegen. Übrigens, Ohrfeigen von meiner Mutter, meist hatte ich sie verdient. Manchmal aber auch nicht.

Eines Tages schaffte es „Recher Helmut“, der meistens nur Blödsinn im Kopf hatte, Pimmer einen etwa 4 cm breiten Eisenreifen über den Kopf zu ziehen. Pimmer drehte nun durch. Bellend und beißend drehte er sich wild springend um die eigene Achse. Es dauerte bestimmt 1 Stunde, bis er müde wurde und sich einigermaßen beruhigte und er von seinem Ungemach befreit werden konnte.

Zug abspringen, Wachturm!

Noch eine Unart hatten wir damals. Abends gingen wir immer an den 7 Uhr Zug. Als er dann angefahren war, sprangen wir auf das unterste Trittbrett des hintersten Waggons und sprangen nach 30 bis 40 m wieder ab. Je weiter wir mitfahren, desto mehr wurden wir von unseren Kumpels gefeiert. Da wir immer in Fahrtrichtung des Zuges absprangen, passierte uns Gott sei Dank nichts. Eines Tages sagte uns der Alterkölzer Bahnhofsvorsteher Wilhelm Johann, der uns schon oft ermahnt hatte, uns aber nicht anzeigte, weil er uns ja alle kannte: „Lasst den Quatsch! Ich habe gehört, dass ein Zugführer Meldung

bei der Bahnpolizei (die es damals gab) gemacht hat, um die Sache zu kontrollieren.“ Da wurde uns das Ganze doch zu heiß und wir machten Schluss damit.

Die ersten englischen Flugzeuge tauchten 1942 öfter am Himmel auf. Aus diesem Grunde wurde auf dem höchsten Punkt vom Binnenberg ein 32 m hoher Wachturm errichtet. Von dem aus konnte man mit einem guten Fernglas fast den ganzen Hunsrück überblicken. Er war im Dreieck aus Holz gebaut. Die Querverbindungsstangen waren etwa 2,50 m lang. Oben auf dem Turm befand sich eine Kanzel, in der 2-3 Mann sitzen konnten. Für den Aufstieg war auf der einen Seite eine Holzsprossenleiter angebracht. Alle 5 m war eine Plattform aus Holz eingebaut. Sie reichte so weit zur Leiter, dass gerade noch ein Mann hindurch passte. Es durfte nur kein so dicker sein. Wenn einer runterfiel, konnte er höchstens 5 m tief fallen, oder hatte Pech und fiel durch die Aufstiegsöffnung. Der Turm war mit 3 Stahlseilen verankert. Als er soweit fertiggestellt war, aber noch nicht besetzt, zogen wir mit einer großen Kinderschar durch den Binnenberg zu dem Turm. Hermann Wickert und ich bestiegen den Turm schließlich. Wir winkten ihnen von oben zu und ließen unsere Taschentücher hinab segeln. Wir fühlten uns als Helden, als wir wieder unten waren, denn außer uns hatte keiner den Mut hinauf zu steigen. Wir hielten Zeigefinger und Daumen 2 cm voneinander entfernt und erzählten ihnen: „Ihr wart nur sooo groß!“

Eine Woche später machten wir uns noch einmal auf zum Binnenberg. Einige von den Größeren wollten diesmal auch hochsteigen. Doch als es darauf ankam, verließ die der Mut, sodass Hermann und ich wieder allein hinaufkletterten. Diesmal hatten wir mehr Krimskrums mitgenommen, um es herab segeln zu lassen. Der Turm war fast 4-mal so hoch wie ein Haus.

Prüfung u. Konfirmation

Allmählich begann der Ernst des Lebens und die Konfirmation rückte näher. Doch kurz vorher bekam ich heftige Zahnschmerzen. Unser Zahnarzt war Dr. Wingendorf. Er wollte den Zahn plombieren. Dafür musste ich einige Male nach Simmern und bekam immer eine neue Füllung rein. Nach Simmern ging ich immer zu Fuß und lief auch stückweise. Das Fahrgeld, das ich bekam, sparte ich mir, um Kriegshefte oder Abenteuerhefte zu kaufen. Für die 80 Pf., die eine

Karte mit Rückfahrt kostete, bekam ich 4 Hefte mit je 32 Seiten. Durch die vielen Zahnarzttermine, die ich hatte, bekam ich ein ganzes Bündel Hefte. Als es endlich so weit war, den Zahn zu plombieren, war ein alter Mann als Vertretung da. Er machte eine Riesendummheit bei mir. Als er den Zahn plombierte, entfernte er nicht die Zementfüllung und plombierte sie zu. Zuhause angekommen, bekam ich fürchterliche Schmerzen. Die schlimmsten, an die ich mich je erinnern kann. Ich hatte das Gefühl, mein Kopf würde platzen und ich sah fast nichts mehr. Mit dem nächsten Zug brachte mich meine Mutter nach Simmern, wo er alles wieder rausriss. Es war eine schreckliche Tortur, die ich nie vergessen werde.

Die Konfirmation stand bevor. Am Sonntag vorher fand für uns Konfirmanden die Prüfung durch Pfarrer Klingenheben aus Neuerkirch in unserer Kirche statt. Unser Pfarrer Froneberg war Soldat. Wir waren 6 Konfirmanden: Walter und Werner Wagner, Gerhard Michel und Heinz Bruckchen aus Hasselbach. Minchen Ries (als einziges Mädchen) und ich aus Alterkülz. Bei der Prüfung wurde von der Gemeinde und vor allem vom Presbyterium geprüft, wie unsere Kenntnisse waren. Anschließend musste der Sechserat darüber entscheiden, ob wir zur Konfirmation zugelassen würden. Eine Ablehnung hatte es vorher noch nie gegeben.

19 Jahre später dann, 1956 war es soweit. Die Konfirmanden mussten bei Pfarrer Froneberg unheimlich viel lernen. Bei der Prüfung nahm er sie bei den Fragen dran, bei denen sie unsicher waren und nicht richtig wussten. Daraufhin wurden sie nicht zur Konfirmation zugelassen. Es gab ein riesiges Protestgeschrei im Dorf. Nach einer kurzen Nachprüfung wurden sie dann doch konfirmiert.

Vor unserer Prüfung hatte ich keinen Bammel, da unser Pfarrer Klingenheben (der ein guter Kerl war) jedem sagte, mit was er dran käme. Je nach Wissensstand. Der eine wurde etwas mehr gefragt, der andere etwas weniger. Am Prüfungstag wurde ich schon früh geweckt, um mir nochmals alles anzusehen. Da ich mir mit allem ziemlich sicher war, war das in ein paar Minuten geschehen. Da es noch lange dauerte, bis die Kirche begann, las ich noch ein Buch aus. Es war ein Wilderer Roman. Er hieß „Das Mal des Wilderers“. Obwohl ich die ganze Schul- und Kirchenbibliothek ausgelesen hatte, kann ich mich noch genau an dieses Buch erinnern. Meine Großmutter lamentierte die ganze Zeit und sagte weinerlich: Lege das Buch weg, du kannst nachher nichts

mehr in der Kirche. Doch es ging alles gut. Minchen Ries und ich mussten das meiste aufsagen.

Zu meiner Konfirmation, die bei uns im Wohnzimmer stattfand, hatte ich auch meine Freunde Hermann Wickert, Helmut Engelmann, Otto Heinz und meinen Großcousin, Emil Müller aus Laubach, eingeladen. Am Abend, als es dunkel war, zogen wir ungezählte Male, Zigaretten rauchend, bis zum Bahnhof auf und ab und meinten jetzt, was für Kerle wir wären. Die Zigaretten hatte ich mir schon Wochen vorher besorgt. Dafür brauchte ich Raucherkarten, die man damals haben musste (ich glaube darauf gab es 3 Zigaretten pro Tag). Da bei uns zu Hause keiner rauchte, habe ich die Karten einige Male gemopst. Geübt hatten wir schon mehrmals vor der Konfirmation, sodass wir die Zigaretten schon etwas gewohnt waren. Die Konfirmation fand im April 1943 statt.

Als ich nun aus der Schule war, arbeitete ich zu Hause in der Landwirtschaft. In jedem Hause musste der Älteste zu Hause bleiben und Bauer werden. Auf dem Hunsrück gab es zur damaligen Zeit ja keine Möglichkeit Arbeit zu finden. Industriebetriebe gab es bei uns noch keine. So mussten diejenigen, die nicht zu Hause bleiben konnten, in die Stadt ziehen, meist ins Ruhrgebiet. Dies war vor und nach dem Krieg der Fall. Während des Krieges, wo ja alles drunter und drüber ging, musste sich jeder zu Hause durchschlagen. Wegen der Fliegerangriffe drängten die Menschen aus den Städten ja selbst aufs Land.

Vormilitärische Ausbildung, Prinz, Eisentraut, Boxen!

Mit spätestens 16 Jahren mussten wir damit rechnen, eingezogen zu werden. Mein Freund Hermann hatte Glück. Er bekam 1942, als er aus der Schule kam, eine Lehrstelle bei Anstreicher Kurz in Simmern. Schon nach einem Jahr war dieses Kapitel auch beendet. Er wurde Notdienst verpflichtet für den Standort Kastellaun, der inzwischen mit 4 Mann täglich besetzt war. Standortführer war der verwundete Leutnant Heinz Prinz, der Textilgeschäfte in Kirchberg und Simmern besaß. Ferner waren auf dem Standort: Kurt Ley aus Spesenroth, der spätere Krasteler Gastwirt und Hans Scherer aus Simmern, der Jahrzehnte auf der Kreissparkasse arbeitete und mein Freund Hermann. Sie hatten eine Menge Befugnisse. Sie konnten z.B. Notdienstverpflichtungen ausstellen

für HJ-Angehörige nach Fliegerangriffen. Sie genehmigten auch die Teilnahme an Ski-Lagern im Allgäu oder Segelflugschulen (in Kastellaun war auch eine). Ferner verteilten sie Bezugsscheine für HJ-Winteruniformen. Auch für die kleinen braunen Köffchen bekam man, ehe man ins Wehrrtüchtigungslager musste, Bezugsscheine.

Statt wie beim D.J. auf dem Beller Marktplatz, war in der HJ an jedem Sonntagmorgen in Kastellaun vormilitärischer Dienst. Es fanden sich fast immer 100 Mann aus dem ganzen Amt Kastellaun ein. Die Aufsicht darüber, führten Heinz Prinz und seine Mitstreiter. Die Ausbilder, die uns für die Kriegsführung vorbereiten sollten, waren verwundete Unteroffiziere und Feldwebel. Für den Felddienst waren sie nicht mehr geeignet.

Kaum einer auf den Dörfern konnte damals schwimmen. Aus diesem Grund wurde immer ein Teil von uns abwechselnd zum Schwimmunterricht abgestellt. Leiter desselbigen war Kurt Eisentraut. Er war ein Original und unter dem Namen „Gummi“ überall bekannt. Er war damals um die 70 Jahre alt, den Kopf immer kahl rasiert, nur mit kurzer Hose und Sandalen bekleidet und fast schwarz von der Sonne verbrannt. Selbst im Winter sah man ihn meist in kurzer Hose und Sandalen. Er wohnte im 1. Haus links, von Hasselbach kommend. Wir sollten bei ihm schwimmen lernen, doch keiner lernte es. Er machte mit uns nur Mutproben und sonstige Gewaltakte. Z.B. mussten wir in dem neuen Bad von dem oberen Turm, mit den Füßen voran, ins Wasser springen. Er zog uns dann heraus. Aber ein bisschen Wasser ließ er uns immer schlucken, sodass wir manchmal kotzen mussten. Bei einem gewissen Hirth aus Beltheim übertrieb er die Sache etwas. Der wollte nicht. Da schmiss Eisentraut ihn von unten ins Wasser und ließ ihn eine Zeitlang zappeln. Fast zu lange. Als er ihn herauszog, war er schon fast weg. Wie wild arbeitete er an ihm herum, bis er nach einiger Zeit anfang das Wasser auszukotzen. Da wir die Sache Heinz Prinz mitteilten, war Schluss mit der Schwimmausbildung.

Wir besaßen damals keine vernünftigen Fahrräder, so fuhren Hermann und ich sonntags mit dem 8 Uhr-Zug nach Kastellaun, mit dem auch Heinz Prinz aus Simmern kam. Da unser Dienst erst um 10 Uhr begann, gingen wir drei ins Hotel Knebel und spielten Karten.

Gustav Peuter, der vor Prinz Standortführer in Kastellaun war, wurde als Lagerführer des HJ-Ausbildungslagers nach Laubach versetzt. Es befand sich in der alten Schule, in der vorher das „Mädchen Landdienstlager“ war. Die Mädchen mussten bei Familien in der Umgebung ihr Landjahr machen. Sie

waren meist aus Städten und mussten an Wochenenden 3 Tage zusammen im Lager verbringen, wo sie auch für einen für sie geeigneten Dienst ausgebildet wurden.

Auf dem Hunsrück gab es drei Lager. Außer Laubach eines in Külz, in einer Baracke, wo heute die Tankstelle Johann steht. Das dritte war in Sargenroth. Ende 1943 wurden sie aufgelöst. In dem HJ-Ausbildungslager fanden Lehrgänge für alle vormilitärischen Sachen statt. Z.B. an Wochenenden, von Samstag bis Sonntagabend, Weiterbildungen für Unterführer der HJ Da ich ein „kleiner“ Gefolgschaftsführer war, befand ich mich auch am Wochenende dort. Einige Soldaten waren unsere Ausbilder.

Da wir ein paar Boxhandschuhe, die gut gepolstert waren, zur Verfügung hatten, boxten wir je eine Runde im K.O.-Ausscheidungssystem gegeneinander. Da ich einer der letzten war, wollte unbedingt ein Ausbilder, ein Unteroffizier, gegen mich boxen. Da ich erst 14 Jahre alt war, ließ es aber Lagerführer Gustav Peuter nicht zu. Er sagte, er könnte die Verantwortung nicht übernehmen. Trotzdem war ich sehr stolz darauf, vom Ausbilder für gut genug dafür gehalten zu werden, um gegen ihn zu boxen.

Specht, Hermanns Abschied für immer!

Es war im Sommer 1944. Otto Heinz, Hermann und ich schlenderten nach dem Kino in Kastellaun durch die Stadt. An dem schönen Sommerabend trafen wir einige Mädchen aus Roth, die wir flüchtig kannten. Wir boten ihnen an, sie ein Stück des Weges zu begleiten. Wir erreichten fast die Abzweigung nach Roth (Rother Buche), als wir das Geknatter eines Motorrades aus Richtung Roth kommend vernahmen. Sofort brach bei den Mädchen Panik aus, sie kannten das Geräusch des Motorrades und schrien: „Der Specht, der Specht!“ Der Specht war der Beltheimer Gendarm, der auf dem ganzen Hunsrück gefürchtet war. Da damals das idiotische Jugendschutzgesetz bestand, wonach sich keiner unter 16 Jahren ohne Begleitung eines Erwachsenen nach 22 Uhr außer Haus befinden durfte. Wir kannten ihn natürlich auch. Sofort rannten wir los in die



Abbildung 21: Hermann Wickert

schon hoch stehenden Getreidefelder neben der Straße. Aber er hatte uns schon gewittert. Sein Motorrad abgestellt, verfolgte er uns Jungen, die wir in Richtung Altkülz liefen. Wie wir später von den Mädchen erfuhren, kamen sie unbeschadet davon. Uns verfolgte er noch ein ganzes Stück. In wilder Panik stieben wir auseinander und verloren uns aus den Augen. Wir fanden uns nicht mehr. Erst am nächsten Morgen sahen wir uns wieder.

Hermann hatte an dem Abend schon den Einberufungsbescheid zum Reichsarbeits-

dienst. Er wäre alt genug gewesen, lief aber trotzdem mit, da er befürchtete, dass Specht ihn

zwingen würde, uns zu verraten.

Nachdem Hermann kurze Zeit beim R.A.D. war, meldete er sich freiwillig zum Panzergrenadierregiment Totenkopf. Es war die am besten ausgerüstete Einheit der Waffen-SS. Sie wurden überall eingesetzt, wo Not am Mann war. Vor seiner Einberufung bekam er noch einige Tage Urlaub. Am Abend vor seiner Abfahrt saßen wir noch lange mit ein paar Freunden zusammen. Er war voller Begeisterung und Patriotismus. Ich war 15, er knapp 17 Jahre alt.

Schon ziemlich spät geworden fragte er mich auf einmal: Ich muss jetzt noch nach Simmern, mich von meiner Freundin verabschieden. Gehst du mit mir? Natürlich sagte ich ja. Seine Freundin war die Tochter von Zahnarzt Jores aus Simmern (sie heiratete später den Franz Neumann aus Buch, der beim Kulturamt beschäftigt war). Auf dem Weg, einige 100 m vor der Simmerner Müllkippe, die damals etwa 200 m vor dem Friedhof lag, hörten wir dort die Ratten schreien. So etwas hatte ich weder vorher, noch nachher jemals wieder gehört. Am Hause Jores angekommen, sagte Hermann: Wo meine Freundin

schläft, weiß ich. Durch ein Vorgärtchen gingen wir auf das ebenerdig gelegene offene Fenster zu. Doch, oh Schreck! Statt der erhofften Freundin lag der alte Jores im Bett und schnarchte lauthals in allen Tonlagen, man hörte es schon auf der Straße. Da wir der Sache nicht trauten, ob er uns vielleicht gewittert hätte, zogen wir unverrichteter Dinge wieder ab.

Wir begaben uns zur HJ-Bannstelle, die sich im Schloss, wo heute das Kulturamt untergebracht ist, befand. Nachtdienst hatte ein gewisser Gans aus Kellenbach (nach dem Krieg spielte ich noch Fußball gegen ihn), den wir kannten. Er wies uns ein Zimmer mit Feldbetten an, wo wir noch etwas schliefen. Vom Weckdienst am Bahnhof ließen wir uns wecken und fuhren mit dem 5 Uhr Zug nach Hause. Auf Strümpfen schlich ich zu Bett, keiner sollte mich hören.

Nach knapp 2 Std. musste ich wieder raus aus der Spreu. Mitsamt Gepäck begleitete ich Hermann zum Bahnhof an den 8 Uhr Zug. Der Zug lief ein, hielt an, Hermann stieg ein und kehrte nie wieder zurück. Einige Briefe habe ich noch von ihm erhalten. Mayers Tilly nebenan, bei denen er öfters mitgeholfen hatte, zeigte mir einen Brief von ihm, in dem er schrieb: „**Ich werde für meinen Führer sterben!**“ Walter Bohn aus Völkentroth war der letzte, der mit ihm sprach. Er begegnete ihm bei den schweren Kämpfen in Berlin. Er sah ihn auf einem Panzer stehen, konnte noch kurz einige Worte mit ihm wechseln. Sie hatten sich aus den HJ-Treffen gekannt. Später, nachdem Walter aus der Gefangenschaft entlassen war, meldete er sich in Alterkülz bei Hermanns Eltern.

Heute am 22.3.12: 10 Seiten geschrieben

Luftschutz und Edertalsperre!

Als ab 1941 vereinzelt englische Flugzeuge über uns auftauchten, meist nur nachts, mussten die Verdunkelungen an unseren Fenstern in Ordnung gebracht werden. Sie bestanden aus kräftigem schwarzem Papier, an dessen unteren Ende sich ein Holzstock befand, der das Papier stramm spannte und unten hielt. Am Tage wurde alles nach oben gerollt und festgebunden. Die einzelnen englischen Flugzeuge, die damals kamen, konnten wegen zu kleiner Treibstofftanks nur Norddeutschland oder höchstens das Ruhrgebiet erreichen.

Es sollte sich bald ändern. Ab dem Spätjahr besaßen die Gegner schon Bomber, mit denen sie Berlin erreichen konnten. Wenn sie kamen, dann fast nur nachts, da sie Angst vor der deutschen Flak und vor allen Dingen vor den Jagdflugzeugen hatten. Ab dieser Zeit wurde bei uns der „Luftschutz“ aktiv. Der Luftschutzwart hielt regelmäßig Übungen ab, an denen sich vor allem die Frauen beteiligen mussten, da ja die meisten Männer im Krieg waren. Aus jedem Haus musste jemand kommen. Chef und Übungsleiter für die Orte Altekülz, Hasselbach und Spesenroth war der „Luftschutzpeere“ (Peere = Peter) in Spesenroth. Er war ein alter Mann und Besitzer des Kolonialwarenladens aus Spesenroth. Ich kannte ihn vom Zigaretten holen für unseren Lehrer Michaelis. Er erklärte vor allem, wie man sich nach dem Abwurf von Brandbomben zu verhalten hatte. Wurden sie sofort gelöscht, konnten sie keinen großen Schaden anrichten. Jeder Haushalt musste einen „Luftschutzspritze“ besitzen. Sie ähnelte einer großen Luftpumpe. In einem mit Wasser gefüllten Eimer musste sie bereitstehen, sobald ein Flieger am Himmel war. An der Pumpe war ein Bügel angebracht, der neben dem Eimer stand. Darauf stellte man den Fuß, damit die Spritze nicht umfiel. Daneben hatte eine große Klatsche zu stehen. Das war eine 2 m lange Holzstange, an der ein etwa 40 mal 40 cm großer Sack befestigt war, mit der man, wenn der Sack nass war, ein aufkommendes Feuer ausschlagen sollte. Der „Luftschutzpeere“ begutachtete auch alle Keller im Dorf, um die sichersten gegen Luftangriffe auszusuchen. 5 bis 6 Familien aus der Nachbarschaft wurden einem Keller zugeteilt. Die Keller mussten außen mit der Aufschrift „Luftschutzkeller“ gekennzeichnet sein. Im Spesenrother Steinbruch, der zwischen Hasselbach, Spesenroth und Altekülz lag, ging eine Flakbatterie in Stellung.

1942 waren es meist Engländer und Kanadier, die Luftangriffe gegen Deutschland flogen. Am Tage, wegen der Luftabwehr, kamen kaum welche. Den größten Angriff flogen sie 1942 gegen Köln. Dort warfen 1000 englische Bomber ihre Ladung ab. Weiter südlich konnten die als Geleitschutz sie begleitenden Jagdflugzeuge nicht fliegen, da der Treibstoff nicht weiter reichte.

Ab 1943 nahmen die Luftangriffe stark zu. Inzwischen hatten die Amerikaner tausende ihrer „fliegenden Festungen“ nach England gebracht. Damit dehnten sie ihre Angriffe auf ganz Deutschland aus. Am 27.5.42 warfen die Engländer über Hamburg 175000 Brandbomben ab. Vom 24.7.43 an bombardierten die Alliierten eine Woche lang ununterbrochen Hamburg. Sie warfen 12000 Luftminen, 50000 Sprengbomben, 80000 Phosphorbomben und 5000

Phosphorkanister ab. In diesen Tagen gab es dort 40000 Tote, darunter 5500 Kinder, 50 % der Stadt waren zerstört. Im Hafen waren Schiffe von 180000 Bruttoregistertonnen gesunken.

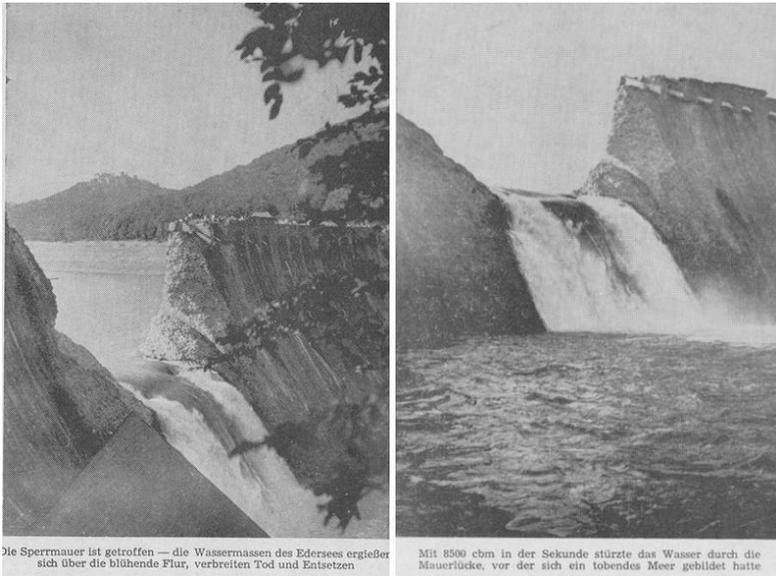


Abbildung 22: Zerstörte Staumauer des Edersee

Am 17.5.43 zerstörten englische viermotorige Lancaster Bomber bei einem Nacheinsatz die für unzerstörbar gehaltene Staumauer der Edertalsperre. In einem Bericht von Roland Gööck, „Als die Staumauer brach“, ist das gesamte Vorhaben aufgeführt. Für 18 Maschinen, mit je 7 Mann Besatzung, waren Spezialbomben (3,40 m Durchmesser, fast 4 t Gewicht) gefertigt worden. Monatlang hatten die englischen Bomberpiloten für diesen Einsatz an englischen Seen trainiert, 2500 Übungsbomben abgeworfen. Während des Trainings hatte sich herausgestellt, dass die Bombe in einer Höhe von nur 18 m ausgeklinkt werden musste, sollte das Ganze Erfolg haben. Einen großen Bomber auf 18 m zu bringen war eigentlich unmöglich. Dennoch haben sich die Piloten darauf eingelassen.

Sie mussten im Tiefflug die Talsperre überqueren und dann eine Bombe abwerfen. Ein Glück für die Engländer, dass die Flak vorher abgezogen worden war. Die Bombe musste eine gewisse Strecke vor der Staumauer abgeworfen werden, dann übers Wasser gleiten - was durch eine Rotationsbewegung der Bombe ermöglicht wurde - an der Mauer absinken und in der Tiefe dann zur Explosion gebracht werden. Nachdem mit der 5. Bombe die Möncheltalsperre zerstört worden war, griffen einige Maschinen die Sorpetalsperre, als Ablenkungsmanöver, an, konnten sie aber nicht zerstören. Mit 3 noch vorhandenen Bomben flogen sie die Edertalsperre an. Nach über einer Stunde vergeblicher Anflüge und mit der letzten Bombe, gelingt der Treffer. Ein 22 m tiefes und vielleicht doppelt so breites Loch entsteht in der Staumauer. 112 Millionen cbm Wasser stürzten in einer gewaltigen Flutwelle zu Tal.

Zu der Zeit konnte ich nicht ahnen, 2 Jahre später auf dem Rückzug, die Folgen dieser verheerenden Flutkatastrophe in Augenschein nehmen zu können.

Luftkämpfe, Bomben Abstürze!

Ab Ende 1943 wurden auch auf Koblenz viele Einsätze geflogen. Meist nur in der Nacht. Bei uns hörte man die Einschläge der Bomben und das Detonieren der Flakgeschosse. Mitunter sah man ihre Leuchtspurmuniten. Richtung Spesenroth leuchtete der Himmel von den Bränden ganz rot. Koblenz war fast ganz zerstört.

Es war im August 1943. Gerade waren wir mit einer Fuhre Getreide in die Scheune eingefahren und hatten die Ochsen wieder in den Stall gebracht. Auf dem Weg zum Mittagstisch ertönt ein gewaltiges Gegrumme und Geknalle in der Luft.

Zum ersten Mal sah ich die feindlichen Bomberverbände über uns hinweg fliegen. Meine Großmutter, die am ausflippen war, schrie: „Sofort in die alten Säuställe!“ Diese lagen unter dem Heu. Durch das Heu gingen keine Bomben, hatte meine Großmutter gehört, deshalb schickte sie uns in die Säuställe (Schweinställe). Ich blieb im Hof und beobachtete die ganze Sache. Fast eine Viertelstunde lang flogen etwa 1000 viermotorige Boeing-Bomber senk-

recht über uns, in etwa 7000 m Höhe, in Richtung Schweinfurt. Der helle Himmel war fast verdunkelt von lauter Flugzeugen.

Dazwischen kurvten, wie die Bienen, weit über 100 deutsche Jagdflugzeuge. Die etwa drei 8,8 cm Flakgeschütze, die in der Spesenrother Steinkaul gut getarnt standen, ballerten auch wie wild. Alles war voll von weißen Wölkchen von den Geschossen, die eingestellt waren, dass sie auf Höhe der Bomber explodierten. Da die deutschen Jäger seit einigen Wochen ein neues, besseres elektronisches Ortungsgerät eingebaut hatten, schossen sie fast 80 Bomber ab.

Einen deutschen Jäger sah ich abstürzen. Er schlug bei Kütz auf ein Feld, wo er aus paar Metern Tiefe, erst in den 80er Jahren geborgen wurde. Einige Bomber brannten in der Luft. Wir sahen einen Teil der Besatzungen aus ihren Flugzeugen springen. Sie kamen meist noch gefahrlos bis über den Rhein, wo sie dann abstürzten. Als der Spuk vorüber war, kam meine Großmutter wieder ans Tageslicht.

Am nächsten Tag meldete der Wehrmachtsbericht: „Bei schweren Luftkämpfen über dem Hunsrück wurden den Alliierten Bomberverbänden schwere Verluste zugefügt.“ Dass auch viele der deutschen Jäger dran glauben mussten, wurde nicht erwähnt.

Jede „fliegende Festung“ hatte 7 Mann Besatzung: Pilot, Co-Pilot, Funker, Bombenschütze, 2 seitliche MG-Schützen und einen Heck-MG-Schützen. Die MG-Schützen hatten die Aufgabe, sich die feindlichen Jäger vom Leib zu halten. Die Bomber flogen mit einer Geschwindigkeit von 400 Stundenkilometer. Vier Motoren trieben sie an.

Ab 1944 wurden die Luftangriffe verstärkt. Es verging fast kein Tag, an dem wir nicht überflogen wurden. Inzwischen warfen die Flieger Millionen von Stanniolstreifen ab. Sie machten das Radarsystem der Luftabwehr wirkungslos. Auch durch die sie begleitenden Jagdflugzeuge waren sie in ihrer Wirkung stark verbessert. Sie waren jetzt schneller und wendiger und unseren ebenbürtig. Auch konnten sie jetzt ihre Bomber 1000 km weit begleiten. Der schwerste Luftangriff wurde am 7.5.44 auf Berlin geflogen. 2000 Bomber waren im Einsatz. Die Zahl der Toten war gewaltig.

Am 16.4.44 morgens waren mein Vater und ich in der Osterkütz am Hafer unterlegen, den er vorher von Hand gesät hatte, als Verbände, die auf dem Heimweg waren, uns überquerten. Die Osterkütz ist ein herrliches Flurstück, fast gänzlich von Wald umgeben, mit Blick auf den Binnenberg. Schnell

flüchteten wir mit dem Vieh in den angrenzenden Wald. Sie waren schon vorbei, da kam noch ein Nachzügler. Sofort merkten wir, dass etwas mit ihm nicht stimmte. Er kam viel langsamer daher als die anderen. Seine Motorengeräusche waren nicht normal. Fast über uns, fing er an eine Kurve zu fliegen. Immer tiefer kam er dabei. Er begann im Kreis zu fliegen. Es sah aus, als ob er landen wollte.

Doch plötzlich sprangen hinter dem Binnenberg 7 Mann nacheinander aus ihm heraus. Sie baumelten langsam an Fallschirmen zur Erde. Da sie von uns in der Osterkühl ja keine 2 km Luftlinie entfernt an ihren Fallschirmen hingen, konnten wir sie deutlich sehen. Das führerlose Flugzeug drehte noch mindestens 2 Runden, ehe es jenseits des Binnenbergs bei Klosterkumbd mit lautem Knall abstürzte. Danach hörte man das Explodieren einiger Geschosse, die wahrscheinlich von den Bordkanonen stammten. Als das letzte in vielleicht 50 m Höhe, direkt wie ein Riesenvogel, auf uns zukam, schrie mein Vater: „Jetzt

Abbildung 23: Osterkühl heute, Binnenberg im Hintergrund



stürzt er auf uns!“ Doch mit Mühe und Not kam es noch einmal über die Baumwipfel des Binnenberges, ehe es kurz dahinter einschlug. Die Soldaten landeten mit ihren Fallschirmen alle jenseits des Binnenbergs, was sie beim Abspringen bestimmt beabsichtigten, um nicht in den Bäumen des Binnenbergs zu landen. Einige Minuten später wurden sie alle gefangen genommen. Einer blieb in einem hohen Obstbaum hängen. Alle anderen waren unverletzt.

Die Schulzeit hatte ich hinter mir gelassen. Die Arbeit auf dem Feld wurde fortgesetzt. Erst gegen Abend machten wir uns auf zur Absturzstelle. Mittlerweile war es im Binnenberg schon dunkel, man sah keine Hand mehr vor den Augen. Wir traten unverrichteter Dinge wieder den Heimweg an.

Am nächsten Tag starteten wir einen neuen, diesmal erfolgreichen Versuch. So ein gewaltiges Trümmerfeld hatte ich bis dahin noch nicht gesehen. In weitem Umkreis lagen die Wrackteile zerstreut. Die Absturzstelle war weitläufig mit Band abgesperrt. Wir überkletterten das Band und nahmen das, was vom Flugzeug übrig geblieben war, unter die Lupe. Die gefährlichen Sachen (wie noch nicht explodierte Munition und die MGs) waren schon abtransportiert worden. Auch die Karten und wichtigen Geräte waren in Sicherheit. Trotzdem nahmen wir uns kleine Andenken mit. Ich nahm mir eine Leichtmetallkurbel mit, die ich noch heute in meinem Museum habe. Erhard Petry, der kurz nach dem Absturz dort war, stibitzte eine Schwimmweste, die eine ganze Ecke vom Flieger entfernt lag.

Am 6.6.44 landeten die Amerikaner in der Normandie. Nach anfänglich schweren Kämpfen hatten sie dann nach einigen Wochen so viel Gelände erobert, dass sie ihre gefährlichen Jagdbomber dort stationieren konnten. Sie wurden vor allem dafür benutzt, um den Verkehr lahm zu legen. Vor allem Züge und Autokolonnen griffen sie mit ihren MGs im Sturzflug an. Auch eine kleine Bombe konnten sie abwerfen. Darauf wurde reagiert. An jeden Zug wurde ein Wagen mit Vierlingsflak angehängt. Darauf positioniert waren meist 16-jährige Flakhelfer. Dieser Posten war ein Himmelfahrtskommando.

1943 stürzte ein englischer Bomber in Simmern ab. Die Einschlagstelle befand sich nur wenige Meter hinter dem letzten Haus in der Bingener Straße. Am nächsten Tag fuhren wir hin. Der Rumpf lag keine 10 m von der Straße entfernt. Er war total ausgebrannt. Die Besatzung war auch verkohlt. Sie saßen noch auf ihren Sitzen. Ihre Körper sahen aus wie verbrannte Baumstämme, aus denen die verkohlten schwarzen Arme wie Aststummel herausragten. Diese schrecklichen Bilder werde ich nie vergessen.

Am 28.8.44 waren wir am Grummet mähen, als einige Tiefflieger über unsere Köpfe brausten. Reuters mähten gerade nebenan. Fritz Kress, der Mann von Reuters Pauline und späterer Schwiegervater von Horst Böhm, lebte als Pensionär in Frankfurt. Gegen Kriegsende kamen sie wegen der Luftangriffe nach Altekülz und halfen an Reuters mit. Fritz, der auch im Bangert dabei war, rief mir zu: Wir müssen abhauen, das waren Amis. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich noch keine feindlichen Tiefflieger gesehen, und so war ich festen Glaubens, dass es deutsche waren. Das rief ich ihm auch zu. Kaum hatte ich gerufen, als es auch schon in Richtung Külz knatterte. Postwendend kamen sie wieder über uns zurück. Panikartig flüchteten wir mit dem Vieh und der Mähmaschine, mitten durch einen Rübenacker, in den nahen Wald. Die Jagdbomber griffen einen auf dem Külzer Bahnhof haltenden Personenzug an. Der Schaffner Jakob Schäfer aus Simmern wollte hinter einem neben den Gleisen abgestellten Güterwaggon in Deckung gehen. Ein Geschoss durchschlug beide Seiten des Waggons und traf den dahinter stehenden Schäfer mitten ins Herz.

Am 12.12.44 wurde ein Jäger von der Flak getroffen. Am Waldrand, zwischen Külz und Keidelheim, musste er notlanden. Der Pilot, ein amerikanischer Unteroffizier aus Chicago, schoss dann mit dem Maschinengewehr wie wild auf die auf den Äckern arbeitenden Leute. Dabei tötete er einen in Keidelheim arbeitenden französischen Kriegsgefangenen. Anschließend steckte er das Flugzeug in Brand. Er flüchtete in den Wald, wo er gefangen wurde. Fritz Kress kam nach dem Krieg oft nach Altekülz zu Besuch. Jedes Mal wenn er mir begegnete rief er schon von weitem: „Gell, es waren doch keine Deutschen?“

Am 18.8.44 überquerten uns wieder amerikanische Bomberverbände. Es fanden erneut schwere Luftkämpfe statt. Nachbar und Verwandter Gustav Berg (der Schwiegervater von Joachim Bender), der damals noch zur Schule ging, war mit seinen Angehörigen mit der Haferernte beschäftigt. Er sah zu wie die Jäger von oben die Bomber angriffen. Ein Jäger kam im Sturzflug auf den Verband zu und wurde von dort vermutlich abgeschossen wurde. Er stürzte senkrecht, wie ein Geschoss zur Erde und bohrte sich tief in den Boden hinein. Der Pilot namens Barth, aus Ostpreußen stammend, wird erst 1984 geboren.

Im Spätjahr 1944 stand auf dem Abstellgleis neben dem Bahnhof ein Waggon bereit, in den wir Kartoffeln verladen sollten. Jeder landwirtschaftliche Betrieb musste im Krieg, so um die 100 Zentner jährlich abliefern. Da in diesen Tagen viele Bomberverbände über uns flogen, hörte ich jeden Tag die Luftlagemeldung am Radio. Für diesen Tag, an dem wir die Kartoffeln verladen, wur-

de gemeldet: „Achtung, Achtung! Wir geben eine Luftlagemeldung. Feindliche Bomberverbände befinden sich über dem Raum Arnheim, Nimwegen und sind im Anflug auf Westdeutschland.“ Da es die Route nach Süddeutschland war, bei der sie uns immer überflogen, wusste ich, dass sie in etwa 1 Std. da waren. So kam es auch. Je nachdem, wie weit sie flogen, dauerte es 2-3 Std. ehe sie zurückkamen.

So fuhren wir mit dem Ochsespann sofort los, um fertig zu sein, ehe sie zurückflogen. Mit 3 oder 4 Gespannen hielten wir am Waggon. Jakob Kuhn, der 3 Jahre älter war als ich, war auch mit einem Gespann anwesend. Er war schon beim Militär und hatte gerade Urlaub. Der eine half dem anderen beim Abladen, damit alles schneller gehen sollte. Plötzlich hörten wir Fliegergebrumm, sahen einen in geringer Höhe auf uns zufliegenden Bomber, der auf dem Heimweg war. Offenbar war er angeschossen. Sofort gingen wir flach auf dem Bauch liegend, zwischen Laderampe und Waggon in Deckung. Kaum lagen wir, da krachte es schon 2 Mal gewaltig. Sie warfen 2 Bomben ab. Die erste traf ein eisernes Rad, mit dem die Dampfmaschine transportiert wurde. Die zweite ging vielleicht 200 m weiter im Acker nieder. Von dem ersten Einschlag im Sägewerk waren wir nur etwa 40 m entfernt. Trotz der gewaltigen Detonation geriet das Vieh nicht in Panik, blieb wie gelähmt stehen. Ich hob einen etwa handtellergroßen gezackten Bombensplitter hoch, der nur wenige Meter von mir entfernt lag. Schneller als ich ihn hochgehoben hatte, ließ ich ihn wieder fallen. Ich hatte mir an ihm die Hand verbrannt. Trotzdem nahm ich ihn als Andenken mit nach Hause. Wo er sich befand, wusste ich immer. Doch als ich vorhin von ihm schrieb, ging ich in die Scheune, um ihn mir nochmals zu betrachten. Ich fand ihn nicht mehr. Irgendwann wird er noch einmal auftauchen. Wenn ich dann ja wahrscheinlich nicht mehr lebe, weiß keiner mehr was es ist oder wie er aussah. Ob der Bomber uns oder das Sägewerk treffen wollte, weiß niemand. Ob er noch Frankreich erreichte oder etwa vorher abstürzte, weiß auch keiner. Auf jeden Fall waren sie noch Patrioten genug, um mit ihren Bomben noch großen Schaden anzurichten, wenn sie auch ihr Ziel verfehlten.

Anhang, 26.3.2012 zu Jakob Kuhn!

Als wir, Jakob Kuhn und ich, etwa 10 Jahre später wieder nebeneinander standen, auf dem Sportplatz in Argenthal, gegen die wir Fußball spielten, passierte folgendes: Nach 10 Minuten lagen wir schon 0 : 3 hinten. Bei jedem Anstoß nach einem Tor, den Jakob und ich machten, da wir Innenstürmer waren, sagte Jakob zu mir: „Und schlägt der Arsch auch Falten, wir bleiben doch die Alten“ (übrigens endete das Spiel 2 : 3). Am nächsten Tag musste Jakob ins katholische Krankenhaus nach Simmern, wo er am Bruch operiert wurde. Als er aus der Narkose erwachte, sagte er zu der neben ihm stehenden Nonne den bekannten Spruch: „Und schlägt der Arsch auch Falten, wir bleiben doch die Alten!“ Während seines Krankenhausaufenthaltes hatte er es sich mit den Nonnen verdorben. Bis zu seinem Tode vor 12 Jahren, haben wir oft darüber gelacht. Jedes Mal wenn etwas schief lief, sagte er diesen Spruch.

Volkssturm!

Im Spätjahr 1944 wurde der Volkssturm gegründet. Alle Männer zwischen 16 und 60 Jahren, die noch halbwegs gerade gehen konnten, wurden erfasst. Sie wurden militärisch ausgebildet, um im Notfall zur Verfügung zu stehen. Viele von ihnen mussten Schützengräben hinter den Höckerlinien ausgraben oder Tarnungen mit Reisern für MG Stellungen anbringen. Im folgenden Winter mussten in jedem Ort Panzersperren gebaut werden. Auch das war Aufgabe der Volkssturmmänner. An jedem Ortseingang wurde eine aufgebaut. An jeder Straßenseite wurden etwa 6 - 8 dicke Baumstämme tief in die Erde eingegraben, sodass sie noch etwa 2,50 m herausragten. Eine Durchfahrt von 3 -4 m Breite wurde freigelassen. Weitere dicke Baumstämme, die bereit lagen, sollten im Ernstfall vom Volkssturm in die seitlich stehenden Stämme quer über die Straße eingelegt werden. Doch das wurde später, beim Eintreffen der Amerikaner, nur selten getan, es wäre Selbstmord für die Dörfer gewesen. Man hatte gehört, wie einige Dörfer gnadenlos zusammengeschossen wurden, die die Stämme eingelegt hatten.

Auch kamen ab 1943 ukrainische Zivilarbeiter in die Dörfer, um in der Landwirtschaft zu helfen. Darunter waren auch viele Mädchen oder junge Frauen. In Altkülz waren etwa 10 Ukrainer. Ich kann mich noch gut erinnern an Schnairisch Wanja, Emmels Luba, Humesperesch Sonja und Amme Theo. Abends um 10 Uhr mussten sie zu Hause sein, was sie nicht immer taten. Sie waren viel mit den polnischen Gefangenen zusammen, die ja auch nicht im Lager waren.

Hermann Wickert, der damals 16 Jahre alt war, und als HJ-Führer auf dem Standort in Kastellaun arbeitete, bekam den Auftrag, sie abends heim zu jagen. Auch bei Streitigkeiten im Dorf musste er eingreifen. Eines Tages, spätnachmittags, waren Recher Helmut und ich an Bäckersch bei Hermann, als Appelon (Apollonia) Ziefer vom Wehr (Ortsteil), noch mit dem Messer vom Kartoffel schälen in der Hand, ganz aufgeregter angerannt kam und schrie: „Die Nürnberger Alte hat mich geschlagen!“ Die Nürnberger „Alte“ war die Mutter von Jakob Ziefers (Apollonias Sohn) Frau Marianne, die er aus Nürnberg mitgebracht hatte. Sofort zog Hermann mit Appelon los, um den Streit zu schlichten. Auf dem Fuße folgten wir. Es hatten sich noch mehrere Kinder dem Zug angeschlossen. An Ziefersch angekommen, mussten wir außen am Gartenzaun stehen bleiben. Drinnen machte er mit den beiden über 60-Jährigen ein gewaltiges Geschrei, bis sich beide weinend die Hände gaben. Ein 16-Jähriger hatte Frieden gestiftet.

Damals im Krieg gab es nichts, was es nicht gab. Apropos. Richard Klebensberger, der Stiefsohn von Jakob Ziefer, den Marianne mit in die Ehe brachte, wettete in der Wirtschaft von Hans Weiler, die damals nach dem Kriege im Bahnhof war, dass er 100 Mohrenköpfe essen würde. Bis etwa 90 schaffte er es. Dann fiel er um und war bewusstlos. Sofort ins Krankenhaus gebracht, wurde ihm der Magen ausgepumpt.

Nun eine Anekdote, für deren Wahrheitsgehalt ich mich (im Gegensatz zu anderem, was ich geschrieben habe) nicht verbürgen kann. Der Alte Ziefer (der bei der Familienfehde nicht mehr lebte) wollte sich waschen. Er fragte in die Runde: „Wie viele haben sich in dem Wasser schon gewaschen?“ Er bekam zur Antwort: „Sieben!“ Daraufhin meinte er: „Dann kann ich mich auch noch darin waschen.“

Nun kehren wir wieder zur Realität zurück. Kurz vor Kriegsende bekamen ein Pole und ein Ukrainer Streit wegen eines Ukrainermädchens. Da erschoss der eine den anderen. Wer wen, weiß ich nicht mehr. Daraufhin such-

te der Volkssturm den Flüchtigen. Angeblich wurde er gesehen, wie er in Michelbach in eine Scheune eindrang. Der umgehend informierte Volkssturm machte sich auf die Suche. Ihr Führer war der 60 Jahre alte Wilhelm Gewehr, der in unserer Alterkülzer Kirche die Orgel spielte. Er machte sich mit der Pistole in der Tasche bereit, um auf den Heustock zu steigen, und nach ihm zu suchen. Da kam seine Frau verzweifelt angerannt und schrie: „Wilhelm erschieß du ihn nicht, erschieß du ihn nicht. Wenn du ihn erschießt, gehe ich nach Roxem!“ Sie stammte aus Roxheim. Wilhelm, der hochstieg, fand einen leeren Heustock vor. So brauchte er niemanden zu erschießen und seine Frau musste nicht nach Roxheim zurückkehren.



Abbildung 24: v. links: Hermann Wickert, Friedel Froneberg, Otto, Herbert Froneberg



Abbildung 25: Otto mit Mütze und Konfirmationsanzug

**Abbildung 26: v. links: Otto, Otto
Heinz, Hermann Wickert**



Fotos Hunsrückkalender 1934



Abbildung 27: Getreideernte im Hunsrück



Abbildung 28: Pflügender Bauer

Kapitel 2:

15 Jahre alt!

Nach einigen Tagen Pause vom Schreiben möchte ich nun von dem berichten, was ich als 15-Jähriger erlebt habe.

- 1. Flüchtlinge aus Perl.*
- 2. Am Westwall in Nonnweiler.*
- 3. Im Wehrrerüchtigungslager in Waldalgesheim.*
- 4. Unsere Reise durch Deutschland, Rückzug bis nach Sachsen.*
- 5. Kriegsgefangenschaft in Wippra, Welda (Straflager), Heidesheim, Kreuznach.*

Flüchtlinge aus Perl!

Als im Spätjahr 44 die amerikanischen Truppen immer näher an die Westgrenze Deutschlands heranrückten, mussten die meisten Grenzbewohner ihre Heimat verlassen und wurden evakuiert. Dazu gehörte auch Perl. Perl liegt genau im Länderdreieck Deutschland, Frankreich und Luxemburg. Es lag zwischen dem deutschen Westwall und der französischen Maginot-Linie. Dieses Gebiet war damals ein heißes Pflaster. In den drei eng verbundenen Dörfern Perl, Oberperl und Sehndorf lebten noch viele Bauern. Sie packten von ihren am meisten benötigten Sachen ein Fuhrwerk voll, das von Kühen oder Pferden gezogen wurde und fuhren Richtung Hunsrück, wo die meisten Perler bis nach Kriegsende eine Bleibe fanden. Das übrige Vieh mussten sie zurücklassen. Da ja das Winterfutter geerntet war, wurde das Vieh von einem Notdienst versorgt, der in Perl bleiben musste.

Weit über 100 Personen kamen in Altkülz an. Es herrschte ein sehr gutes Verhältnis mit ihnen. Noch lange nach dem Krieg (solange die Alten noch aktiv waren) bestanden die Verbindungen. In unserem Haus war jedes verfügbare Zimmer oder Kämmerchen von ihnen belegt. Folgende Personen wohnten

bei uns: Milly Kinzig (etwa 35), zeitweise ihr Mann Johann, der mit seinem schweren Motorrad zwischen Perl und Altkülz pendelte. In Perl besaß er ein Dachdeckergeschäft. Er war auch Feuerwehrführer des Kreises Saarburg. Millys Schwester Brigitte mit ihren 4 Kindern zwischen 1 und 10 Jahren. Ihr Mann war Soldat. Oma und Opa Kinzig hatten an Jereperesch ein Zimmer wo sie schliefen, waren aber tagsüber bei uns.

Im Pfarrhaus wohnte die Familie Britzen. Ihr Sohn Adolf hatte schon als kleines Kind ein Auge verloren. Sein Vater war der NS-Ortsgruppenleiter von Perl. Nie habe ich ihn ohne die braune Uniform gesehen.

An Gräfe wohnte die Frau Ohlinger, deren Mann Soldat war. Die Frau Krämer (sie war die einzige aus Perl, die nichts taugte) wohnte zuerst an Huthe, später in der alten Schule, unterhalb des Friedhofes.

Die größten Familien im Dorf waren die Blatts aus Sehndorf. Sie hatten sich über viele Häuser verteilt. Z.B an Wächtersch, Mayers, Gumme und Heinze. Die Kiefers, die an Bettendorfs und Schreinersch wohnten, waren nahe Verwandte von Blatte. An Königs waren Merze Pitt und seine Mutter. Albert Marx war an Recher. Die Familie Haas an Wernersch. An Weihe war Robert Blatt, seine Eltern und eine ältere Schwester. Sie hatten in Perl eine Metzgerei und waren nicht mit Blatts aus Sehndorf verwandt. Robert war in meinem Alter, wir waren gute Freunde. Nach dem Krieg besuchte er noch oft Altkülz.

Das größte Original, mit Münchhausen Qualitäten, war Kaase „Peter“. Er war ein kleines Männchen zwischen 70 und 80 Jahren, der immer seine abgebrochene irdene Pfeife im Mund hatte. Mit toderner Mine erzählte er seine Storys. Diese werden noch heute (vererbt) in Altkülz erzählt. Z. B. „Ich arbeitete in einem Steinbruch, der war so hoch, wenn wir Samstag abends das Handwerkszeug hinab warfen, kam es am Montagmorgen, wenn wir zur Arbeit kamen, unten an.“ Oder Folgendes: „Wir hatten ein Schwein geschlachtet. Nachdem es abgestochen und das Blut aufgefangen war, kam es in die große Bütte, um gebrüht und die Borsten entfernt zu bekommen. Als der erste Eimer Wasser über das Schwein geschüttet wurde, sprang es aus der Bütte in den Giebel, der sich daneben befand [der Giebel war ein sich im Kreise drehendes großes Holzrad. Darin wurde ein Ochse oder eine Kuh eingespannt, die immer

im Kreise marschieren musste. Von dem Giebel wurde damals die Dreschmaschine angetrieben]. Als das Schwein im Giebel war und rund sauste, fingen sie sofort an zu dreschen. Sie droschen noch einen ganzen Wagen Frucht. Als sie fertig waren, fiel das Schwein um, und sie brauchten kein kochendes Wasser mehr um es zu brühen, denn es war im eigenen Schweiß gebrüht.“ Die nächste Story vom alten Kaas: Sie hatten Ferkel von einer Sau bekommen, die im Freien lief. Aber sie fanden die Ferkel nicht. Da es Spätjahr war und sie in der Rüben-ernte waren und die Rüben dieses Jahr besonders dick waren, fanden sie die Ferkel in einer hohlen dicken Rübe, wo sie die Sau drinnen versteckt hatte.

Nun vom lustigsten Perler, zur durchtriebensten und mit allen Schlechtigkeiten gesegneten Perlerin. Die Frau Krämer wohnte damals an Huthe (ihr Mann war Soldat) und sie hatte 3 Kinder im Alter von 10 - 13 Jahren bei sich wohnen. An einem trüben nebligen Herbsttag fuhr sie mit Peter Merz (der an Königs wohnte) und dessen Pferdegespann nach Simmern um einzukaufen. Auf dem Rückweg, als es schon dunkel war, kamen sie in Külz an Baumgartens vorbei, auf deren Hof stand ein kleiner, vierrädriger Handwagen. Als sie ihn erblickte, sprang sie vom Wagen und klaute ihn. Hinten auf der Bremse sitzend, zog sie ihn bis Alterkülz hinter sich her. Pitt bog an Königs Hof ein, sie sprang von der Bremse und fuhr mit dem Wägelchen heim. Pitt, vorne auf dem Wagen sitzend, hatte angeblich von der ganzen Sache nichts bemerkt, da es am Abend ja trüb und neblig war.

So ganz unbemerkt war die Sache in Külz doch nicht abgegangen. Ein Nachbar hatte die Aktion bemerkt und meldete es sofort an Baumgartens. Baumgarten ging zu seinem Schwager Neuheuser, der Viehhändler war. Dieser kannte das Pferdegespann. Mit einem kleinen Pferdewägelchen kamen beide angetrabt und bogen an Königs ein. Pitt hatte gerade das Pferd abgeschirrt, als beide über ihn herfielen. Sie verprügelten ihn so, dass er kaum noch zu erkennen war. Als er endlich zu Wort kam und ihnen sagen konnte, wer mit ihm fuhr, ließen sie von ihm ab. Sie fuhren an Huthe, um das Wägelchen aufzuladen. Was dort noch passierte, entzieht sich meiner Kenntnis.

Zu der Zeit war mein Vater Ortsvorsteher. Jeden zweiten Tag war Frau Krämer mit einer Beschwerde da. Bald beschwerte sie sich über ihre Wohnung oder wollte Geld von der Gemeinde, oder war einfach frech. Schließlich bekam

sie eine Wohnung in der alten Schule (wo sich heute der Parkplatz neben der Kirche befindet). Auch die Kinder der „alten“ Krämers waren schon verstorben und taugten nicht viel. Als im März die Amis kamen, hatte sie schnell Freundschaft mit ihnen geschlossen.

Eines Tages fuhr ein mit ihr bekannter Ami mit dem VerpflegungsgMC bei ihnen vor. Sie hatte mit ihren 2 Buben einen Plan ausgeheckt. Während sie im Führerhaus mit dem Ami kuschelte, öffneten die Buben die Plane, Kurt der Ältere kroch hoch und mopste eine ganze Menge Lebensmittel (die Amis hatten lauter gute Sachen), die er seinem Bruder herabreichte. Dieser brachte sie dann in Sicherheit. Diese Aktion berichtete mir Erwin Reuter, der es zusammen mit Herbert Froneberg aus der Ferne beobachtete (ich war damals schon unterwegs, um Deutschland zu retten). Hitler sagte ja: „Die Jugend ist Deutschlands letzte Hoffnung.“

Übrigens, Kurt Krämer, einer der Söhne von Frau Krämer, war fast sein ganzes Leben lang ein sehr beliebter katholischer Pastor in Gondershausen. In jüngeren Jahren spielte er aktiv beim SV Fußball. Später war er lange Jahre dort Vorsitzender. Wenn wir dort spielten, kam er immer sofort zu uns und wir wärmten die alten Geschichten wieder auf. Dabei erkundigte er sich nach den Menschen, die er von früher her noch kannte.

In der alten Schule war bis in den Krieg hinein der Kindergarten eingerichtet. Zeitweise wurde dieser alleine von der Tante Erika betreut. Sie sammelte die Kinder im ganzen Dorf ein und brachte diese nachmittags wieder zurück. Zum Mittagsschlaf standen Pritschen in einem abgetrennten Raum bereit. Es waren bis zu 30 Stück. Die Tante Erika stammte aus der Stadt und war an Heinze in Kost und Logis.

Zur damaligen Zeit wurde die V1 nach England abgeschossen. Viele meinten, wenn ein Flugkörper am Himmel zu sehen war, sie hätten die V1 gesehen, so auch der kleine Perler Junge, der an Heinze war. Jedes Mal, wenn es in der Luft brummte, schrie er: „Die Frau Heinz, die Frau Heinz!“

Mit dem Perler Musikverein herrschte noch bis vor wenigen Jahren ein freundschaftliches Verhältnis, das durch gegenseitige Besuche gepflegt wurde. Unvergessen ist auch der gute 52-prozentige Mirabellenschnaps.

Am Westwall!

Seit 1940, als der Frankreich Krieg beendet war, war der Westwall ja überflüssig. Es wurde nicht mehr viel an ihm instand gehalten. Das änderte sich schlagartig, als die Amerikaner 1944 in der Normandie landeten und in Richtung Deutschland vorrückten.

Ab Spätjahr 1944 wurden ganze Brigaden von Volkssturmmännern (bis 60 Jahre) mobilisiert und zum Westwall verfrachtet. Sie mussten Schützengräben ausheben und MG Stellungen bauen. Am ersten Tag im Dezember kam Otto Heinz - der inzwischen auf dem Standort in Kastellaun die Stelle von Hermann Wickert, der nun Soldat war, eingenommen hatte – zu mir und sagte: „Du musst übermorgen zum Westwall!“

Am nächsten Tag besorgte ich mir das Nötigste, was man zum täglichen Gebrauch haben musste. Tags darauf ging es mit dem ersten Zug nach Simmern, wo sich schon eine Menge Personen eingefunden hatten, von denen ich viele kannte. Wir stiegen um, in den Zug nach Hermeskeil. Zu der Zeit war die Strecke nach dem Bahnhof noch befahrbar, was wenige Wochen später nicht mehr möglich war.

Am 13.1.45 wurde nämlich das Gleisdreieck bombardiert. 36 schwere Bomben wurden abgeworfen. Richtige Volltreffer landeten sie nicht, aber die Strecke war doch stark beschädigt. Zwischen Bahnhof und Tunnel am Bergschlösschen war sie nicht mehr befahrbar. Dort musste aus- und eingestiegen werden.

Hermeskeil war der Ort, an dem wir uns melden mussten. Einige Hundert vom Jahrgang 28 und 29 aus der ganzen Gegend kamen hier zusammen und wurden zu ihren Einsatzorten eingeteilt. 80 Mann wurden nach Nonweiler abkommandiert, zu denen auch ich gehörte. Arbeitskleidung mussten wir mitbringen.

-2. Nov. 1944

NSDAP-Hitler-Jugend
Gebietsführung Moselland (12)

Notdienstverpflichtung!

An *Jr. Otto Berg geb. 4.9.29. M. W. K. H. J.*.....

Auf Befehl des Gauleiters und Reichsverteidigungskommissars vom 26.8.1944 wirst Du ab sofort für die Befestigungsarbeiten auf begrenzte Zeit

notdienstverpflichtet

Durch diese Notdienstverpflichtung werden sämtliche bestehenden Dienstverpflichtungen anderer Art aufgehoben.

Erteilte Bescheinigungen über Zurückstellung, ganz gleich welcher Art, entbinden nicht von der Notdienstverpflichtung.

Es wird darauf hingewiesen, daß derjenige, der sich dieser Notdienstverpflichtung entzieht, nach Kriegsrecht bestraft wird. Dasselbe gilt für den Betriebsführer, der notdienstverpflichtete Kräfte zurückhält.

Der Notdienstverpflichtete hat mitzubringen:

- 2 Decken
- vollständige Toilettenausstattung,
- wetterfeste Kleidung
- Verpflegung für 2 Tage (ausreichend Brot)
- Schanzzeug (Spaten, Schaufel, Spitzhacke, Säge),
- Essgeschirr,
- Essbesteck,
- Zeltbahnen (soweit vorhanden),
- Führerpistole und Munition.

Verpflegung wird ersetzt, Löhnung erfolgt durch bisherigen Arbeitgeber.

Der Notdienstverpflichtete hat sich zum Abtransport am um Uhr am einzufinden.

bis 11 Uhr zum Abtransport

Der Führer des Gebietes Moselland (12)

f. N. R.

Obergebietsführer.

Der K.-Führer des Standortes

Freilich



Abbildung 29: Notdienstverpflichtung

Ein paar verwundete Soldaten, die nicht mehr an die Front konnten, holten uns ab. Sie waren nun unsere Vorgesetzten. Wir mussten antreten und marschierten mit lautem Gesang nach Nonnweiler. Die Entfernung betrug etwa 8 km. Dort angekommen wurden wir in einem großen, mit Stroh ausgelegten Saal, in dessen Mitte ein großer Sägemehlofen stand, untergebracht. Jeder Einzelne erhielt eine Decke, um uns im Strohlager zudecken zu können. Von den etwa 4 Soldaten, die für uns zuständig waren, wurden wir in Arbeitsgruppen eingeteilt. Die Plumpsklos befanden sich außen neben dem Saal. Als Waschgelegenheit diente ein einziges kleines Spülbecken im Flur vor dem Saal. Dort staute sich morgens alles, nur wenige kamen an die Reihe. Abends, wenn wir verdreckt von der Arbeit kamen, musste man oft stundenlang warten, bis man an die Reihe kam. Auf einer Seite des riesengroßen Saales standen Tische und Bänke zum Einnehmen der Mahlzeiten.

Am nächsten Morgen ging es zum ersten Arbeitseinsatz. Nachdem wir unsere Arbeitsgeräte empfangen hatten (Äxte und Sägen). Zogen wir mit Gesang Richtung Otzenhausen. Bald sahen wir die ersten Höckerlinien (sie waren 1938 - 39 errichtet worden). Hier wurde Halt gemacht und wir bekamen die Arbeit, die wir zu verrichten hatten, erklärt.

Etwa 20 m diesseits der Höckerlinien hatte der Volkssturm kurze Zeit vorher Schützengräben ausgehoben. Darin sollten die Soldaten mit den Panzerfäusten und Maschinengewehren Stellung nehmen. Für deren Tarnung und Deckung sollten wir sorgen. Pfähle und Draht wurden uns ausgehändigt. Direkt vor den Schützengräben schlugen wir die Pfähle im Abstand von etwa 8-10 m ein. Zwischen den einzelnen Pfählen spannten wir zirka 4 Reihen Draht. Unsere Hauptbeschäftigung war nun alle Sorten von Reisig dazwischen zu stecken, was zur Tarnung dienen sollte, damit die einzelnen Stellungen von den anrückenden Panzern und der Infanterie nicht erkannt werden sollten. Eine Abordnung von uns war immer unterwegs, um im Wald oder in den Hecken, für den benötigten Nachschub an Reisig zu sorgen. Das war unsere Arbeit in den knapp 3 Wochen, in denen wir dort eingesetzt waren. In dieser Zeit hatten wir die ganze Strecke zwischen Nonnweiler und Otzenhausen noch etwas weiter fertiggestellt.

Unser gesamter Tagesablauf sah so aus: Etwa um 6 Uhr war wecken und anschließend Frühstück mit Kommissbrot, Marmelade und Butterersatz

(Margarine?). Da zum Waschen für so viele Personen ja keine Möglichkeit bestand, marschierten wir noch im Dunkeln mit lautem Gesang ab zum Einsatzort. Jeden Mittag bekamen wir von einer Feldküche gekochten Eintopf, den wir aus einer Blechschüssel auf der Baustelle einnahmen. Um 4 Uhr etwa war Feierabend, mit Gesang ging es wieder ins Quartier zurück. Dort hatten wir etwa 1 Std. Zeit uns zu reinigen und zu waschen.

Um 6 Uhr war 1 Std. lang politischer Unterricht angesagt, der sich „Volksbürgerkunde“ nannte. Doch der Feldwebel, der ihn abhielt, hatte das in ein paar Minuten erledigt. Die restliche Zeit verbrachten wir mit dem Einüben von Marschliedern. Musik war sein Leben. Die Hauptlieder, die wir einübten und jeden Tag mehr als zehnmal sangen, waren: „Unter Erlen steht ne Mühle“ und „O du schöner Westerwald“. So ging das Tag vor Tag mit dem perfekten Einüben der Lieder. Dies alles fand in unserem Strohlager im Saale statt. Nach kurzer Zeit waren wir die Sache mit dem Üben der Lieder so leid, dass wir anfangen zu murren. Dabei hatte er mich entdeckt, kam auf mich zu und schrie mich an: „Jetzt will ich mal sehen, ob du so gut singen kannst wie meckern.“ Ich musste ihm etwas vorsingen. Das musste schiefgehen. In der Schule hatte ich bei Musik immer mangelhaft stehen. Und so sang ich ihm noch bewusst schlechter, als ich in Wirklichkeit konnte. Er schrie, ich solle das Maul richtig aufmachen beim Singen. Daraufhin konterte ich und fragte: „Ist das Singen so wichtig, um noch den Krieg zu gewinnen?“ Unser Disput ging noch einige Zeit hin und her. Meine Kameraden kitzelten sich innerlich darüber, durften es sich aber nicht anmerken lassen. Seitdem hatte ich es bei ihm verschissen. Aber, Gott sei Dank, war er im Gelände nicht dabei. Nach dem Krieg, wenn mich einer meiner Kumpels von damals traf, lachten wir nochmals darüber.

Etwa um 7 Uhr gab es das Abendessen mit etwas Hartwurst, Käse, genügend Brot und Tee. Es war uns freigestellt, noch bis 10 Uhr ins Dorf zu gehen. Um Punkt 10 Uhr mussten alle zurück sein.

In einem Nachbardorf waren auch die Jungen vom HJ-Straflager Stahleck untergebracht. Sie mussten schwere Arbeit verrichten und wurden dazwischen arg schikaniert. Eines Morgens hörten wir, kurz nachdem wir aufgestanden waren, lautes Befehlsgebrülle neben unserem Saal. Wir wurden hinausbefohlen um zu sehen, wie es uns ergehen würde, wenn wir nicht ge-

horchten. Sie mussten mit „Hinlegen und Aufstehen“ sich im Dreck rumwälzen. Obwohl es noch nicht richtig hell war, erkannte ich sofort einen von ihnen. Sie waren zur Strafe ganz kahl geschoren und hatten keine Kopfbedeckung. Zur Umwelt durften sie keinerlei Kontakt aufnehmen. Derjenige, den ich erkannte, war Kurt Wickert aus Reich. Er hatte mich auch erkannt. Ich wusste, dass ich mit ihm nichts sprechen durfte, um ihm keine zusätzlichen Unannehmlichkeiten zu bereiten. So winkten wir uns einige Male verstohlen zu, während sie zur Abschreckung vor unseren Augen schikaniert wurden. Kurt Wickert heiratete nach dem Krieg nach Klosterkumbd. Er war der Schwiegervater von Manfred Schulz, der von der Osterkülmühle stammt. Wenn ich ihn in späteren Jahren traf, erwähnte er nichts von der Sache, da es ihm vielleicht peinlich war. Ich fragte ihn deshalb auch nicht. So weiß ich bis heute nicht, was damals vorgefallen war.

Eines Morgens, als wir kurz vor Otzenhausen an unserer Arbeitsstelle ankamen, hielt einer in Offiziersuniform, hoch zu Rosse auf einem kleinen Hügel und beobachtete mit einem Fernglas das Geschehen. Als ich an ihm vorbeikam, sah ich mit Verwunderung, dass es unser Standortführer in Kastellaun, Leutnant Heinz Prinz, war. Einige Wochen vorher hatten wir noch Sonntagvormittags im Hotel Knebel Karten gespielt. Er wurde von Kastellaun an den Westwall versetzt, wo er die Leitung über einen großen Bezirk hatte, ein Teil davon betraf auch Nonnweiler (Gustav Peuter kam wieder von Laubach nach Kastellaun). Ich machte mich bemerkbar, er stieg vom Pferd und kam zu mir. Er schüttelte mir die Hand, was meine Kameraden mit Erstaunen wahrnahmen. Ihnen gegenüber war ich mächtig stolz. Wir unterhielten uns über alles Mögliche, dabei fragte er mich auch, wie es mir hier gefiele. Ich begann zu erzählen, auch von dem geflappten (bescheuerten) Gesangsunterricht, den wir jeden Tag über uns ergehen lassen mussten, auch über unser enges Lager, in dem es ja nachts lausig kalt war, es war ja einige Wochen vor Weihnachten. Er äußerte sich nicht groß dazu und schüttelte nur den Kopf.

Abends kehrten wir zurück ins Lager. Umgehend wurden wir mit 5 Mann ins Büro befohlen. Es wurde uns mitgeteilt, dass wir in ein anderes Quartier umziehen müssten. Es waren folgende Kumpels: Fritz Menk aus Klosterkumbd (ein Cousin von Hermann Wickert), Kurt Kunz aus Klosterkumbd (er war damals vom Schmied Rudolf Kunz angenommen. Vorher und nachdem er voll-

jählig war, trug er seinen Geburtsnamen Kurt Kremski), Otto Löhr aus Klosterkumbd (der dorthin evakuiert war), Walter Emmel aus Kisselbach und ich. Wir packten noch am selben Abend unsere sieben Sachen und zogen in unser neues Quartier.

Die Besitzer des Hauses waren, wie die meisten Nonnweilerer, evakuiert. Es war ein schönes großes Haus, kurz vor dem Krieg erbaut. Das Haus stand in unmittelbarer Nähe der großen Bahnbrücke, über die der Verkehr von Hermeskeil in Saarland führte. Von den vielen Bomben, die auf die Brücke geworfen wurden, sie aber nicht trafen, war das Haus leicht beschädigt, alle Fenster kaputt, mit Brettern zugenagelt. Da die Strecke an anderer Stelle zerbombt war, haben wir keinen Bombenangriff während unserer Anwesenheit bis Weihnachten mehr erlebt. Auch während unserer Arbeit wurden wir von keinen Tieffliegern angegriffen. Sie schwirrten zwar mehrmals am Tage über uns herum, sodass wir Deckung suchen mussten, aber angegriffen wurden wir nicht. In dem Haus hatten wir ein leerstehendes, großes Zimmer zur Verfügung. Schlafen mussten wir auch auf dem Fußboden. Ob wir auf Stroh oder auf Decken lagen, ist in meinem Gedächtnis nicht haften geblieben. Ein kleiner Ofen stand auch im Zimmer. Da im Keller genug Holz vorhanden war, lagen wir schön warm. Wurden wir tagsüber nass, konnten wir abends unsere Kleider trocknen. Nur die Mahlzeiten mussten morgens und abends weiter im Saal eingenommen werden. Aber sonst war der Unterschied wie Tag und Nacht. Meine Kumpels rätselten, warum wir als einzige so ein gutes Quartier bekommen hätten. Ich konnte es mir ja denken, sagte ihnen aber nichts, um nicht als „Radfahrer“ dazustehen.

Übrigens, Heinz Prinz sah ich erst nach dem Krieg in seinem Textilgeschäft in Simmern wieder. In der schlechten Zeit nach dem Krieg hatte man eine Kleiderkarte, auf die man nur sehr wenig bekam. Ich erhielt zusätzlich von ihm manches Kleidungsstück, das ich im Kämmerchen neben dem Laden anprobieren musste. Er verpackte es mir dort, sodass auch sein eigenes Personal es nicht sehen sollte. Nach der Währungsreform leitete Heinz Prinz sein zweites Textilgeschäft in Kirchberg. Die Filiale in Simmern leitete ein schon in jungen Jahren ergrauter Herr Klein aus Heizenbach. Gegen ihn spielte ich um 1950 Fußball. Er war Mittelläufer der SV Heizenbach-Reckershausen. Durch ihn hielt ich noch etwas Verbindung mit Heinz.

Abwechselnd mussten immer ein paar Mann von uns für Kartoffeln, die für den Eintopf der Feldküche bestimmt waren, sorgen. Einmal war ich auch an der Reihe. Frühmorgens zogen wir mit einer Karre, Kreuzhacke und einem Spaten aus. Die Kartoffeln standen noch alle in den Äckern, da deren Besitzer ja evakuiert waren. Mit dem Spaten bekamen wir nur wenige raus, da der Boden ja gefroren war, sodass wir die Hacke benutzen mussten. Zu Hause angekommen war es auch unsere Aufgabe, die Kartoffeln zu schälen (was ich noch nie getan hatte). Sie gaben dem Eintopf einen süßen Geschmack.

Direkt neben dem Haus, in dem wir jetzt wohnten, befand sich ein kleiner Laden, in dem es noch viel Krimskrams zu kaufen gab. Wir hatten fast alle Lebensmittelkarten von zu Hause mitbekommen, da sie dort nicht benötigt wurden, weil wir ja Landwirtschaft hatten. Auf die gab es zwar nicht so viel wie auf die für Normalverbraucher, aber für ein Stück Wurst oder so was langte es doch manchmal. Auch Bleistifte, Briefpapier und Briefmarken sowie Kriegsheftchen für 20 Pf. gab es in dem Geschäft zu kaufen. Deren Betreiber gehörten zu den wenigen, die noch in Nonnweiler lebten. Ob ich mal nach Hause geschrieben habe, weiß ich nicht mehr. Der Vorsatz war jedenfalls da.

Eines Nachts wurden wir geweckt. Angeblich waren feindliche Luftlandetruppen hinter den deutschen Linien abgesetzt worden. Unser ganzer Verein trat vor der Bahnbrücke, die gefährdet schien, an und wir wurden in Gruppen zu je 2 Mann eingeteilt, um die ganze Gegend nach etwas Verdächtigem abzusuchen und sofort zu melden, wenn uns etwas auffiel. Da wir ja keine Waffen hatten, konnten wir ja sonst nicht viel tun. Zu mir kam Johannes Hummerich aus Mengerschied, der nach dem Krieg mit seinen Schießbuden von Kirmes zu Kirmes zog. Doch er legte sich sogleich in einen Hausflur zum Schlafen. Da wir ja laufend kontrolliert wurden, musste ich für ihn kohlern (lügen) und sagte: Er wäre einen Klo zum Austreten suchen. Kurze Zeit später wurde die Aktion abgebrochen, weil es ein Fehlalarm war. Wenn es nachts windstill war, hörten wir in der Ferne die Schüsse der Artillerie.

Eines Tages kam noch einmal einer mit ein paar Stahleckern an uns vorbei. Er war ein ganz klein gewachsener HJ-Führer, der mit seinen großen Stiefeln, die ihm bis an die Knie gingen, aussah wie der gestiefelte Kater. Eine große dicke Schützenschnur hing ihm von den Schultern bis an den Bauch. Er

hatte eine schrille laute Stimme wenn er seine Befehle gab. Einige Monate später sollten wir zu Schicksalsgenossen werden. Ich werde noch viel über ihn berichten.

Am 23.12.1944 wurden wir, da wir mit unserer Arbeit fertig waren, und alles getarnt war, vor dem Weihnachtsfest entlassen. Mitsamt unserer wenigen Habe marschierten wir nach Hermeskeil. Von hier aus fuhren wir mit dem Zug nach Simmern. Unterwegs im Zug traf ich Alfred Schäfer, der in einem anderen Ort am Westwall war. Alfred Schäfer stammte von der Braunemühle (heute Junkersmühle) bei Michelbach. Wir machten uns zu Fuß auf den Heimweg. Da wir seit dem frühen Morgen nichts mehr gegessen hatten, kehrten wir bei seinen Verwandten in Keidelheim ein. Obwohl es schon sehr spät war, kamen wir noch gerade rechtzeitig zum Abendessen. Es war bei der Familie Hilgert in Keidelheim. An einem sehr langen Tisch in ihrer Küche saßen aufgereiht wie die Orgelpfeifen ihre 9 Kinder (fast lauter Jungen). Hubert wohnt mit seiner Familie noch in ihrem Haus, Friedhelm wohnt in Kümbdchen und war dort jahrelang Bürgermeister. Reinhold, der Jüngste, ist nach Reich verheiratet. In den 70er Jahren arbeiteten wir zusammen bei der Firma Wust. Er war ein guter Kumpel von mir. Später arbeitete er bei der Bundeswehr in Kastellaun. Seine Tochter ist mit Metzger Braun aus Buch verheiratet. Am Tisch saßen noch Mutter und Vater Hilgert. Er war ein auf dem ganzen Hunsrück bekannter Pferdehändler. Seine Frau stammte von der Taubenmühle und war eine Tante von Alfred Schäfer.

Am Kopfende des Tisches thronte über allen der alte Großvater Hilgert (ob die Großmutter noch lebte, weiß ich nicht mehr). Nachdem wir alle unsere Plätze eingenommen hatten, begann er mit einem langen Brotmesser für alle das Brot zu schneiden. Für so viele Personen dauerte es seine Zeit. Da er ein sehr frommer Mann war, sprach er vor dem Essen noch ein längeres Gebet. Während des Essens durfte kaum gesprochen werden. Es war mit das feierlichste Mahl, das ich jemals eingenommen habe. Anschließend machten Alfred und ich uns auf den Weg nach Hause. Das Kapitel Westwall war nun beendet.

Im Wehrrüchtigungslager Waldalgesheim!

In der Zeit von Weihnachten 44 bis Ende Januar 45 herrschte eine große Kälte und der Schnee lag einen halben Meter hoch. Ab Weihnachten flogen feindliche Jagdbomber und Bomber verstärkt Angriffe auf Ziele im Hunsrück. Fast jeden Tag konnten wir Luftkämpfe beobachten, und sahen abstürzende feindliche und auch deutsche Flugzeuge.

In dem Buch „Krieg in der Heimat“ steht: Am Neujahrsmorgen 1945 startete die deutsche Luftwaffe das große Unternehmen „Bodenplatte“, bei dem starke Geschwader deutscher Kampf-, Schlacht- und Jagdflieger einen überraschenden Schlag gegen die feindlichen Flugplätze im belgisch-holländischen Raum führen sollten. Der geplante Erfolg blieb aus. Die Deutschen verloren fast 300 Flugzeuge, die kaum unterrichtete Flak schoss dabei eine große Zahl, es wird von 100 berichtet, der im Tiefflug zurückkommenden eigenen Flugzeuge ab.

Am Neujahrstag kam das Gerücht auf, dass bei Reich ein amerikanischer Bomber abgestürzt sei. Wir machten uns mit ein paar Kumpels auf den Weg dorthin. Doch schon vor Michelbach kehrten wir wieder um, da der ganze Himmel voll tieffliegender, wild schießender Flugzeuge war. Sie waren so schnell, dass wir ihre Nationalität nicht erkennen konnten. Auf dem hellen Schnee gaben wir ein gutes Ziel für sie ab, denn sie schossen auf alles, was sich bewegte.

Mit Robert Blatt aus Perl, der so alt war wie ich, kam ich an diesem Morgen, als es schon hell war, von der Silvesterfeier an Monnerjahns heim. Mit Walter Monnerjahn saß ich die letzten Jahre meiner Schulzeit in einer Bank. In dieser Nacht sah ich zum ersten Mal Alois Gastdorf (Nopsel), der an der Front ein Bein verloren hatte.

In dem kalten schneereichen Januar war fast jeden Tag etwas am Himmel los. Bei meinem Cousin Walter Michel (der beim Militär war) hatte ich mir sein Luftgewehr ausgeliehen und ging damit auf Spatzenjagd. Eines Morgens auf unserer Wiese, ich hatte zum ersten und einzigen Mal eine Elster

erlegt, kam Hölze Jakob, unser Zeitungsausträger (lediger Großonkel von Gün-
ter Hölz), zu mir auf die Wiese und sagte: „Ich habe etwas Schönes für dich.“ Er
überreichte mir einen Brief, in dem der Gestellungsbefehl für das Wehrrerüch-
tigungslager Waldalgesheim enthalten war.

Am 28.1.1945 fuhren wir um 2 Uhr nachts mit dem Pferdeschlitten
(auf der Straße lag eine dicke festgefahrene Schneedecke) von Fritz Wagner aus
Hasselbach zum Bahnhof nach Simmern. Mit dabei waren Werner und Walter
Wagner und ich. Werner war der Sohn von Fritz. Walter heiratete später die
Gertrud Junker aus Altkülz. Von Simmern aus fuhren wir mit der Bahn nach
Stromberg, wo wir ungefähr um 6 Uhr ankamen. Kurze Zeit später wurden
Walter und Werner von Ausbildern abgeholt. Sie mussten ins WE-Lager auf der
Stromburg. Wir, die nach Waldalgesheim mussten (es waren etwa 15 Mann mit
dem Hunsrückzug hier eingetroffen), fühlten uns in dem gut geheizten Warte-
raum sehr wohl.

Wir wussten nicht, ob wir abgeholt würden oder ob wir uns allein auf
den Weg nach Waldalgesheim machen müssten. Da es schön warm und gemüt-
lich bei uns im Wartesaal war, entschieden wir uns zu bleiben. Es ging sehr laut
bei uns zu und wir waren in guter Stimmung.

Gegen 10 Uhr standen dann plötzlich 2 Ausbilder in der Tür und
machten kein schönes Gesicht. Sie fragten, warum wir nicht gekommen wären
und meinten, wir würden es noch bereuen. Als wir mit ihnen den Bahnhof
verließen, sah ich zum ersten Mal den mit einer weißgrauen Staubschicht be-
deckten Bahnhof und seine Umgebung, die von dem nahen Kalkwerk stammte.

In Waldalgesheim angekommen, wo wir die Letzten waren, mussten
wir alle antreten. Unser Lehrgang bestand aus 102 Mann. Jetzt wurden wir der
Größe nach in drei Scharen zu je 34 Mann eingeteilt. Jede Schar wurde noch mal
in 3 Kameradschaften aufgeteilt. Unsere Ausbilder bekamen wir auch vorge-
stellt. Jede Schar hatte einen Feld- oder Hauptfeldwebel als Führer. Jede Kame-
radschaft einen Unteroffizier oder Obergefreiten.

Chef vom Ganzen war als Lagerführer Leutnant Hardt aus Enkirch. Er
besaß nach dem Krieg eine Tankstelle in Enkirch. Ich traf ihn in den 50er Jahren
auf der Kirmes in Wolf, wo wir Fußball spielten. Wir erkannten uns sofort, aber

er fragte noch nicht einmal, wie es mir beim Rückzug ergangen sei. Er war ein fanatischer, linientreuer Parteigenosse, der mehr die braune als die Leutnantsuniform trug.

Unsere anderen Ausbilder waren alle Freiwillige vom Regiment „Großdeutschland“. Alle hatten schwere Verwundungen, sie konnten keinen Dienst an der Front mehr leisten. Von denen, die nur Unterricht abhielten, gingen manche am Stock. Die meisten von ihnen waren schwer in Ordnung.

Nachdem alles eingeteilt war, wurden wir in unser Quartier eingewiesen. Das Lager befand sich in den Räumen der alten Schule, die in der Mitte des Ortes, an der Hauptstraße nach Bingen, lag. Die Räume bestanden aus zwei großen zweistöckigen Klassenräumen und einer großen Turnhalle. Auf einer Seite der Halle waren einige 98er Motorräder, die von dem HJ-Motorsport-Ausbildungslager Koblenz-Asterstein stammten, untergebracht. Wegen der Fliegerangriffe wurde das Lager Koblenz aufgelöst. Die Motorräder wurden nach Waldalgesheim transportiert. In einem kleineren Bau befanden sich einige kleinere Räume, die zu verschiedenen Zwecken genutzt wurden. Ein Raum war die Waschküche, die zum Gefangenenraum mit vergitterten Fenstern umfunktioniert worden war. Der gesamte Schulkomplex war mit einer über 2 m hohen Mauer umgeben. Nur durch eine Einfahrt konnte man ins Innere gelangen.

Wir bezogen unsere Quartiere, nachdem wir alle in die Schare eingeteilt waren. Schar 1 lag in dem Gebäude an der Hauptstraße, im unteren Klassenzimmer. Schar 2, in die ich eingeteilt war, wurde ein Stockwerk höher untergebracht. Unten befanden sich die Küche und die Kleiderkammer. Wir bekamen aus Brettern zusammengenagelte Betten zugewiesen. Als Matratzen dienten auch Bretter mit Stroh und einer Decke drauf. Wir schliefen zweistöckig. Unsere ganzen Sachen hatten wir jeweils unter dem untersten Bett verstaut. Die Betten befanden sich im hinteren Teil des Klassenzimmers. Im vorderen Teil, wo früher das Lehrerpult stand, nahmen wir unsere Mahlzeiten ein. Tische und Bänke dazu standen aufgestapelt in einer Ecke.

Als wir mit dem Einräumen fertig waren, ertönte von unten ein Pfiff und wir mussten raus auf den Hof (was wir bei Pfiffen immer mussten). Von hier aus ging es zum Einkleiden in die Kleiderkammer. Hier waren der Oberge-

freite Scherbaum und der Gefreite Weismeier als „Kammerbullen“ aktiv. Bei 100 Leuten musste das alles schnell gehen. Wir mussten unsere Größe, Gewicht, Schuh- und Körpergröße angeben. Anschließend wurden allen die Sachen überreicht, ohne sie anprobieren zu können. Es war ein schwarzer Anzug (allgemein Skianzug genannt), mit einer Hakenkreuzarmbinde, ein paar Schuhe und eine schwarze HJ-Schirmmütze. Die Sachen hatten schon einige Lehrgänge vorher mitgemacht. Vielen passten die Sachen nicht so gut. Nur in ganz seltenen Fällen wurden sie umgetauscht. Mir passte die Ausrüstung ziemlich gut, bis auf die Schuhe, die etwas zu groß und ausgetreten waren.

Kaum hatten wir uns umgezogen und unsere Sachen in einem Karton oder Kofferchen unter unseren Betten verstaut, als die Trillerpfeife wieder ertönte und wir flott runter mussten. Uns wurde erklärt: Zur Strafe dafür, dass wir uns morgens nicht sofort nach unserer Ankunft in Stromberg auf den Weg Richtung Waldalgesheim aufgemacht hatten, gehe es nun auf den Sportplatz zur „Erdkunde“, Thema: Der Schleifstein. So steht es wörtlich in meinem mit Bleistift geschriebenen, kaum noch lesbaren Kriegstagebuch, das ich als fast einziges und für mich wertvollstes Utensil durch alle Kriegs- und Gefangenschaftswirren gerettet habe. Viele Ereignisse aus dem WE-Lager und alle Daten und Aufzeichnungen über unseren Rückzug und Gefangenschaft sind darin enthalten. Da die Schrift immer mehr verblasste, habe ich es in ein anderes Buch übertragen.

Auch diejenigen, die morgens im Stromberger Bahnhof nicht mit dabei waren, wurden mit uns bestraft. Bei der inzwischen einbrechenden Dunkelheit mussten wir Kniebeugen bis zur „Vergasung“ machen. In dem kalten Schnee hieß es laufend: „Hinlegen, auf Marsch, Marsch!“ Dabei mussten wir folgenden Spruch aufsagen: „Auf und nieder stärkt die Glieder und gibt dem Arsch die gesunde Gesichtsfarbe wieder.“ Bei solchen Sprüchen durfte unser Lagerführer nicht in der Nähe sein, da er wenig Sinn für Humor hatte. Dass dabei unsere Bekleidung nicht ganz trocken blieb, war doch klar. Obwohl wir auf unserer Stube einen großen Kohleofen hatten und auch genügend Heizmaterial zur Verfügung stand, breiteten wir unsere Sachen in jedem freien Winkel zum Trocknen aus. Trotzdem waren sie am nächsten Morgen noch klamm, wir mussten sie in diesem Zustand anziehen. Uns wurde erklärt, dass es zur Abhärtung dienen würde.

Unsere Waschgelegenheit am Morgen war genauso primitiv wie am Westwall im großen Saal. So war unten im kalten Flur nur 1 Waschbecken angebracht, sodass für die Schar 1 und 2 mit über 60 Mann theoretisch, wenn wir früh genug aufstanden, für jeden 1 Minute zur Verfügung stand.

Ab 7 Uhr war die Küche geöffnet. In der waren Mädchen und junge Frauen aus dem Ort angestellt, von denen wir unsere Rationen erhielten, die sie meist schon am Abend vorher vorbereitet hatten. Es gab ein halbes Kommissbrot (bei Bedarf mehr) etwas Butter (Margarine?), Kunsthonig, Marmelade oder Käse. Dazu Gerstenkaffee. Sein Essen musste jeder selbst abholen und damit etwa 30 m über den Hof gehen. Den Kaffee holten die 2 Kameraden, die Stubendienst hatten, in großen Kannen ab.

Um 8 Uhr begann der eigentliche Dienst. Bis 10 Uhr war jeden Tag Unterricht. Bis 9 Uhr fand politischer Unterricht in der Turnhalle statt. Anschließend wechselte jede Schar auf ihr Zimmer und hatte bis 10 Uhr Waffenunterricht. Hier stand als Erstes der Karabiner auf dem Programm. An einen Teil kann ich mich noch erinnern, was wir wissen mussten. Und zwar Folgendes: Der Karabiner 98 K bestand aus 7 Hauptteilen: Der Lauf, die Visiereinrichtung, Schaft, Kolben, Verschluss, Abzugshebel und Schlagbolzen.

Zum Lauf: Der Lauf ist eine äußerlich gebräunte Stahlröhre, die im inneren von Zügen und Feldern durchzogen ist. Diese sind leicht von links nach rechts gedreht, um der Kugel den nötigen Drall zu geben, wenn sie den Lauf verlassen hat. Durch den Drall ist die Zielgenauigkeit größer. Die Visiereinrichtung besteht aus Kimme und Korn. Bis hierhin weiß ich noch alles wörtlich, das andere meist nur noch sinngemäß.

Die ersten beiden Stunden Unterricht während der ganzen Zeit unseres Lehrgangs waren immer gleich. Der andere Dienstplan (er hing jeden Morgen am schwarzen Brett vor der Turnhalle) änderte sich täglich. Meist stand von 10 - 12 Uhr Sport darauf. Der Sportplatz befand sich von Stromberg kommend links am Ortseingang, hinter den kleinen Bergmannshäuschen (ungefähr an gleicher Stelle befindet er sich heute noch). Etwa von halb 2 bis 5 Uhr dauerte der Dienst am Nachmittag. Dazu gehörten etwa 2-mal die Woche Schießen mit Kleinkaliber-Gewehren auf dem etwa 1km vom Ort entfernten Schießstand.

Geländespiele machten wir auch viele, sie spielten sich meist in den Nachbarorten Rümmelsheim, Genheim und Roth ab. Marschieren und Exerzieren füllte einen großen Teil unseres Dienstes aus. Auch hier wurde beim Marschieren kräftig gesungen. Auch hier waren das „Westerwaldlied“ und „Unter Erlen steht ne Mühle“ eindeutiger Favorit. Auch nationalsozialistische Kampf- und Sturmlieder wurden gesungen. Der vorderste im Glied sagte den Titel des Liedes nach hinten durch, so wurde er immer weitergegeben. Wenn er den letzten erreicht hatte, schrie der mit lauter Stimme nach vorne: „Lied durch!“ Jetzt konnte der Gesang losgehen.

Jeden Nachmittag waren etwa 5 Mann aus jeder Schar zum Stollenbau eingeteilt. An 3 Stollen, die schon vorhergehende Lehrgänge angelegt hatten, arbeiteten wir nun weiter. Für jede Schar ein Stollen. Sie befanden sich oben auf dem Säukopp, direkt neben dem Bergwerk.

Der „Säukopp“, wie er im Volksmund hieß, bestand aus etwa 10 kleinen Bergwerkshäuschen, von denen viele nur eine Kuh oder eine Ziege besaßen. Um auf den Säukopp oder ans Bergwerk zu gelangen, musste man an der evangelischen Kirche und am Gasthaus Bremmer vorbei.

Das Gasthaus Bremmer, wo wir in unserer Freizeit Sonntagnachmittags öfter waren, ist inzwischen wie einige Häuser in dessen Nähe, weil sie vom Bergwerk unterhöhlt waren, abgesunken und verschwunden.

Von hier aus ging es steil den Berg hinauf zum Säukopp. Hier trieben wir drei Stollen in den Berg hinein. Den Abraum beförderten wir mit Schubkarren nach außen. Mit Kanthölzern und Bohlen stützten wir das Ganze ab. Etwa alle 5 m wurde im Stollen die Richtung geändert, um Angriffen von außen kein Ziel zu geben. Das Schönste am Stollenbau war: In einem Ställchen neben unserem Stollen lag, gegen die Kälte abgedeckt, ein riesiger Berg mit Äpfeln. Mit Erlaubnis des Besitzers konnten wir uns daran gütlich tun. Äpfel waren damals eine Delikatesse für uns. Bei den Geländespielen in Roth (bei Stromberg) bekamen wir von den Bauern auch immer welche.

Nach Dienstschluss um 5 Uhr wurde das Abendessen eingenommen. Dieses musste auch immer in der Küche abgeholt werden. Kommissbrot so viel

man wollte, dazu etwas Butter, Käse und Hartwurst. Zum Trinken gab es abends meist Tee.

Nachtragen möchte ich noch das Mittagessen. Eine Abordnung von uns (die abwechselte) musste die Teller und das Besteck in der Küche abholen. So auch die Schüsseln mit dem Essen. Gemüsesuppe gab es jeden Mittag. Die Mädchen aus der Küche schöpften uns die Teller damit voll. Da es meist Lauchsuppe war, die mir und einigen anderen nicht schmeckte, schütteten wir sie aus dem Giebelfenster des Speichers in den darunter liegenden Garten. Fast jeden Mittag gab es Pellkartoffeln mit einer gut schmeckenden Soße. Davon konnten wir essen so viel wir wollten. Fleisch bekam jeder ein winziges Stück von den Küchenmädchen in den Teller. Als Ersatz, wenn das Essen nicht schmeckte, stand Kommissbrot unbegrenzt zur Verfügung. Von zu Hause mitgebrachte geräucherte Würste, womit ich sparsam umging, halfen mir für einige Zeit über die Runden.

Ausgang hatten wir nach dem Abendessen bis um 9 Uhr. Wer erst später zurück war, musste von der Wache gemeldet werden. Ab Einbruch der Dunkelheit wurde das Lager bis zum Morgen bewacht. Jeden 3. Tag war eine andere Schar zum Wachdienst eingeteilt. Drei Mann waren immer unterwegs. Im Gegensatz zum Militär, die immer 2 Std. Wache hatten, war es bei uns 1 Std. Das Militär hatte, im Gegensatz zu uns, auch längere Mäntel und Stiefel, die sie vor Kälte schützten. Die Wachzeiten wechselten täglich. Wer abends die erste Wache hatte, hatte auch am Morgen die letzte. Alle anderen kamen nur 1 Mal dran. Einer von der Wache weckte den nächsten, der an der Reihe war, 10 Min. vorher auf. Bewaffnet waren wir nicht. Die letzte Wache morgens entzündete das Feuer im Wachzimmer, das sich in einem Nebenzimmer der Turnhalle befand. Im Wachzimmer war die Schlafstätte für den UvD (Unteroffizier vom Dienst) untergebracht. Seine Aufgabe war es, die Wache stichprobenartig zu überprüfen.

Nun führe ich die Namen meiner Kameraden und Ausbilder auf, die in meinem Tagebuch noch leserlich vorhanden sind. Alle Ausbilder (bis auf den Lagerführer) waren Verwundete vom Elite-Regiment „Großdeutschland“:

- Hardt, Leutnant und Lagerführer aus Enkirch - Martens, Oberfeldwebel - Herfurth, Oberfeldwebel, war 1940 in Michelbach, wo eine Kompanie des Regiments Großdeutschland im Gasthaus Sixel im Quartier lag - sowie damals auch Erich Keischel aus Michelbach und Hans Hetges aus Fronhofen.
- Unsere Ausbilder waren: Sachs, Feldwebel - Schönborn, Feldwebel - Flender, Uffz – Knebel, Uffz – Pfeifer, Uffz – Schwenk, Uffz – Niklas, Uffz – Spreier, Uffz - Bruno Müller, Obergreifer (war mein Kameradschaftsführer) - Alef, Windhövel, Hanpeter, Scherbaum und der Gefreite Weißmeier aus der Kleiderkammer.
- Für unsere Gesundheit und das Krankenrevier (das neben der Kleiderkammer lag) war Sanitätsfeldwebel Barth zuständig
- Zur Schar 1 gehörten: Kurt Ackva, Waldlaubersheim - Kurt Bunke, Bad Kreuznach – Bauffleur, Hüffelsheim - Albert Bohn, ? - Philipp Ess, Hargesheim - Heinrich Brandenburger, Karlheinz Claßen, beide Hargesheim – Kasper, Mengerschied - Hans-W. Berg, Hundheim - Otto Walber, Roth - Franz, Roth - Rolf Greiner, Wahlbach – Engelmann, Bergenhausen - Rudi Busch, Frankweiler - Helmut Friedrich, Bubach - Frank, Windesheim - Alwin Blum, Eggenroth – Eggert, Hergenfeld - Freudenberger, Schloss Böckelheim - Günter Fries, Windesheim - Hermann Böhler, Monzingen - Helmut Bauer, Daubach - Bauer und Appelmann, Monzingen - Delzei und Cunius, Breitenfelserhof - Dapper, Weiler - Alfred Busch, Stromberg - Kurt Borger, Sobernheim.
- Schar 2: Horst Barth, Meckenbach - Otto Berg, Alterkülz - Karl-Heinz Armbruster (Schmeling), Mandel - Hans Gilles, Buch - Ewald Gräf, Dorweiler - Wilhelm Barden, Sabershausen - Ludwig Betz, Wallhausen - Helmut Braun, Mandel - Fink, Weiler – Fuchs, Nußbaum - Helmut Jost, Krastel - Heinz Vellenzer, Nußbaum - Willi Blattau, Daubach (mein bester Freund) – Betzel, Winzenheim - August Arnold, Hoppstätten - Josef Feldmann, Winzenheim - Eugen Bott, Waldhiltersheim - Diel und Rudolf Altmeier, Seesbach - Alwin Blum und Eugen Eckes, St. Kathrein – Fleck, Steinhart – Buch, Kirn – Bohr, Simmern unter Dhaun, - Werner Gutenberger, Mutterschied - Albert Dohm, Schnorbach - Artur Dämgen, Dickenschied.

- Schar 3: (Spitzname „der Flaschenzug“) u.a. Toni Frank, Alterkülz - Hubert Dämgen, Dickenschied - (Bosco) Ferdi?, Rehbach - Josef Christ aus Buch - (Jones)? Christ 2 aus Buch.

Ab 10 Uhr mussten alle im Bett liegen, außer den beiden, die an diesem Tag Stubendienst hatten. Dann kam der UvD, um die Stube abzunehmen. Vorher hatte der Stubendienst gefegt und es musste alles sauber sein. Daraufhin meldete einer vom Stubendienst: „Stube 2 mit 34 Mann belegt und bereit zur Bettruhe. Keine besonderen Vorkommnisse.“ Nun ging es weiter zur nächsten Stube.

Den meisten unserer Ausbilder war es einerlei, was danach geschah. Nach einigen Tagen kannten wir die Einstellung von jedem einzelnen. Kaum hatten sie die Stube verlassen, ging es rund auf der Bude. Einer musste immer Schmiere stehen, ob nicht einer eventuell zurückkäme. Von vielen Politikern wurden die Reden nachgeäfft. Z.B. Göbbels über Churchill: „Wenn dieser elende Trunkenbold jenseits des Atlantik glaubt, dass unsere Mittel in Deutschland erschöpft seien, so hat er sich gewaltig getäuscht. Denn die Schwangerschaft wird von 9 auf 6 Monate herabgesetzt werden und in Zukunft werden in Deutschland nur noch Kinder mit gusseisernen Köpfen zur Welt kommen.“

Tagebuch 29.1.45: 2. Tag im Lager. „Werner Gutenberger, Albert Dohm und ich abends auf der Suche nach Stroh. Am 2. Tag schon zu spät heimgekommen. Nochmals gut gegangen.“ Da wir auf den harten Brettern in unseren Betten nur Stroh als Unterlage hatten und davon nicht viel, gingen wir drei auf die Suche nach Stroh ins Dorf. Es war schon dunkel. Im ersten Haus, in das wir gingen, bekamen wir schon welches. Die ganze Familie saß gemütlich beisammen und wir wurden eingeladen, auch noch etwas zu bleiben. Bei einer Schüssel voller Äpfel nahmen wir dankend an. Sie hatten auch eine uns gleichaltrige Tochter, die scheinbar Werner Gutenberger gut gefiel. Dadurch wurde es etwas später. Jeder von uns füllte sich einen Sack mit Stroh. Damit konnten wir weicher liegen.

Als das Lagertor erreicht war, machte uns die Wache darauf aufmerksam, dass wir unsere vorgeschriebene Ankunftszeit weit überschritten hätten. Da sie aber unsere Säcke mit Stroh sahen, meldeten sie uns nicht. Noch mal gut gegangen. Da die Wachen laufend kontrolliert oder beobachtet wur-

den, mussten sie jeden melden, der zu spät kam. Die leeren Säcke brachte Werner Gutenberger, den ich vom Fußball kannte, wieder zurück. Er stammte aus Mutterschied und heiratete in den 50 er Jahren nach Kastellaun, wo er in der Bucher Straße bis zu seinem Tode vor etwa 15 Jahren wohnte. Er war Stierpfleger so lange es diese gab. Danach war er an der Kläranlage beschäftigt.

Tagebuch 4.2.45: Sonntagnachmittag. „Horst Barth, August Arnold, Artur Dämgen und ich in Wirtschaft Bremmer pro Mann über 1 l guten Wein getrunken.“ An diesen Tag kann ich mich noch gut erinnern. Da wir an diesem ersten Sonntag, an dem wir im Lager waren und ausnahmsweise einmal frei hatten, zogen wir nach dem Mittagessen mit 4 Mann los, um etwas zu erleben. Wir landeten im Gasthaus Bremmer (das musste nach dem Krieg, wie einige andere Häuser in der Nachbarschaft, abgerissen werden, weil sie von einem Bergwerksstollen unterhöhlt waren und einzustürzen drohten). Ausnahmsweise bekamen wir an diesem Tag guten Wein zu trinken. Der Wirt sagte: „Wenn die Amerikaner kommen, werden sie, wenn ich noch viel Wein habe, ihn sich gewaltsam holen und die ganze Wirtschaft in Trümmer schlagen.“ So nach und nach füllte sich das ganze Gasthaus und fast der gesamte Lehrgang war inzwischen eingetroffen. Da wir so viel bekamen, wie wir wollten und wir noch nicht viel vertragen konnten, waren wir alle sturzbesoffen und zogen mit Gegröle Richtung Lager.

Der Lagerführer, der schon vorher von allem wusste, hatte schon alle Schleifer von den Ausbildern bestellt, die uns vor dem Lagertor erwarteten. Abendessen fiel an dem Tag aus. Auch die nächsten Sonntage waren nicht mehr dienstfrei. Auch alle Wirte im Ort durften uns keinen Alkohol mehr auschenken.

Als Erstes mussten wir im Lagerhof antreten, wo uns der Lagerführer eine gewaltige Standpauke hielt mit Androhung aller möglichen Strafen. Er stand mit dem Rücken zum Gebäude, wo sich einige im Keller versteckt hatten. Sie streckten die Köpfe aus den Kellerlöchern und schnitten Grimassen gegen uns. Da mussten wir lauthals lachen. Da er anfangs meinte, wir hätten ihn ausgelacht, wurde er immer wilder. Nach seinen Kommandos „Rechts um, links um!“ oder „Ganzer Lehrgang kehrt!“, fiel ein Teil hin. Nun hatte er es nicht eilig genug, um mit uns auf den Sportplatz zu kommen, um uns zu schleifen. Inzwi-

schen war es fast ganz dunkel geworden und wir mussten trockenes Holz, das hinter den Häusern neben dem Sportplatz lag, auf einen Haufen zusammentragen und anzünden, damit man etwas sehen konnte. Die danebenliegenden Häuser hatten alle die Verdunkelung herabgelassen. Um diese Zeit war der Flug alliierter Flugzeuge nicht selten.

Nun begann eine Schikane, wie ich sie noch nie erlebt hatte. Unzählige Male hieß es: „Hinlegen, aufstehen!“ Wer nicht mehr aufkam und nicht mehr konnte, wurde so lange in die Rippen getreten, bis er wieder hochkam. Die Leute im Dorf bemerkten das Feuer und kamen aus Angst vor Fliegern zum Sportplatz, um zu sehen was dort los war. Als sie sahen, wie wir geschliffen wurden, gerieten sie in Wut. Inzwischen waren es bestimmt über hundert Personen, darunter viele Bergwerksarbeiter aus den nahen Bergwerkshäusern. Als ihr Geschrei gegen den Lagerführer mit Drohungen von allen Anwesenden nichts nutzte, gingen einige Bergleute mit Zaunlatten gegen ihn vor. Unvermittelt zog er seine Pistole und drohte: „Wer mir einen Schritt näher kommt, den erschieße ich!“ Weiter sagte er: „Das Feuer wird sofort gelöscht und dann marschieren wir ab ins Lager!“ Und so geschah es auch unter den Augen noch einiger Anwesenden.

Da beide Seiten die Vorkommnisse an höherer Stelle gemeldet hatten, und auch unser Leutnant Hardt bestimmt einen Rüffel bekommen hatte, und wir wegen unserer Sauferei verwarnt wurden, herrschte eine friedlichere und angenehmere Atmosphäre in den nächsten Wochen. Sogar die wenigen Schleifer unter unseren Ausbildern, die in den ersten Wochen eine wichtigtuerische Rolle gespielt hatten, schalteten einen Gang zurück und drückten auch mal ein Auge zu.

Tagebuch 8.2. 44: Während des Unterrichts über den Karabiner bei Unteroffizier Pufer kommt Obergefreiter Müller und sucht 2 Schlosser, um nach Bingerbrück zu fahren. Willi Blattau aus Daubach und ich meldeten uns.

In Weiler trafen wir noch den Quartierwirt von Bruno Müller und kehrten ins Gasthaus zur Goldenen Sonne ein. Die schon etwas ältere Wirtin, die den Waldalgesheimer gut kannte, setzte sich zu uns an den Tisch. Wo wir denn herstammten fragte sie? Als sie hörte, dass ich aus Altkülz stammte,

stieß sie einen Jubelschrei aus. Sie erzählte mir: „Wir hatten vor dem Krieg über 10 Jahre lang die Maria Huth als Hausangestellte. Sie stammte auch aus Altkülz. Sie war im Haushalt und als Bedienung die beste Kraft, die wir je hatten.“

Die Maria kannte ich natürlich auch. Sie stammte aus Monnerjahns (Huthmattes). Sie war die Tochter von Grete und Jakob Huth, der im Alter von 35 Jahren im ersten Weltkrieg fiel. Nach dem Krieg heiratete Grete den Wilhelm Monnerjahn aus Kümbdchen. Sie bekamen noch 6 Kinder, darunter mein Freund Walter, neben dem ich die letzten 4 Jahre in einer Schulbank saß. Oft war ich in meiner Kindheit an Monnerjahns, ebenso oft war auch Maria dort, daher kannte ich sie gut. Nachdem ich das alles der Wirtin erzählt hatte (das meiste wusste sie ja, da sie noch guten Kontakt miteinander hatten), flossen ein paar Tränen der Rührung bei ihr. Wir saßen so gemütlich zusammen, sodass noch einige Flaschen Wein dran glauben mussten. Die Wirtin nahm uns, als wir bezahlen wollten, nichts ab. Sie sagte, die schöne Unterhaltung über Maria sei ihr die Sache Wert gewesen. Ferner sagte sie, normal würde sie keinen guten Wein mehr ausschenken, da das Geld ja doch nichts mehr wert sei. Nur an Stammkunden und gute Bekannte schenke sie noch Wein aus, damit er später nicht alle den Amerikanern in die Finger falle (das gleiche sagte ja auch Wirt Bremmer in Waldalgesheim).

Da wir ja im Trinken noch nicht sehr geübt waren, kamen wir ziemlich betrunken in Bingerbrück an. Trotz unseres Zustandes erschrakten wir, als die zerbombte und abgebrannte Stadt vor uns lag. Im weiten Umkreis stand kein einziges Haus mehr. Alles war mit Bombentrichtern und zusammengestürzten und verkohlten Häusern bedeckt. Es lagen noch unzählige Brandbomben herum, die nicht gezündet hatten. Um die auch zerstörte Jugendherberge zu erreichen, mussten wir über einen Trümmerberg klettern. Blattaу, der auch nicht mehr fest auf den Beinen war, fiel von einem zerstörten Haus einige Meter tief in einen Bombentrichter. Aber er hatte das Glück aller Besoffenen, es passierte ihm nichts. Einige Male mussten wir noch vor uns überfliegenden Tieffliegern in Deckung gehen, die uns aber an diesem Tag in Ruhe ließen.

An der Jugendherberge angekommen räumten wir noch einige Trümmer beiseite, damit wir an die von uns gebrauchten Rohre kamen. Auch räumten wir uns einen sauberen Weg zu ihnen frei, um nicht jeden Tag so

verschmutzt zu sein, wie an diesem Tag. Als es dunkel wurde, machten wir uns auf den Heimweg

Kurz nach Bingerbrück überholte uns ein kleiner LKW mit der Aufschrift: „Clemens Weiler bei Bingerbrück Viehhandel und Transporte“. Ich kannte ihn, da er auch bei uns handelte. Er hatte mehrere große Viehtransporter laufen. Wir stiegen auf und fuhren mit bis Waldalgesheim, da er noch auf den Hunsrück wollte, um dort noch einige Geschäfte zu tätigen. Zahlreiche Kanister mit Benzin waren auf der Ladefläche verstaubt. Da die Viehhändler in der damaligen Zeit die größten Schwarzhändler waren, wussten wir, als wir auf das Auto stiegen und die vielen Kanister sahen, sofort was los war. Als Gegenwert bekamen die für das Benzin zuständigen Personen, für den von Schiffen und Tankautos umgepumpten Sprit für die abgezweigten Kanister, Fleisch von schwarzgeschlachteten Rindern. Müller, der bei Rieth ins Führerhaus stieg, sah auch die vielen Kanister und flüsterte uns zu: „Holzauge, sei wachsam!“ Wir wussten sofort, was er meinte. Beim Aussteigen direkt vor dem Lagertor unterhielt sich Müller kurz mit Rieth. Einer von uns sprang vom Auto und bekam einen Kanister mit Benzin gereicht und verschwand damit im Lager. Als Müller nun ausstieg, fuhr Rieth weiter ohne etwas bemerkt zu haben. Auch später meldete er sich nicht mehr. Wenn er was gemeldet hätte, wären seine krummen Geschäfte aufgefliegen.

Spät war es geworden, die Zeit zum Abendessen war vorüber. In der Küche erhielten wir noch etwas Essbares, da dort die Freundin von Bruno Müller arbeitete. Öfter musste ich bei ihr zu Hause etwas von Bruno ausrichten, daher kannte ich sie gut.

Nach dem Essen brachten wir den Kanister zu Müller nach Hause. Der Torwache hatte er vorher Bescheid gesagt, wir kamen ohne Problem durch. Den Sprit brauchte er dazu, um eins der Motorräder aufzutanken, die bei uns in der Turnhalle standen und angemeldet waren. Er ließ sich eines der Motorräder aus (angeblich um Reparaturen daran vorzunehmen). Er war ja gelernter Schlosser. Deshalb war er auch für das Abmontieren der Rohre verantwortlich. Mit 20 l Sprit konnte er manche Spritztour machen. Manchmal fuhr er auch mit seiner Freundin aus.

Nachdem wir den Kanister abgeliefert hatten, wollten wir wieder zurück. Doch Müllers Quartierwirt nahm uns so verdreckt wie wir waren, durch unsere Fallerei in den Trümmern rum, noch mit ins Haus, wo wir noch einige Gläser Wein tranken. Schon ziemlich spät geworden machten Blattau und ich uns auf den Heimweg. Unterwegs trafen wir noch „Schmeling“, der auch noch verbotenerweise unterwegs war (weiß der Teufel wo er herkam). Um mit der Wache nicht in Berührung zu kommen, kletterten wir über die hohe Steinmauer. Da wir auch um 10 Uhr, als der UvD die Stube abgenommen hatte, noch nicht anwesend waren, regelte Müller das am nächsten Morgen mit ihm. Anschließend kam er zu uns und nahm uns mit zur Kleiderkammer, wo wir beide einen funkelneulernen Uniformanzug bekamen. Die Sache hatte nur einen Haken. Für die Uniformhose waren zwar die Knöpfe dabei, aber keiner war angenäht. Nadel und Faden waren zwar in meinem Gepäck vorhanden, benutzt hatte ich sie aber noch nie. Einige gute Kameraden, die damit umgehen konnten, lernten mich an. Vom alten Anzug wurde der meiste Dreck beseitigt und dann abgegeben.

Tagebuch 10.2.45: Heute fand unsere 2. Fahrt nach Bingerbrück statt. Wortwörtlich habe ich in meinem Kriegstagebuch, das fast nur noch mit Lupe zu lesen ist, Folgendes eingetragen: „Obergefreiter Müller, Blattau und ich abkommandiert zur Demontage von Wasserleitungsrohren an der Jugendherberge Bingerbrück.“

Auf dem Hinweg Einkehr in die goldene Sonne. In gehobener Stimmung ging es weiter mit unserem Handwagen. Hinter Weiler befahl Müller: „Aufsitzen!“ Mit Blattau am Steuer, Müller innen und mir an der Bremse, ging es in rasender Fahrt Bingerbrück entgegen. Mit Schrecken dachten wir daran, wie wir unseren Wagen zum Stehen bringen sollten. Denn einige 100 m vor uns sahen wir schon die „berühmte Spitzkurve vor Bingerbrück“. Unsere Knüppelbremse versagte gänzlich. Es bleiben nur noch drei Möglichkeiten. Entweder rechts die steile Böschung hinunter zu rasen oder links gegen den Felsen zu jagen, oder ich musste versuchen, mit den Füßen den Boden zu erreichen und dadurch das Tempo zu verringern. Aber oh weh! Beim ersten Versuch schon flog das Eisen vom Absatz. Noch vielleicht 150 m bis zur Spitzkurve. Rechts Abgrund, links Friedhofsmauer, hinten ich. Mit beiden Füßen zugleich sprang ich nun zur Erde. Ich konnte mich nicht auf den Beinen halten, ließ mich noch

einige Meter mitschleifen, blieb dann mit verstauchtem Fuß und zerbrochener Schuhsohle liegen. Inzwischen landeten Müller und Blattau mit dem ins Schleudern geratenen Vehikel in einen Bombentrichter am Rande des Friedhofs, unweit der Spitzkurve. Ich humpelte zu ihnen hin. Sie hatten außer einigen Schrammen und Kratzern nichts abbekommen. Am meisten hatte unser Fahrzeug gelitten, das wir in Bingerbrück wieder zurechtbogen. Damit niemand den Zustand unseres Handwagens sehen sollte, warteten wir die Dunkelheit bei unserer Rückkehr ab.

Am anderen Morgen wurde mein zu Bruch gegangener Schuh auf der Kammer umgetauscht. Ich erhielt ein anderes Paar, das nicht neu war, konnte in ihnen aber besser gehen als in den alten. Einige Tage später war auch mein verknackster Fuß wieder in Ordnung. Dies war mein letzter Tagebucheintrag aus Waldalgesheim. Das Weitere habe ich noch gut in Erinnerung. Einige Tage vorher warteten Müller, ich und noch ein Kamerad (wer, weiß ich nicht mehr) abends im Wartesaal des Stromberger Bahnhofs auf den Zug. Wir wollten auf den Stegskopf bei Daaden im Westerwald, um eine Kiste mit Panzerfäusten abzuholen, die im Waffenunterricht gebraucht wurden. Wegen der am Tage dauernd stattfindenden Fliegerangriffe auf Züge fuhren wir nachts.

Bruno Müller fragte mich, ob ich mir die Sache mit der Freiwilligenmeldung überlegt hätte. Fast alle Ausbilder warben für das Regiment „Großdeutschland“, da sie alle Angehörige desselben waren. Der Lagerführer war Parteimensch und warb für die Waffen-SS. Da sich schon einige Lehrgangsteilnehmer gemeldet hatten, füllte ich im Stromberger Bahnhof das Meldeformular zur Freiwilligenmeldung für das Regiment Großdeutschland aus. In dem Formular stand geschrieben, dass nur der angenommen würde, der bei einer Prüfung gewisse körperliche und geistige Voraussetzungen erfülle. Wenn nicht, käme er in eine normale Wehrmachtseinheit. Das Regiment Großdeutschland war eine vollmotorisierte Spezialeinheit, die mit modernsten und neuesten Waffen ausgerüstet war. Sie wurden an allen Brennpunkten der Front eingesetzt. In dem vor einigen Jahren herausgekommenen Buch „Kriegsende in Deutschland“ stand drin, dass sich bis Ende März 45, vom Jahrgang 1929, 70 % freiwillig zum Kriegsdienst gemeldet hatten.

Ein ebenfalls im Bahnhof wartender Mann fragte uns, wo wir her wären. Nachdem ich „aus Altekülz“ geantwortet hatte, fragte er, ob ich wüsste, dass in Altekülz durch einen Jagdbomberangriff einige Gehöfte abgebrannt oder durch Bomben schwer beschädigt wären. Ich bekam einen gewaltigen Schreck, dachte mir aber, wenn bei uns was passiert wäre, wäre ich schon benachrichtigt worden. Es dauerte noch einige Tage, bis ich genau von jemandem erfuhr, wen es getroffen hatte.

Auf dem Stegskopf angekommen, nahmen wir die Kiste mit 3 Panzerfäusten in Empfang. Wir wollten die Heimreise antreten, da kam ein Soldat und sagte, in der Werkstatt würde ein Panzer stehen, der zur Reparatur nach Mainz fahren würde, der würde uns doch bestimmt mitnehmen. Der Panzer kam von der Westfront. Irgendeine Granate hatte ihm das Fahrwerk beschädigt. Sie meinten, sie könnten das auf dem Stegskopf reparieren. Da die Reparatur dort dann doch nicht möglich war, musste er in die Panzerwerke nach Mainz überführt werden.

Zu Beginn der Fahrt hatten wir noch Bammel wegen der Tiefflieger. Wir hatten Glück. Einige, die uns überflogen, sahen ja, dass der Panzer der Front den Rücken kehrte. Er lief etwas holprig, aber wir kamen gut voran. 2 Mann der Besatzung waren dabei. Abwechselnd durften wir kurz das Innere des Fahrzeugs besichtigen. Sonst saßen wir außen auf dem Gefährt. Wenn wir durch die Dörfer fuhren und die Leute uns bestaunten, fühlten wir uns wie Helden und waren stolz wie die Spanier.

Als wir in Simmern am Bergschlösschen vorbeikamen, stiegen dort gerade die Leute aus dem Zug aus Richtung Boppard. Die Strecke zum Bahnhof war ja zerstört. Unter den Leuten, die aus dem Zug stiegen, erkannte ich Else Ries aus Altekülz. Ich glaube, sie lebt noch und ist bald 90 Jahre alt. Sie heiratete später nach Mutterschied und ist die Schwiegermutter von Beck, vom „Beck Sicherheitsdienst“. Ich rief ihr zu und winkte vom Panzer aus. Sie hatte mich aber nicht erkannt, wie sie mir später sagte.

Als wir durch die Stadt fuhren sah ich den 12-jährigen Horst Göller an einer Ecke stehen. Da der Panzer hier nur stockend vorankam, konnte ich kurz mit ihm sprechen, und sagte ihm, er sollte in Altekülz, wenn er dort hinkäme,

ausrichten, dass er mich gesehen hätte. Das tat er dann auch. Horst Göllers Mutter stammte aus Kiefersch in Altekülz. Er verbrachte seine Ferien meistens in Altekülz. Daher kannte ich ihn gut. In den sechziger Jahren heiratete er Hubberts Käthi aus Altekülz. Ohne große Belästigung von Fliegern luden wir unsere Panzerfäuste vor der Lagertür ab.

Bei unserer dritten Fahrt nach den Wasserleitungsrohren hatten wir mehr Pech mit den Fliegern. Kaum waren wir angekommen, rollte auch schon die erste Welle von Lightnings (Doppelrumpf) heran und nahm die Züge, die auf dem Bahnhof standen, und die ganze Umgebung unter Beschuss. Da auf dem letzten Wagen jeden Zuges eine Vierlingsflak untergebracht war, die meist von 16- bis 17-jährigen Flakhelfern bedient wurden, war eine wilde Ballerei im Gange. Wir brachten uns im unteren Teil der zertrümmerten Jugendherberge in einigermaßen Sicherheit.

Als die Flugzeuge abgeflogen waren, rannten wir sofort zum Bahnhof, um zu sehen, was dort geschehen war. Inzwischen kamen auch schon die ersten Rote-Kreuz-Autos angerast. Kaum hatten wir die Geleise am Bahnhof erreicht, da rollte auch schon die 2. Welle von Doppelrumpfs heran und nahm im Sturzflug und Sirenengeheul ihre Ziele in Angriff. Sie flogen im großen Kreis und griffen ein zweites Mal an. Uns blieb nichts anderes übrig, als uns flach zwischen Geleise und Gehsteig zu legen. Die ganze Luft war voll vom Peitschen der Schüsse, Feuer, Staub und Pulvergeruch.

Die Flak des einen Zuges war auch in Deckung gegangen, da sie gegen die tieffliegenden Lightnings nichts ausrichten konnten. Beim ersten Anflug hatten sie noch geschossen. Nun lagen sie nicht weit von uns entfernt zwischen Gleis und Rampe. Wir hatten die Angriffe unverletzt überstanden, aber ein gewaltiger Schreck war uns in die Knochen gefahren. Da an diesem Tag die Hölle los war und uns weitere Flugzeuge überflogen, packten wir unsere abgeschraubten Rohre auf den Handwagen und machten uns auf den Heimweg. Noch einige Male mussten wir in Deckung gehen.

In der folgenden Nacht rumpelte und krachte es einige Male, Bomben schlugen in der Nähe ein. Am nächsten Morgen war ein Schießen angesetzt. Wir marschierten zum Schießstand. Dort angekommen sahen wir die Besche-

rung. Eine Bombe hatte in der Nacht genau zwischen der Abschussstelle und dem Zielfeld eingeschlagen. Neben dem Bombentrichter hatte sich ein hoher Haufen Erde aufgetürmt, sodass die Sicht zur Zielscheibe versperrt war. Eine Abordnung musste am Nachmittag das Loch zuschaufeln, so konnte das Schießen am nächsten Tag nachgeholt werden. In der ganzen Zeit meines Aufenthaltes in Waldalgesheim fielen im Dorf keine Bomben.

Wer vom Lehrgang während der Woche die meisten Ringe geschossen hatte, bekam am Sonntag dienstfrei, durfte das Lager aber nicht verlassen. Eines Sonntags traf es mich. Der gesamte Lehrgang war zum Geländespiel ausgerückt (was ich auch gerne mitgemacht hätte). So saß ich als Dank für mein gutes Schießen den ganzen Tag auf der Bude und langweilte mich. Es war der einzige Tag in meinem ganzen Leben, an dem ich halbwegs Heimweh hatte.

Zu meinem Kameradschaftsführer Bruno Müller hatte sich inzwischen ein fast freundschaftliches Verhältnis eingestellt. Ich war praktisch Verbindungsmann zwischen Müller und seiner Freundin, die aus Waldalgesheim stammte. Sie arbeitete ja in der Küche. Manche Nachricht musste ich gegenseitig überbringen. Wenn Müllers Freundin an der Reihe war, das Fleisch zu verteilen, kam ich nicht zu kurz, Auch Müllers Quartierleute kannte ich gut, da ich abends oft Sachen (zum Waschen oder Bügeln) zu ihnen bringen musste. Es waren gutmütige Leute und ich musste mich oft zu einem Schwätzchen niederlassen.

Eines Abends hatte ich Wache. Wir standen mit 2 Mann Torwache, als eine junge Luftwaffenhelferin vorbei kam und sagte, sie wäre unterwegs nach Bingen. Da sie an diesem Abend nicht mehr weiterkäme, fragte sie, ob sie nicht bei uns im Lager schlafen könnte. Wir müssten den UvD fragen, antworteten wir. Ich ging ihn ins Wachzimmer fragen. Er ging mit hinaus und musterte sie. Sie könne mitkommen, er würde schon ein geeignetes Nachtquartier für sie finden. Der UvD war der Obergefreite Alef, der auch Führer einer Kameradschaft, die auf unserer Stube lag, war. Die Wache, die abends die erste war, musste am nächsten Morgen als letzte ran. Sie hatte auch die Aufgabe, das Feuer in der Wachstube, wenn es nicht mehr brannte, wieder anzuzünden. Falls der UvD noch schlief, musste er geweckt werden. Als ich an diesem Morgen in die Wachstube kam, brauchte ich ihn nicht zu wecken. Er lag eng umschlungen

mit der Luftwaffenhelferin im Feldbett und sie hielten sich warm. Er verdonner-
te mich zum Schweigen, was ich auch hielt.

Einige Tage später kam Alef morgens früh bei mir vorbei. Ob ich nicht
Lust hätte, fragte er mich, mit noch einem Kumpel nach Bingen zu fahren.
Natürlich hatte ich Lust, denn es war mal was anderes, als den ewigen Dienst zu
schieben. Nach dem Kaffee kam eine Frau mit einem Handwagen vorbei. Sie
stammte aus Bingen und war ausgebombt, wohnte jetzt in Waldalgesheim.
Zusammen mit meinem Kumpel Rudolf Altmeier aus Seesbach, der aus der
Kameradschaft von Alef war, und der Frau fuhren wir nach Bingen. Sie besaß
dort eine Buchhandlung, die jetzt total in Trümmern lag. Es sah verheerend
dort aus, die meisten Häuser zerstört. Der Rest stark beschädigt. Unter den
Trümmern ihres zerstörten Hauses kramten wir noch viele Sachen, die sie
gebrauchen konnte, heraus.

Schwer beladen zogen wir dann in Richtung Waldalgesheim. Da es bis
Weiler immer bergauf ging, mussten wir gewaltig an der Karre schieben und
einige Pausen einlegen. Unbehelligt von Fliegern kamen wir an. Wir beide
bekamen von der Frau ein Buch geschenkt. Ich erhielt „Der Untergang der
Titanic“. So ein Buch war damals wertvoll. Leider ging es mir in den Wirren des
Krieges verloren.

Ab Mitte Februar setzte Tauwetter ein und es wurde wärmer. Im
bombensicheren Bergwerk wurden zwischenzeitlich große Mengen von Waffen
(Panzerfäusten) und Lebensmitteln untergebracht. Jetzt mussten wir auch hier
Wache stehen. Im Unterschied zum Lager hier mit Gewehr, da wir ja jetzt daran
ausgebildet waren. Nachdem wir vom Stegskopf die 3 Panzerfäuste geholt
hatten, waren wir auch daran ausgebildet worden.

Nachdem wir nun einige von den eingelagerten Panzerfäusten für
Übungszwecke erhalten hatten, probierten wir sie aus. In einem neben dem
Bergwerk liegenden Steinbruch, wo allerhand Gerümpel lag, wollten wir die an
einer alten ausgediente Lore (Rollwagen) zur Explosion bringen. An einem
schönen Sonntagmorgen zog der ganze Lehrgang los, alle Ausbilder waren mit
dabei, da die meisten noch keine Panzerfaust im Einsatz gesehen hatten.

Die Panzerfaust bestand aus 4 Hauptteilen: 1. Das Rohr. 2. Der Kopf. 3. Die Zieleinrichtung. 4. Der Zünder. Auf dem Rohr war vorne eine Zieleinrichtung aufmontiert. Der Kopf war ein Teil für sich. Er bestand im Inneren aus gelbem, explosivem Triezepulver. Vor Gebrauch wurde der Zünder (der die Form eines Starters in einer Neonlampe hatte) mit der Zündspitze nach hinten in das vordere Teil des Rohres eingeschoben. Dann wurde der Kopf auf das Rohr aufgesteckt. Scharf und schussbereit wurde die Panzerfaust erst, wenn die Zieleinrichtung, die sich am vorderen, oberen Teil des Rohres befand, aufgeklappt war und sich so der Schlagbolzen vor dem Zünder befand. An der aufgeklappten Zieleinrichtung befand sich die Kimme, auf der Spitze des Kopfes das Korn. Vor Abschuss der Panzerfaust musste man darauf achten, dass der Rücken frei war, da beim Abschuss ein Flammenstrahl aus dem Rohr nach hinten kam. Das Rohr wurde auf die Schulter gelegt, durch Kimme und Korn gezielt. Der Daumen einer Hand stützte das Rohr von unten, während die Finger oben über der Abschusskappe der Zieleinrichtung lagen. Wenn man sie herunterdrückte schlug der Schlagbolzen gegen den Zünder. Daraufhin löste sich der aufgesteckte Kopf vom Rohr und flog dem Ziel entgegen. Er saugte sich am Panzer fest, und wenn er nach einigen Sekunden die nötige Hitze erreicht hatte, explodierte er und riss große Löcher in den Panzer.

Dies alles wollten wir am Rollwagen ausprobieren. Doch leider gingen alle Versuche mit den uns zur Verfügung stehenden Panzerfäusten daneben. Das einzig Sehenswerte an der Sache war, als nach dem Abschuss der ersten Panzerfaust das Geschoss mit einem furchtbaren Knall das Rohr verließ und die gefiederten Tiere auf dem danebenliegenden Hof erschrecken. Sie flogen senkrecht in die Luft. Eine Herde von Gänsen oder Enten flogen mindestens 200 m über das Tal hinweg ins Dorf hinein. Auch die Hühner waren aufgefliegen, aber sie landeten nach 20 - 30 m wieder. So was habe ich in meinem ganzen Leben nicht mehr gesehen. Der Bauer musste die Tiere wieder einsammeln.

Auf mein und Hubert Dämgens Betreiben hin stellte auch jede Schar eine Fußballmannschaft auf. Wir beide mussten zur Lagerleitung, um die Genehmigung hierfür zu bekommen. Als die Zeit für die Spiele im Dienstplan festgesetzt war, bekamen wir die Genehmigung.

Nach kurzem Probetraining, in dem die Spieler ausprobiert wurden, stellte jede Schar eine Mannschaft zusammen. Es konnte aus 34 Mann die Auswahl getroffen werden. Fußballbekleidung hatten wir nicht, so spielten wir mit unserer Dienstuniform und unseren genagelten Schuhen. In Schar 1 war, glaube ich, Helmut Friedrich aus Bubach Spielführer. In Schar 2 war ich es, in Schar 3 Hubert Dämgen aus Dickenschied. Er ist der Onkel vom ehemaligen Bundesligaspieler und heutigen Trainer des TuS Koblenz, Michael Dämgen. Hubert heiratete nach Unzenberg, wo er unter dem Namen „Bosco“ in der ganzen Gegend bekannt war. Er war Kleinlandwirt und betrieb ein kleines Abbruchunternehmen. Er handelte mit vielen Dingen und drehte auch manchmal krumme Sachen. Trotz allem war er ein guter Kumpel und ich war bis zu seinem Tode vor etwa 15 Jahren mit ihm befreundet.

An verschiedenen Tagen spielten die 3 Schare die Lagermeisterschaft unter sich aus. Wer Sieger wurde, weiß ich beim besten Willen nicht mehr. Da für alle, die auch nicht spielten, die Anwesenheit Pflicht war und auch die meisten Ausbilder dabei waren, kamen fast 80 Mann zusammen, die uns lautstark anfeuerten. Das alles machte großen Spaß und war die schönste Zeit im WE-Lager.

Nachdem wir nun fast 4 Wochen hier waren, bekamen wir die Ergebnisse unserer Leistungen (Zeugnisse) mitgeteilt. Die Besitzer des K-Scheines waren dazu befähigt eine untere Führungsrolle in der HJ einzunehmen. Ferner musste er an einer Prüfung zu einem Kriegsübungsleiter (KÜ-Schein) teilnehmen. Den K-Schein hatte ich bestanden.

Ab nächsten Morgen wurden wir 15 drei Tage lang gedrillt. Mutprobe, Härte-test, Waffenkunde, politische Zuverlässigkeit, deutliche Kommandosprache, richtiges Ausfüllen eines Meldeblocks (Wer? Wo? Wann? Wie? Waren die 4 Fragen auf dem Meldeblock). Zum Beispiel:

1. Wer? Ein feindlicher Spähtrupp.
2. Wo? 200 m nördlichen Ortsrand von Kleinkleckersdorf entfernt.
3. Wann? Um 10 Uhr 48.
4. Wie? Sich langsam auf das Dorf zubewegend.

Im Gelände waren wir in 2 Gruppen aufgeteilt. Jeder kam an die Reihe und musste seine Kameraden befehligen, wie es sonst die Ausbilder taten.

Beim Härtetest mussten wir den nach dem Tauwetter stark angestiegenen Guldenbach durchwaten. Da das Wasser noch kalt war, zog ich mir eine Erkältung zu, die einige Zeit später zum Ausbruch kam. Einige Male musste ich den Sani-Feldweibel im Revier aufsuchen, der mir Tropfen gegen die Erkältung verabreichte. Von den Ergebnissen unserer Prüfungen erfuhren wir die nächsten Tage nichts, bis ich einen Brief von Otto Heinz bekam.

Er war ja auf dem Standort Kastellaun beschäftigt. Dort waren die Prüfungsergebnisse eingetroffen, er gratulierte mir zum bestandenen KÜ-Schein. So wusste ich als erster vom Lehrgang, dass ich bestanden hatte. Am selben Nachmittag holte uns der Lagerführer und teilte uns mit, dass es mit unserer Entlassung (unsere Zeit war abgelaufen) vorläufig nichts würde, wegen der Entwicklung an der Front. Eventuell würden wir noch für etwas gebraucht. Weitere Befehle von Oben müssten wir abwarten. Anschließend gab er die Ergebnisse der KÜ-Leiter-Prüfung bekannt: Hans Bredel und Friedrich Ortel aus Simmern bestanden mit sehr gut. 2 Mann, (darunter ich) mit gut und 3 Mann mit ausreichend. Zum „sehr gut“ fehlten mir die Punkte vom Schwimmen, das ich nicht gelernt hatte.

Bredels hatten in Simmern ein Anstreichergeschaft und zogen nach dem Krieg weg. Friedrich Ortel hauste mit seinem Vater, dem Tierarzt Original Robert Ortel, in einem Haus in der Marktstraße. Da wir auch ab und zu Robert als Tierarzt hatten und ich mit Friedrich befreundet war, brachte ich ihnen, wenn wir geschlachtet hatten, in der schlechten Zeit nach dem Krieg manchmal Kartoffelwurst und sonst noch was vom Schwein mit nach Simmern. Sie waren Nachkommen des bekannten Hunsruckschriftstellers W.O. von Horn. Eine Cousine von Friedrich war mit dem ZDF-Sportreporter Wim Thoeke verheiratet.

Die 7 Mann, die den KÜ-Schein überreicht bekamen, waren jetzt ROB (Reserveoffizier-Bewerber). Man war gleichgestellt mit Abiturienten. Nach eineinhalb Jahren Dienstzeit beim Militär konnte man Leutnant sein. Ferner war man automatisch Sportwart, Schiewart und war berechtigt, die HJ-Leistungsabzeichen-Prüfung abzunehmen. Am unteren Rand der Achselklappe unserer Uniform bekamen wir ein etwa 1 cm breites Band befestigt, das uns als ROB auswies. Doch leider war nach etwa 8 Wochen alles für die Katz.



Hitlers letztes Aufgebot: Frauen (*oben links*), Kinder (*oben rechts*), alte Männer (*unten*). Sie sollten die alliierten Armeen aufhalten, die in unermesslicher Übermacht über die deutschen Grenzen fluteten. Den Geist der Zeit geben am besten die Originalunterschriften wieder, die damals zu diesen Bildern veröffentlicht wurden. So hieß es zum Bild unten: »Volks-

sturmsoldaten im bedrohten Ostpreußen in voller Ausbildung. Erfahrene Kämpfer aus dem Osten und Westen führen die Volkssturmsoldaten, jung und alt, in die Kampfweise dieses Krieges ein. Unterricht an der Panzerfaust. Die Volkssturmsoldaten werden in kurzer Zeit mit der Handhabung der modernsten Nahkampfwaffen vertraut gemacht.« Oder zum



Abbildung 30: Hitlers letztes Aufgebot

Otto Walber aus Roth, der Jahrgang 28 war und HJ-Führer der Orte Roth, Uhler, Beltheim und Umgebung war (er trug den Kopf immer ziemlich hoch), hatte auch an der KÜ-Leiter Prüfung teilgenommen und war durchgefallen. Sooft ich ihn bis lange nach dem Krieg traf, war es ihm ärgerlich. Jedes Mal fing er davon an. Er behauptete immer, seine Prüfungsergebnisse seien verschlampt worden. Er wollte als damals hoher HJ-Führer nicht einsehen, dass andere besser waren als er.

Nach der bestandenen Prüfung fragte mich ein Feldwebel, ob ich mir zutrauen würde, mit dem Waldalgesheimer Volkssturm Unterricht an der Panzerfaust zu halten. Er sagte, ich hätte sie ja schon auf dem Stegskopf abgeholt und sie dort erklärt bekommen. Von dem vielen Hantieren und der Ausbildung daran hatte ich sowieso mehr Ahnung als die meisten Ausbilder, die für andere Bereiche zuständig waren. Ich traute es mir zu und war mächtig stolz darauf.

Am kommenden Sonntagmorgen kamen etwa zwanzig 40- bis 60-jährige Männer des Volkssturms in der Turnhalle des Lagers zusammen, um an der Panzerfaust-Ausbildung teilzunehmen. Als sie mich jungen Kerl sahen, stutzten sie. Ich erklärte ihnen, dass ich abkommandiert wäre, um sie an der Panzerfaust auszubilden. Anfangs foppten sie mich und fragten, ob ich einen von Deutschlands letzten Hoffnungen wäre, um noch den Krieg zu gewinnen. Da der Quartierwirt von Bruno Müller, der auch anwesend war (er war Anfang 40 und arbeitete im Bergwerk und war UK gestellt, wie noch mehrere andere Anwesende), und wir uns ja gut kannten, sagte er ihnen, dass ich ganz in Ordnung wäre und sie mir zuhören sollten, was sie auch anfangs taten.

Ich erklärte ihnen, wie man eine Panzerfaust zusammenbaut und sie zum Abschuss vorbereitet. Der Zünder war natürlich nicht scharf. Anfangs interessierte sie das, aber nachdem einige von ihnen das nachgemacht hatten, wurde ihnen die Sache doch langweilig. So machte sich einer an einem verstaubten Klavier, das in einer Ecke der Turnhalle stand, zu schaffen. Er fing an lustige Rhein- und Weinlieder zu spielen und allmählich sangen alle mit. So wurde es noch eine lustige Veranstaltung. Da unsere normale Ausbildung ja beendet war, sollten wir weitere Befehle abwarten. Der Dienst war nicht mehr so streng.

Nach dem politischen Unterricht am Morgen, der noch jeden Tag stattfand, machten wir meist Geländespiele oder spielten Fußball. Bei einem Geländespiel, das in und um Genheim stattfand, ging es darum: Die Schar 1 musste versuchen, einen Medizinball im Vorbau der Schule abzulegen.

Die Verteidiger von der Schar 2 und 3 hatten in und um Genheim Stellung bezogen. Wir wussten ja nicht, mit welcher Taktik sie angreifen wollten, auch nicht von welcher Seite sie kommen würden. Wir Verteidiger waren ja doppelt so viel Leute wie die Angreifer und trugen weiße Armbinden aus Papier. Die Angreifer bunte. Wer eine im Kampfgetümmel abgerissen bekam, war „tot“ und ausgeschieden.

An einigen Stellen um das Dorf griffen sie mit 4-5 Mann an. Auf beiden Seiten gab es Verluste. Ich hatte einen Beobachtungsposten in einem tiefen Straßengraben, direkt neben der Friedhofsmauer. Plötzlich sah ich einen Schatten über mir. Es war der Größte und Kräftigste aus der Schar 1. Er hatte sich über den Friedhof von hinten angeschlichen und sprang mir von hinten ins Kreuz. Er war ja klar im Vorteil und riss mir die Armbinde ab. Fast gleichzeitig gelang es mir, obwohl ich unter ihm lag, ihm auch seine Binde abzureißen. So waren wir beide „tot“. Mittlerweile fanden überall im Ort kleine Scharmützel statt.

Unterdessen kam ein älteres Bäuerlein mit einem krummen Pfeifchen im Munde und seinem Handwagen, auf dem er sein Werkzeug hatte, von den Arbeiten im Wingert zurück. Er bog seelenruhig auf den Schulhof ein, deckte sein Kärrchen auf, nahm den Medizinball und legte ihn in aller Ruhe im Vorbau der Schule ab. Alle „Toten“, die wir uns neben dem Schulhof sammeln mussten, hatten schmunzelnd das ulkige Bäuerlein mit seiner krummen Pfeife, seinen Gamaschen und seiner tief in die Augen gezogenen Plätschkapp, samt Schnurrbart, als er seine Karre durch das Dorf zog, beobachtet. Wir standen ja nur wenige Meter daneben, durften, da wir ja „tot“ waren, nicht eingreifen. Da die Schar 1 auch mehr „Tote“ hatte, war sie der Sieger. Die „Toten“ hatten sich für den Trick mit dem Bäuerlein geopfert. Wir brauchten einige Zeit, um das sich diebisch freuende Bäuerlein zu erkennen. Als er sich von Schnurrbart und Plätschkapp befreit hatte, kam unter der Maske, unter lautem Gejohle von uns, Philipp Ess aus Hargesheim hervor, 50 Jahre jünger aussehend.

Philipp Ess war der wildeste und gerissenste der Schar 1. Wenn ein Streich oder Schabernack angestellt wurde, war er beteiligt. Für die Bäuerlein-Rolle war er bestens geeignet. Einige Tage vorher wurden wir mit etwa 8 Mann und 2 Ausbildern, um irgendwelche Sachen in Kreuznach aufzuladen und abzuholen, abkommandiert. Mit dem Mauleselgespann, das uns vor einigen Tagen zugeteilt wurde, brachen wir auf. Später auf dem Heimweg fuhren wir in Hargesheim bei den Eltern von Philipp Ess vorbei, die an der Hauptstraße wohnten und auch Winzer waren. Sie boten uns reichlich zu trinken an. Aus Jux ließen die beiden Obergefreiten Müller und Alef uns antreten und in militärischer Haltung mussten wir den Wein trinken, den uns Philipp und seine Eltern einschenkten. Die Esel warteten geduldig am Straßenrand, während wir im Vorgärtchen tagten.

Philipp hätte uns gerne abgefüllt. Doch als Müller und Alef merkten, dass wir genug hatten (beide, glaube ich, hatten auch genug getrunken), mahn-ten sie zum Aufbruch. Aber dann mussten wir noch ins Haus und bekamen noch gut zu essen. Mit vollem Bauch machten wir uns dann mit unserem Grauhorgspann auf den Heimweg. Wenn unser Lagerführer gewusst hätte, wie locker wir mit unseren beiden jüngsten Ausbildern umgingen, ich glaube, er hätte einen Herzschlag bekommen. Er war ein linientreuer Zeitgenosse, der keinen Spaß verstand. Ich glaube, er hätte nur gelacht, wenn sich 2 Kühe zer-bissen (Redensart).

Am Morgen des 8. März erschien unser Lagerführer persönlich zum politischen Unterricht und sagte, er hätte zwei wichtige Mitteilungen zu ma-chen. 1. Adolf Hitler hätte die Verfügung erlassen, dass alle wehrfähigen Jungen des Jahrgangs 29, die dazu ausgebildet seien, zum Wehrdienst herangezogen werden könnten. Für sie würden die gleichen Gesetze gelten, wie für jeden anderen Soldaten. Unter Punkt 2 sagte er, dass unser Lager mit allen Lehr-gangsteilnehmern in den nächsten Tagen auf die rechte Rheinseite verlegt würde. Lange würde es bestimmt nicht mehr dauern, bis unsere neue Wun-derwaffe zum Einsatz käme. Diese Waffe würde an allen Fronten eine Wende bringen. Viele von uns (auch ich) glaubten daran. Nur dieser Glaube gab ihnen noch die Moral zu kämpfen.

Am 11. März war es dann soweit. Auf dem Weg nach Bingen, wo die erste Gruppe den Rhein überqueren sollte, suchte ein Teil von meinen Kameraden das Weite, die meisten in Bingerbrück, wo sie sich in den Trümmern verstecken konnten. Daraufhin ließ unser Lagerführer am nächsten Morgen noch einmal alles zusammenkommen und sagte, dass er bis jetzt noch nichts unternommen habe, aber wenn jetzt noch einer abhauen würde, müsse er es der Militärpolizei melden und ihre Heimatadressen angeben. Wir wüssten ja mittlerweile, was mit einem Deserteur geschehe. Damit meinte er einen jungen Luxemburger Soldaten (die ja inzwischen Deutsche waren) und den Feldjäger (Heldenkau), nachdem der Luxemburger von seiner Einheit geflohen war. Er wurde in den Weinbergen von Rümmelsheim verfolgt und brutal zusammengeschlagen. Sie brachten ihn zu uns ins Lager, wo er in der ehemaligen Waschküche, eine kleine Arrestzelle mit vergitterten Fenstern, eingesperrt wurde. Von uns hatten auch schon einige wenige hier 1 oder 2 Tage zugebracht.

Wir mussten ihn bewachen. Er zeigte sich oft mit geschwollenem Gesicht am Fenster und schaute ängstlich durch das Gitter. Die Achselklappen hatten sie ihm abgerissen. Sie hingen nur noch in Fetzen von den Schultern. Abends wurde er abgeholt und vor ein Standgericht gestellt. Was dort mit ihm geschah, kann man sich ja vorstellen. Es wird mit ihm dasselbe geschehen sein wie mit Wendelin Bauer aus Kütz.

Wendelin war ein Jahr älter als ich, wir kannten uns gut. Bei Lehrer Michaelis hatten wir zusammen Sportunterricht. Er war im WE-Lager und anschließend bei der Heimatflak in Hessen. Als ihre Geschütze nicht mehr funktionsfähig waren, schickte sie ihr Vorgesetzter nach Hause. Bauer und ein Kamerad von ihm wollten bei einem Schulkameraden von Assmannshausen, der inzwischen dort wohnte, übernachten. Ein Bootsmann wollte sie am anderen Morgen über den Rhein bringen.

Am Abend verriet sie der Schulfreund an die SS. Sie wurden verhaftet und nach Bad Soden gebracht. Dort wurden sie von einem Standgericht zum Tode verurteilt und von 2 SS-Männern im Walde erschossen und verscharrt. Einige Zeit später machte sich Wendelins Vater mit dem Fahrrad auf, um ihn im Walde in seinem Grab zu suchen. Schließlich fand er ihn, mit 8 Dum-Dum-

Geschossen im Körper. Er wurde nach Külz überführt und dort beerdigt. Eine Gedenktafel auf dem Friedhof erinnert noch an ihn.

Unser Lagerführer, dem ich etwas später begegnete, fragte mich: „Wisst ihr auch, welches Risiko ihr eingeht, wenn ihr abhaut? Wenn man euch findet, wird man euch vor Gericht stellen, und ihr habt dasselbe Urteil zu erwarten, wie Soldaten.“ Und ein führender Amerikaner (Morgentau) hätte gesagt, die ganzen Deutschen müssen ausgerottet werden, damit nie wieder ein Krieg von deutschem Boden ausgeht. Und zudem fuhr er fort, sei die neue Waffe bald fertig, das Blatt würde sich dann wenden. Persönlich gab er mir den Rat: „Durch den Erwerb des KÜ-Leiter-Scheines werden dir in Zukunft alle Türen offen stehen, das wirst du doch nicht aufs Spiel setzen.“

Tags zuvor besuchte mich mein Vater. Zum zweiten Mal wurde er von Johann Kinzig mit seinem schweren Motorrad gebracht. Seine Familie waren Flüchtlinge aus Perl, worüber ich ja berichtet habe, sie wohnten bei uns. Als Feuerwehrchef des Kreises Saarburg, pendelte er mit seinem Motorrad zwischen Perl, Saarburg und Altkülz. Bei ihrer Ankunft kam ich gerade von meiner Wachsicht im Bergwerk zurück. Er brachte mir nochmal frische Wäsche, die ich bis zu meiner Entlassung aus der Gefangenschaft, wegen Mangel an Gelegenheit, ungewaschen tragen sollte. Ferner versorgte er mich noch mit Wurstwaren und einige Fleischmarken von der Lebensmittelkarte. Eine große Tüte getrockneten Kranzkuchen von der Beerdigung meines Humes Großvater, der kurz vorher verstorben war, zu dessen Beerdigung ich leider nicht kommen konnte, war auch dabei. Sie fuhren auf dem Hinweg auch über Schnorbach und brachten einige Sachen für meinen Kumpel Albert Dohm mit. Dieser heiratete später nach Strimmig und gründete dort ein Baugeschäft.

Hiermit ist nun das Kapitel Waldalgesheim beendet.

Unsere Reise durch Deutschland, Rückzug bis nach Sachsen!

12.3.45 Am Morgen um 10 Uhr verließen wir kurz nach der Rede unseres Lagerführers in kleinen Gruppen Waldalgesheim (wegen der Flieger). Als Letzte verließen Bruno Müller und 3 oder 4 Mann, darunter ich mit dem hoch beladenen, von den Mauleseln gezogenen Wagen, samt Fuhrmann Wald-

algesheim. Problemlos kamen wir bis auf die Rheinbrücke zwischen Bingen und Rüdeshheim. Doch als dort die Esel das Wasser unter sich sahen, verweigerten sie den Gehorsam und gingen keinen Schritt mehr weiter. Alles Gute zurenden und auch die Peitsche des Kutschers halfen nichts, sie setzten kein Bein mehr vor das andere. Wir waren ein großes Verkehrshindernis. Nur mit Mühe kam man an uns vorbei. Mit allen erlaubten Mitteln gelang es uns, dass sie mal einen Satz nach vorne machten. Dann war wieder Stillstand.

Auch ein breiter

Panzer wollte vorbei. Da es sehr eng war, musste er im Zeitlupentempo an uns vorbei-

Abbildung 31: Seite aus dem Tagebuch

fahren. Der Soldat auf dem Turm machte uns alle Frechheiten. Dabei berührte der Panzer einen Esel, da sprangen sie wieder einen Schritt nach vorne. Das Gute an der Sache war, dass wir so leicht keine Flieger zu fürchten brauchten, denn sie wollten die Brücke ja für die in den nächsten Tagen heranrückenden

Truppen erhalten. Deutsche Pioniere hatten schon die Kammern der Brücke mit Sprengstoff gefüllt, sie sollte 2 Tage später in die Luft gesprengt werden.

Wie wir die Esel schließlich ans andere Ufer brachten, weiß ich auch nicht mehr. Ich glaube, die ganze Sache dauerte mindestens eine Stunde. Eigentlich war unser Tagesziel weiter gesteckt, aber da die Esel an diesem Tag auch nicht mehr wollten, kamen wir nur 17 km weit bis Klostergut Aulhausen, was wir nach 6,5 Stunden erreichten und dort in der Scheune schliefen.

In meinem Kriegstagebuch, das ich auch durch die Gefangenschaft rettete, habe ich alles eingetragen. Die Etappenorte, Entfernungen zwischen denselben, und die Abfahrtszeiten und Ankünfte (*siehe Anhang Seite 262*). Die Entfernungen merkte ich mir von den Ortsschildern, außerdem hatten wir auch gute Militärlandkarten. Bei unserer Rückzugstour mussten wir auch manchmal große Umwege machen. Z. Bsp. Wenn wir eingeschlossen waren und nur mehr eine Straße von der SS freigekämpft wurde, damit die Truppen noch aus dem Kessel kamen. Manchmal kamen die Amerikaner seitlich an uns vorbei und wir mussten sie auf Umwegen wieder überholen. Mitunter pausierten sie bei ihrem Vormarsch einige Tage, damit der Nachschub nachrücken konnte. Dann war auch für Mensch und Tier bei uns Gelegenheit auszuruhen, nachdem wir bis zu 80 km an einem Tag hinter uns hatten.

Das Klostergut Aulhausen war ein großes landwirtschaftliches Anwesen, in dem viele Gefangene beschäftigt waren. Vom Verwalter erfuhr ich, als er wusste, woher ich wäre, ein uns etwa gleichaltriger Theis? aus Niederkumbd würde im Moment bei ihnen das Landjahr absolvieren. Leider bekam ich ihn nicht zu Gesicht.

Am 13.3. brachen wir in Aulhausen auf nach Lipporn. Die Esel gingen an diesem Tag perfekt. Für die 37 km waren wir von 14 - 20 Uhr 30 unterwegs. Nachts schliefen wir in einer Scheune.

Am 14.3. brachen wir schon, wegen der starken Tieffliegertätigkeit, im Dunkeln um 4 Uhr auf. Auf einer Nebenstraße fuhren wir in Richtung Osten los. Da wir unser Hauptlager immer noch nicht eingeholt hatten, suchten sie uns. Ein Ausbilder auf dem Motorrad fand uns und gab uns einen weiteren Wegeplan. In Montabaur sollten wir zusammentreffen. Wir mussten abbiegen und Richtung Nastätten einschlagen.

Auf dem Marsch durch Nastätten erblickte ich vor dem Kino einen mit HJ-Uniform und einem Gewehr auf dem Rücken ausgerüsteten Jungen, der Wache stand. Als wir näher kamen, sah ich, dass es Otto Löhr aus Klosterkumbd war,

mit dem ich am Westwall auf einer Bude gelegen hatte. Nur kurz konnten wir uns unterhalten. Von ihm erfuhr ich, dass sie auch mit einem WE-Lager (ich glaube, es war Stromberg) hier einen Tag Rast machten. Durch das Gespräch aufgehalten, musste ich mich beeilen, um unseren Tross wieder einzuholen. Doch wir kamen nicht mehr weit, der Himmel war voller Tiefflieger.

Um 10 Uhr 30 mussten wir unsere Tagesreise beenden und am Rande von Nastätten übernachteten wir in einer Scheune. Da es noch früh am Tag war, wollten wir noch etwas mit Müller unternehmen. Mit einigen Gewehrgranaten zogen wir los. An einem Bach (damals waren die Bäche noch nicht begradigt), warf Müller eine Handgranate in einen Tümpel. Bei deren Explosion platzte den Fischen die Schwimmblase und man konnte sie, da sie tot auf dem Wasser trieben, einsammeln. Als wir genug Beute gemacht hatten, entzündeten wir zwischen den Hecken ein Feuerchen und steckten sie auf lange Ruten, an denen wir sie brien. Dem Fahrer, der die Esel fütterte und versorgte, brachten wir auch noch welche mit.

Am 15.3. um 5 Uhr morgens brachen wir auf, um die 38 km nach Montabaur zurückzulegen. Beim Morgengrauen kamen wir durch Miehlen, dem angeblichen Geburtsort vom Schinderhannes. Wir erhaschten einen Blick in das Wohnzimmer seines Hauses. Es lag ebenerdig neben einem Bach, der mitten durch den Ort fließt. Es schien nicht mehr bewohnt zu sein. Durch eine große Tafel, die an der Wand des Hauses hing, wurden wir darauf aufmerksam.

Mit zunehmender Helligkeit wurde die Aktivität der Jagdbomber immer stärker, es krachte und ratterte vor und hinter uns, wir mussten mehrmals in Deckung gehen. Nach 25 km, um 10 Uhr in Hömberg, das etwa 8 km von Koblenz entfernt liegt, beendeten wir unsere Tagesreise. Bei einem reichen Bauern konnten wir in der Scheune unterkommen. Nachdem wir alle Streichhölzer und Feuerzeuge abgegeben hatten, konnten wir an der Leiter hochsteigen und es uns auf dem Viehstall, wo noch einige Bündel Stroh lagen, gemütlich machen.

Da wir nicht in Montabaur ankamen, kam uns unser Motorradmelder suchen. Wir sollten, nachdem wir schon mal hier wären, noch einige Tage bleiben. In unsere vorgesehene Unterkunft war die Obergebietsführung der HJ aus Koblenz (die kurzfristig auf der Burg Stahleck war) einquartiert worden. Aus diesem Grund musste unser Verein in den großen Saal des Hotel Waldesruh bei Montabaur im Gelbbachtal, direkt an der Autobahn, umziehen. Weiter berichtete der Melder, eine Gruppe von ausgebildeten und ausgerüsteten Hitlerjungen, die auch nach Montabaur sollten, würde er auch zu uns nach Hömberg

umleiten, da wir hier noch Platz hätten, und es hier sicherer wäre als in Montabaur.

Am 17.3. kamen sie bei uns an. Sie waren so alt wie wir und stammten aus der Gegend von Baumholder. Sie waren fertig zum Einsatz und mit Gewehren ausgerüstet, etwa 5-6 Mann. Sie waren voller Tatendrang und hatten eine große Klappe. Nachts hörten wir das Bellen der amerikanischen Artillerie Richtung Koblenz.

18.3. Es war ein wolkenloser frühlingshafter Sonntag, wir gingen auf einen kleinen Hügel neben dem Dorf. Dort begannen sie mit ihren Karabinern auf den Artilleriebeobachter zu schießen, der über Koblenz kreiste, um dort Ziele zu erkunden. Meist zog er seine Kreise bis über uns, da in Koblenz Flak stationiert war. Kaum hörten die Leute im Dorf unsere Schießerei, kamen sie in Scharen herbeigestürmt, um uns zu vertreiben. Sie hatten Angst, dass die Jagdflugzeuge, die den Artilleriebeobachter vor deutschen Jägern beschützten, uns bemerkten und das Dorf angreifen würden.

Aus Frust über das Ende ihrer Abschluss-Ambitionen (sie hatten gehört, dass Hitlerjungen feindliche Flieger mit dem Gewehr vom Himmel geholt hatten) schossen sie nachmittags, von unserem Lager in der Scheune aus, einige Löcher von innen durchs Dach. Einige Nachbarn und der Besitzer kamen angerannt und wir mussten sofort unsere Unterkunft verlassen. Die 2 Ausbilder, die in einem Haus nebenan wohnten, kamen auch herbei. Sie stauchten sie böse zusammen und sagten, wenn wir in Montabaur ankämen, würden sie die Sache dem Vorgesetzten melden. Ihre Gewehre bekamen die Baumholderer abgenommen und im Wagen verstaut. Unsere Ausbilder entschuldigten sich bei dem Eigentümer. So brachen wir sofort (um 14 Uhr) auf, einen Tag früher als geplant. Um 17 Uhr 30 erreichten wir das Hotel Waldesruh bei Montabaur.

Wir lagen in einem riesengroßen Saal, die Wände hingen voller Bilder, von alten Kaisern und Königen. Die Autobahn war erst vor wenigen Jahren erbaut worden und führte direkt am Saal vorbei. Von dort konnte man direkt auffahren, es gab keine gesonderte Auffahrt. Aus allen Teilen des Rheinlandes waren hier Jungen aus verschiedenen WE-Lagern zusammengezogen. In den kommenden Tagen sollte über unsere weitere Verwendung beraten werden. Tags darauf hatten wir dienstfrei und streunten in Montabaur herum. Plötzlich brauste über unseren Köpfen ein superschneller Flugkörper mit lautem Knall und Getöse über uns hinweg und verschwand am Horizont. Wir meinten, es wäre eine V-Waffe, die nach England unterwegs wäre. Einen Tag später erfuh-

ren wir, dass es das erste deutsche Überschallflugzeug war. Es war in der Testphase und wurde von der bekanntesten deutschen Testpilotin Hanna Reitsch geflogen.

Am gleichen Tag, etwas später, gab es einen Menschenauflauf. 2 Wachleute führten 4 kohlrabenschwarze, gefangene französische Soldaten aus dem Senegal kreuz und quer durch die Straßen. Es waren finster dreinschauende Typen, die bestimmt ausgesucht waren, um der Bevölkerung Furcht einzuflößen. Es sollte ihnen vor Augen geführt werden, was ihnen blühen würde, wenn wir den Krieg verlören. Es waren die ersten Schwarzen, die ich, wie die meisten Leute auch, in meinem Leben gesehen hatte. Bekleidet waren sie mit knallroten Pluderhosen. Auf dem Kopf trugen sie einen Turban.

20. 3. morgens. Mit unserem Ausbilder Müller waren wir in der Stadt unterwegs, um auf der Obergebietsführung der HJ etwas zu erledigen. Die Obergebietsführung hatte zwischenzeitlich in Montabaur ihre Zelte aufgeschlagen. Sie war Anfang Januar von Koblenz, wo sie ihren Stammsitz hatte, wegen der Bombenangriffe auf die Burg Stahleck bei Bacharach umgezogen. In einem Seitenflügel hatte sie ihr Quartier aufgeschlagen. Das bis dahin dort ansässige Straflager wurde aufgelöst. Dafür zog ein WE-Lager ein. Wegen der näherkommenden Amerikaner, Anfang März, zog der ganze Verein nach Montabaur um.

Zu der Obergebietsführung gehörte außer dem Rheinland auch Luxemburg, das von uns einverleibt wurde. Bis dahin stand auf dem Dreieck am Arm unserer Uniform „West Westmark“. Jetzt nannten wir uns „West Moselland“.

Als wir in die Nähe der Obergebietsführung kamen, stand ein Grüppchen von deren Ausbildern rum, zu denen sich auch Müller gesellte. Plötzlich hörte ich aus einer Gruppe lupenreine Hunsrückler Worte. Beim näheren Hinsehen entdeckte ich einen, den ich kannte. Es war Helmut Menk, der nach Laufersweiler verheiratet war. Sein Vater Adam war nach Womrath verheiratet. Er stammte aus Menke unten, gegenüber von Humes. Er war der Bruder vom kleinen Menk, der nicht viel mehr als 1 Zentner wog. Adam dagegen war ein Riese und wog bestimmt 2 Zentner. Kurz nach der Geburt seines Sohnes starb seine Frau. Er kehrte mit seinem Sohn nach Altkülz zurück und wohnte dort im Hause seines Bruders und deren Frau, die auch 5 Kinder hatte, Helmut wuchs mit denen auf und verbrachte auch seine ganze Schulzeit in Altkülz. Vor dem Krieg heiratete er nach Laufersweiler. Er hatte 2 Mädchen. Sie kamen oft nach Altkülz zu Besuch. Manchmal kam er auch bei uns vorbei, er kannte

meinen Vater gut. Er fragte mich, wie ich hierher käme. Nachdem ich ihm meine Geschichte erzählt hatte, erzählte er seine.

Er war etwa 35 Jahre alt und hatte als Soldat einen Kopfschuss erhalten, von dem sich noch einige Splitter im Kopf befanden. Zum Frontdienst war er nicht mehr zu gebrauchen. Da er als junger Bursche bei den Bauern gedient hatte, war er mit Pferden vertraut und wurde als Kutscher ins Lager Stahleck abkommandiert. Er fragte mich, wie es bei mir weitergehen würde. Bruno Müller, der meine Unterhaltung mit Menk zugehört hatte, meinte, er hätte etwas munkeln gehört, dass wir für Spezialdienste ausgebildet würden. Er selbst müsste wahrscheinlich in den nächsten Tagen, da seine Verwundung abgeheilt sei, zurück zu seiner Stammeinheit.

Da sagte Menk zu mir: „Du wirst zu gar nichts ausgebildet. Du bleibst ab sofort bei mir, ich werde dafür sorgen, dass du gesund nach Hause kommst.“ Ich meinte, dass dieses nicht so leicht gehen würde und ich nicht so einfach meine Einheit verlassen könnte. Daraufhin erwiderte er, da gäbe es kein Problem. Er würde mich jetzt mit zu Oberbannführer Becker nehmen und der würde das schon genehmigen.

Becker war nach Obergebietsführer Rolf Karbach, dessen Stellvertreter er war, der zweithöchste HJ-Führer im Gau Moselland. Becker war zuständig für den Innendienst und die Organisation. Karbach war abwechselnd mit brauner oder SS-Uniform unterwegs. Entweder im Seitenwagen eines Motorrades, oder im Geländewagen mit Fahrer. Er kontrollierte alle WE-Lager, Bann- und Standortführungen in seinem Gebiet. Zu der Gebietsführung, die im Moment in Montabaur stationiert war, gehörten über 20 Mann. Menk kannte Becker gut, sie waren einige Zeit auf der Burg Stahleck zusammen.

Mit mir zusammen in Beckers Büro brachte Menk (wegen seines Kopfschusses hatte er manchmal Narrenfreiheit) sein Anliegen vor. Bevor Becker eine Entscheidung traf, erhielt ich Geld und Lebensmittelkarten und musste in der Stadt für ihn einkaufen gehen. Da war ich stolz wie ein Spanier, dass ich für so einen bekannten HJ-Führer was erledigen musste. Ich dachte noch, wenn ich wieder zu Hause wäre, könnte ich damit angeben.

Nach meiner Rückkehr vom Einkauf hatte Becker schon grünes Licht für meinen Wechsel gegeben. Menk hatte ihm erklärt, dass er mich kennen würde. Da er auf Grund seines Kopfschusses an manchen Tagen nicht fit wäre, könnte ich ihm, da wir zu Hause auch Landwirtschaft hätten und ich mit Pferden vertraut wäre, bei der Pflege und dem Füttern der Pferde helfen (das mit

der Landwirtschaft stimmte, das mit den Pferden nicht, denn ich hatte außer dem Riesweiler Pferd, das durchgegangen war, noch kein Pferd in den Fingern).

An diesem Tag sah ich noch die bekannten HJ-Führer Mees, Saftig, Dötsch und den Luxemburger Biwersy. Am Abend kehrte ich ins Hotel Waldesruh zurück, wo ich die letzte Nacht mit meinen Waldalgesheimer Freunden verbrachte. Die Tage in Montabaur verliefen ohne Zwischenfälle aus der Luft.

Am Morgen des 21.3. nahm ich in Waldesruh mein Köfferchen und machte mich auf den Weg nach Montabaur, wo ich mich bei meiner Einheit meldete. An diesem Tag wurde die allgemeine Lage unruhiger. Die Fluchtätigkeit wurde wieder stärker und an verschiedenen Stellen versuchten die Amerikaner den Rhein zu überqueren. Das ging nicht so einfach, da ja alle Brücken gesprengt waren und die Pioniere Notbrücken errichten mussten. Da kam der Befehl, dass der Fuhrpark des Stahlecker Lagers nach Mörlen bei Hachenburg verlegt würde. Dort sollte alles vorbereitet werden für den weiteren Rückzug ins Landesinnere, falls die angepriesene Wunderwaffe bis dahin nicht zum Einsatz käme.

Wir packten die wichtigsten Sachen auf den Wagen und machten uns um 18 Uhr auf den Weg nach Mörlen. Wir waren etwa 10 Personen, darunter 2 Frauen, eine Krankenschwester und eine Köchin. Für diese wurde auf dem hoch beladenen Wagen ein Plätzchen freigehalten. Wir anderen mussten (wie übrigens fast immer in den nächsten Wochen) den Weg zu Fuß zurücklegen. In der Helligkeit des Tages mussten wir einige Male, wegen der Tiefflieger, unter Bäumen mit großen Ästen parken.

Gegen Morgen um 4 Uhr 30 am 22.3. kamen wir nach einer Nachtfahrt in Mörlen an. Unsere Quartiere waren vorbereitet. In einer leerstehenden RAD-Baracke, in der sich viele leere Zimmer befanden, kamen wir alle unter. In einem Teil der Baracke hatten sich eine Frau und ein 13-jähriger Junge aus Koblenz, die dort vor den Bomben geflüchtet waren, eingerichtet. Die Pferde waren in der Nachbarschaft untergestellt.

Der hohe Luxemburger HJ-Führer Biwersy wurde von der Obergebietsführung nach Mörlen abkommandiert, um alle Vorbereitungen für unseren Rückzug zu organisieren.

In den nächsten Tagen räumten wir unseren Wagen leer. Menk, ich und noch einige Kameraden fuhren in das etwa 10 km entfernte Hachenburg, um in einem Wehrmachtslager den Wagen voll mit Lebensmitteln zu laden. Zentnerweise hatten wir großen, etwa 10 - 12 kg schweren viereckigen Hartkä-

se, hunderte von großen Dosen Hammelfleisch sowie unzählige Pappbecher voll Kunsthonig und Marmelade geladen. Dies alles sollte die Monatszuteilung für das ganze Lager sein.

Auf der Fahrt über Mörlen nach Hachenburg hatten wir den Koblenzer Jungen, der bei uns wohnte, auf seine Bitte hin mitgenommen. Als wir vor der Heimfahrt noch beim Futtermittelhandel einen Vorrat Hafer für die Pferde kauften, schickte ich den Jungen in eine Metzgerei, um einen Runken (Portion) Fleischwurst zu kaufen. Geld und Lebensmittelkarten hatte ich ihm mitgegeben. Da wir tagelang zum Abendessen nur Sülze bekamen, hing sie mir zum Halse heraus. Da wir ja mindestens eine halbe Stunde auf den Jungen gewartet hatten und er immer noch nicht kam, mussten wir heimfahren. Als wir in Mörlen ankamen, kam er uns quietschvergnügt entgegen. Er sagte, er wäre halt vorgerannt. Er übergab mir das Päckchen mit der „Wurst“. Als ich es öffnete, traf mich fast der Schlag. Es kam Sülze zu Vorschein. Angeblich hatte die Metzgerei nur Sülze. Anfangs glaubte ich ihm. Aber nach einiger Zeit reimte ich mir die Sache anders zusammen. Die Mutter des Jungen (ihr Mann war Soldat), war mit unserem Feldweibel, der die Verpflegung verteilte, sehr eng befreundet, obwohl wir erst 2 Tage da waren. Von ihm hatte sie wahrscheinlich Sülze bekommen und er rannte mit der Fleischwurst nach Hause, um sie gegen die Sülze auszutauschen.

Da abzusehen war, dass die Amerikaner bald anrücken würden, weil es ihnen gelungen war, an mehreren Stellen den Rhein zu überqueren, stellte Biewers unsere Gruppe zusammen, um die Verpflegung und sonstigen Gebrauchsgegenstände auf dem Rückzug zu transportieren. Sie waren für die Angehörigen des WE-Lagers, die wir aber nie zu sehen bekamen. In den Wirren des Krieges war jede Verbindung verlorengegangen. So hatten wir den Wagen voller Lebensmittel für uns allein. Wir tauschten unterwegs auf den Dörfern oft Käse, Hammelfleisch und Kunsthonig gegen andere Lebensmittel ein. Folgende Personen wurden zu unserem Tross eingeteilt:

Feldweibel Schmidt als unser Chef
Obergefreiter Heinz Weingarten
Unteroffizier Walter Reinhardt
Schneider Josef Broczek aus Böhmen
Eine Krankenschwester und eine Lagerköchin, die aus einem Ort am Rhein stammte
Kutscher Helmut Menk

4 Personen von der HJ, Berndt Dehen aus Trier, Egon Müller und Lothar Krämer aus dem Westerwald, Otto Berg aus Altkülz

1 älterer Volkssturmmann, den Bowersy verpflichtete, um einen zweiten Wagen, den er samt Pferden in der Gegend requiriert hatte, zu lenken.

Unser Wagen war voll mit Lebensmitteln, deswegen musste auf den zweiten Wagen ein Teil des Lagerinventars geladen werden, z.B. Kochtöpfe, Schüsseln, und Decken. Übrigens, wir 4, Berndt, Egon, Lothar und ich, blieben auf der Fahrt und später bis zum 26.5. zusammen.

Der 26.3. war für diese Jahreszeit ein super Tag. Es war bestimmt über 20 Grad warm. Da wir seit langer Zeit keine Badegelegenheit mehr hatten, wanderten wir zur kleinen Nister. Das war der Grenzbach zwischen den Regierungsbezirken Koblenz und Köln. Er verlief etwa 200 m von Mörln und Nauroth entfernt. Mörln gehört zu Koblenz, Nauroth zu Köln. Obwohl das Wasser noch sehr kalt war, wuschen wir uns gründlich und ließen uns von der Sonne trocknen. Anschließend schlenderten wir noch etwas in der Gegend herum. Dabei kamen wir in die Nähe eines kleinen Dörfchens. Da gackerten die Hühner und die Leute waren am Holz schneiden. Das Wetter war herrlich, kein Flieger am Himmel. Es war wie mitten im Frieden, die schönsten Momente auf dem Rückzug habe ich hier erlebt.

Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben. Dieses Sprichwort traf an diesem Tage zu. Nachdem die Amerikaner an verschiedenen Stellen zwischen Köln und dem Mittelrhein den Fluss überquert und dort Brückenköpfe gebildet hatten mit genügend Soldaten, Panzern, Geschützen und Proviant, traten sie zur Großoffensive an. Meist waren ihre Panzer am Tage im Einsatz. Aber diesmal griffen sie am Abend an. Nach einem bisher ruhigen Tag fing es vom Spätnachmittag an aus Richtung Remagen immer lauter zu ballern.

Am 6. März schon hatten die Amis den ersten rechtsrheinischen Brückenkopf bei Remagen gebildet. Dort hatten die Sprengladungen der Deutschen nicht gezündet. Am 17. März zündete dann doch eine Sprengladung. Die Brücke brach zusammen und riss viele amerikanische Soldaten mit in den Tod. Bis ihre Pioniere eine neue Brücke errichtet hatten, wurden sie für einige Tage in ihren Angriffsplanungen zurückgeworfen. Nun war es soweit. Von „Jabos“ begleitet, setzen Panzer und die dazugehörenden Verbände zum Angriff auf Mitteldeutschland an. Nördlich davon wird das Ruhrgebiet mit allen noch zur Verfügung stehenden Spezialeinheiten verteidigt. Ab 1.4. wird es eingekesselt

und sie ergeben sich erst am 18.4. An diesem Tag erreichen die Amerikaner die Elbe und sie reichen den Russen die Hände.

Hals über Kopf packten wir unsere sieben Sachen zusammen und machten die beiden Pferdegespanne klar, banden das Reitpferd „Pandur“ hinter einen Wagen. Da der Himmel voller Jabos war und auf alles schoss, was sich bewegte, mussten wir das Einsetzen der Dunkelheit abwarten. Der Krieg wäre für uns zu Ende gewesen, wir wären überrannt worden, hätte nicht die Einheit mit den Panzerabwehrkanonen den Feind noch eine Weile aufgehalten.

Gegen 19 Uhr setzten wir uns in Richtung Osten in Bewegung. Nur einer fehlte. Der Luxemburger Biwersy. Er sollte die Verbindung zwischen den Fahrzeugen und dem übrigen Lehrgang aufrechterhalten. Doch wir bekamen ihn nie wieder zu Gesicht, was uns allen recht war, vor allem unserem „Reiseführer“ Feldwebel Schmidt, der im Gegensatz zu Biwersy kein Linientreuer war.

Auf den von Pferdefuhrwerken und motorisierten Fahrzeugen vollgestopften Straßen musste man höllisch aufpassen. Die Pferdefuhrwerke waren unbeleuchtet und die Motorfahrzeuge hatten Feldbeleuchtung (einen 10 - 15 cm langen und 3 cm breiten Schlitz in den Lampen). Nach etwa 1 Stunde Fahrzeit wurde der Verkehr hinter uns weniger. In der Dunkelheit hatten wir ein Umleitungsschild übersehen, plötzlich hielten wir an einem hohen Stacheldrahtzaun quer über die Straße. Wir befanden uns nördlich von Kirburg. In unserem Rücken war die Schießerei weniger geworden.

Zwei unserer Ausbilder machten sich auf den Weg nach Kirburg um zu erfahren, wie wir am besten aus der Sackgasse herauskämen. Wir anderen holten uns Decken vom Wagen und legten uns für etwa 2 Std. in den angrenzenden Wald schlafen, da wir ja noch eine lange Nacht vor uns hatten. Unsere zurückkehrenden Ausbilder hatten in Erfahrung gebracht, dass wir direkt vor dem Wald hielten, in dem die Abschussrampen für die „V“-Waffen wären, die auf England abgefeuert würden. In dem 1250 Seiten Buch „Chronik des Jahrhunderts“, das ich besitze, ist erwähnt, dass am folgenden Tag die letzte von 1050 V-Waffen in England eingeschlagen sei. Nachdem wir einen Bogen um den Kirburger Wald (der noch heute, wie auf einer Landkarte zu ersehen, militärisches Sperrgebiet ist) machen mussten, zogen wir Richtung Dillenburg weiter.

Da die Straßen nicht mehr so voll waren, kamen wir zügig bis Haiger weiter, das wir am Morgen erreichten. Ein Gaul lahmte inzwischen, wir wechselten ihn gegen einen ausgeruhten aus, der auf einer Weide neben der Straße

graste. In Haiger angekommen machten wir eine kurze Rast, um Mensch und Tier zu versorgen. In einem Gespräch mit einem Einwohner erfuhren wir von einem der berüchtigtsten Massenmörder, der vor dem Krieg sein Unwesen trieb, welcher aus Haiger stammte.

Unser Tross zog weiter über Dillenburg nach Fronhausen, was wir nach fast 17 Stunden und 70 km Entfernung um **13 Uhr, am 27.3.** erreichten. Um uns herum krachte es in weiter Ferne, wir wussten nicht mehr, in welcher Richtung der Weg noch frei war.

Von den ebenfalls zurückflutenden Soldaten erfuhren wir, dass in Fronhausen der Regimentsgefechtsstand Quartier bezogen habe und das ganze Dillgebiet großflächig eingeschlossen sei. Wo noch ein Fluchtweg frei wäre, wollten wir auf dem Regimentsgefechtsstand erfahren. Er war in der Schule untergebracht. Aber wer sollte hingehen? Unsere Ausbilder hatten Angst, sie würden von dort eventuell von der Feldgendarmarie (Kettenhunde oder Heldenklau genannt) zu einer Kampfseinheit abkommandiert werden. So wurde ich geschickt, um die Lage zu erkunden.

Die Wache vor der Schule machte mir wenig Hoffnung vorgelassen zu werden. Nach einer Zeit ließen sie mich doch hinein. Der ganze Raum war voller Militärs, zumeist waren es Offiziere. Mit dem Hitlergruß und zusammengeslagenen Hacken meldete ich: „Hitlerjunge Berg bittet um Auskunft über die Lage an der Front!“ Anfangs belächelten sie mich. Einer im Hintergrund murmelte etwas von Kindersoldaten. Aber schließlich erklärte er mir an einer Landkarte, von denen die Wände vollhingen, wo die Amerikaner stehen würden. Von Herborn bis nördlich Biedenkopf sei noch ein etwa 30 km breiter Korridor frei. Wie lange, wisse er auch nicht. Herbeigeholte deutsche Einheiten sollten versuchen, den Kessel offen zu halten, bis der letzte Soldat raus wäre. Kaum hatte er dieses ausgesprochen, als ein am Stock gehender Feldweibel hereingebracht wurde. Er käme aus dem Lazarett in Herborn, berichtete er, wo gerade die Amerikaner eingerückt wären. Mit einem Militärfahrzeug sei er bis Fronhausen mitgenommen worden. Nun wurde die Lage immer kritischer.

Meine Kumpels hatten in meiner Abwesenheit 2 Stunden in einer Scheune geschlafen. Wieder zurück vom Gefechtsstand, weckte ich sie und teilte ihnen die Lage mit. Um keine Zeit zu verlieren, brachen wir um 16 Uhr wieder auf. Die Krankenschwester, die uns begleitete, war den Strapazen nicht mehr gewachsen, sie blieb auf eigenen Wunsch in Fronhausen zurück.

Je näher wir Biedenkopf kamen, wurde vor uns das Krachen und Bellen der Geschütze immer lauter. Es kam aus der Richtung, in die wir wollten. Um nicht in die Kämpfe hinein zu geraten, machten wir in Niederdieten halt. Es war 23 Uhr 30, wir hatten nochmals 32 km zurückgelegt. Wir dachten, unsere Reise wäre zu Ende und der Kessel wäre zu. Wir schliefen wie fast immer in einer Scheune. Seit Mörlen, nach über 100 km Fußmarsch, hatte ich nicht mehr geschlafen, außer den 2 Std. im Kirburger Wald.

Am nächsten Morgen rechneten wir damit, dass die Amerikaner anrücken würden. Aber nichts geschah. Am Boden blieb alles ruhig, wie im Frieden. Weder deutsche noch amerikanische Truppen waren zu sehen und zu hören. Die Leute im Dorf berichteten uns von schweren Kämpfen auf den Straßen und Wegen nach Biedenkopf. Alle Zufahrtsstraßen, die um die hohen Berge um Biedenkopf herumführten, seien unter amerikanischer Kontrolle. Die letzten deutschen Einheiten im Kessel versuchten gestern über einen gesteinigen Feldweg, der geradeaus über den 510 m hohen Eichelberg von Wolzhausen nach Biedenkopf führt, auszubrechen. Von Biedenkopf aus kamen ihnen die Panzer entgegen. Es gab schwere Kämpfe, bei denen die meisten der Deutschen in Gefangenschaft gerieten. Nur einem Teil gelang der Ausbruch. Die Amerikaner zogen sich anschließend wieder zurück in das etwa 2 km entfernte Biedenkopf-Ludwigshütte, wo sie schon vorher ihre Zelte aufgeschlagen hatten. In Biedenkopf selber befanden sich keine Panzer.

Es schien bei den Amerikanern üblich zu sein, nach 2 Tagen Vormarsch am Boden, zwei Tage Pause zu machen, um auszuruhen und auf den Nachschub zu warten. Nur in der Luft waren sie jeden Tag präsent, es war kaum noch deutsche Luftwaffe vorhanden. Nach ausgiebigen Beratungen beschlossen wir, einen Versuch zu unternehmen, um weiter zu kommen.

Mit den Leuten, bei denen wir übernachteten, tauschten wir von unserem Käse, Hammelfleisch und Kunsthonig, womit wir den einen Wagen noch übervoll hatten, gegen Brot, Wurst und sonstiges. Auch tauschten wir einige Fetzen Tuch ein, um für jeden Wagen eine Rotkreuzflagge zu nähen und auf der Plane der Wagen zu befestigen. Unser Schneider aus Böhmen, die Lagerköchin und die Frau des Hauses machten sich an die Arbeit und zauberten etwas hin.

Am 28.3. um 14 Uhr starteten wir mit einem mulmigen Gefühl, da vor uns immer noch alles ruhig war. Wir wollten unser Glück versuchen von Wolzhausen, das etwa 300 m hoch lag, über den 500 m hohen Berg und den gesteinigen Feldweg über Biedenkopf weiterzukommen.

Auf dem Weg, im Berganstieg, sahen wir das Chaos, das sich am Vortag ereignet hatte. Zu Hunderten lagen Karabiner, Maschinengewehre und Maschinenpistolen herum, die die in den Wald flüchtenden Soldaten weggeworfen oder verloren hatten. Unzählige zerschossene Militärfahrzeuge, LKWs, Geländewagen und Fuhrwerke hingen in den Hängen gegen die Bäume. Mindestens 20 tote Pferde lagen an der ganzen Strecke. Ihre Leiber waren alle dick aufgebläht. Was mit den toten oder verwundeten Soldaten geschah, weiß ich nicht. Auf jeden Fall war keiner mehr zu sehen.

Nach einigen 100 m Berganstieg (10 - 15%) vermochten die schon arg strapazierten Pferde die Wagen nicht mehr zu ziehen. Etwa alle 100 m mussten wir stehen bleiben und sie ausruhen lassen. Da wir es eilig hatten und nicht wussten, was uns in Biedenkopf erwarten würde, es dazu in der ganzen Umgebung noch ruhig war, mussten wir in den sauren Apfel beißen und einen Wagen opfern.

Schnell luden wir noch einige von uns benötigte Sachen, wie z.B. Decken, auf unseren schon mit Lebensmitteln voll beladenen und von Menk gelenkten Wagen. An einer Schneise, wo keine Bäume standen (wir wollten auch etwas Spaß haben), ließen wir ihn in die Schlucht stürzen. In rasender Fahrt sauste er etwa 20 m geradeaus, ehe er an etwas hängen blieb und sich einige Male überschlug. Hunderte von Blechtellern, Schüsseln und Töpfen flogen durch die Luft. Noch heute kann ich es vor meinen Augen sehen.

Nun musste es vierspännig weitergehen. Aber da gab es Probleme. Wir hatten keine Kreuzleine und Menk konnte mit dieser Situation nicht umgehen. So musste sich einer von uns auf eines der vorderen Pferde setzen und es in die richtige Richtung lenken. Der Fahrer der Pferde aus Mörten war schon etwas älter und dazu nicht mehr in der Lage. So musste ich in den sauren Apfel beißen, da mich Oberbannführer Becker ja zu den Stahleckern ziehen ließ, da ich angeblich mit Pferden umgehen konnte.

Eine Decke wurde auf dem Rücken des Pferdes befestigt, ich krabbelte hinauf. An 2 Riemen, die am Kopfgeschirr des Pferdes befestigt waren, hielt ich mich fest. Nach anfänglichem Hin- und Herrutschen auf dem Rücken des Pferdes duldeten diese mich und war brav. Vor und hinter uns war nichts zu sehen und zu hören, nach allen Seiten herrschte eine Ruhe, wie ich sie schon lange nicht mehr erlebt hatte.

Der Gipfel war erklommen, ein Blick tat sich auf, in die etwa 2 km entfernten Orte Biedenkopf und das links davon gelegene Ludwigshütte. Uns

fuhr ein gewaltiger Schreck in die Glieder, als wir vor dem Bahnhof in Ludwigshütte etwa 5 Panzer ruhig in Reihe stehen sahen. Daneben waren einige kleine Zelte aufgeschlagen. Was nun tun? Guter Rat war teuer. Wenn sie uns gesehen hatten, was ja bestimmt der Fall war, würden sie uns mit ein paar Jeeps verfolgen und je nachdem was für Typen es waren, zusammenschießen oder gefangen nehmen.

Nach kurzer Beratung beschlossen wir, da es nicht so verdächtig erschien wie umzukehren, unseren Weg Richtung Biedenkopf fortzusetzen. Ich konnte vom Gaul runter und wir banden die beiden Pferde neben Pandur hinter dem Wagen fest. Ein Paar Maschinenpistolen und jede Menge dafür bestimmte Munition, die vom Vortage herumlagen, versteckten wir auf dem Wagen unter den Lebensmitteln. Wir brachten die Rote Kreuz-Flagge so an, dass man sie von Ludwigshütte aus gut sehen konnte.

Mit den 3 Pferden hinter dem Wagen und Menk auf dem Kutschbock sah es so aus, wie wenn früher die „Zigeuner“ kamen. Die nun beginnende Abfahrt war genauso steil wie der Aufstieg. Die ganze Zeit hatten wir Ludwigsburg im Auge, aber dort rührte sich nichts. Die Posten, die den Weg beobachteten, meinten bestimmt, wir hätten noch verwundete Soldaten vom Vortag gesucht, die sich im Wald versteckt hatten. Schließlich erreichten wir den östlichen Ortsrand von Biedenkopf (Ludwigshütte lag unweit vom westlichen Ortsrand). Weiterhin war alles ruhig. Wir überquerten rasch die Hauptstraße und kehrten Biedenkopf den Rücken.

Auf einem weiteren Feldweg mussten wir erneut einen Berg hinauf, der aber von Ludwigshütte nicht einzusehen war. Ein Stück weiter auf der Fahrt spannten wir wieder die beiden Pferde vor. Diesmal musste ein anderer rauf. Wir Kumpels hatten ausgemacht, dass wir uns abwechseln würden, was wir auch taten. Ich glaube, wir waren das letzte Fahrzeug, welches aus dem Kessel herauskam.

Die Dunkelheit war hereingebrochen, als wir die Hauptstraße Richtung Frankenberg erreichten. Der Berg, den wir nun hoch mussten, war nicht so hoch, wie der auf der anderen Seite. Oben angekommen, wurden die Vorrspannpferde wieder neben Pandur hinter den Wagen gebunden. Pandur war bis jetzt noch nicht im Einsatz, seine Stunde sollte aber noch schlagen.

Seit dem Anstieg nach Biedenkopf hatten wir auch 2 Wehrmachtsfahrräder, die in dem ganzen Schrott vom Vortag lagen. Ab jetzt konnten immer 2 Mann vorfahren und Quartier zum Übernachten suchen. An diesem Tag

brauchten wir für die 17 km nach Eifa, wo wir um 22 Uhr ankamen und dann schliefen, 8 Stunden. Wir hatten ausgemacht, dass, wenn die Quartiermacher etwas gefunden hatten, einer an den Ortseingang zurückkehrte, um uns einzuweisen. Das hielten wir auf dem weiteren Weg immer so.

In Eifa angekommen (wir hatten einen ruhigen Tag) empfing uns unser Quartiermacher am Ortseingang und berichtete, dass neben der Scheune, in der wir schlafen sollten, eine HJ-Einheit vom Gau Moselland seit einigen Tagen Rast machen würde. Neugierig geworden, woher die Einheit wohl käme, ging ich in den Schuppen hinein, wo die meisten schon schliefen.

„Otto“ schrie plötzlich einer laut. Ich traute meinen Augen nicht, es war mein Großcousin Ernst Schmitt aus Leideneck, der dann rief: Ewald, wach auf und guck wer hier ist. Der war auch ein Großcousin von mir, Ewald Schmitt aus Wüschheim. Deren beide Elternteile waren Geschwister und stammten aus Leideneck. Wir drei kannten uns von klein an. Nachdem wir uns freudig begrüßt hatten, nahm ich sie mit in unsere Unterkunft, wo wir über eine Stunde lang auf Stroh und Decken lagen und uns allerhand zu erzählen hatten. Gemeinsam verzehrten wir noch den Rest von Plätzchen und Wurst, die mein Vater mir am letzten Tag nach Waldalgesheim gebracht hatte, aus meinem Köfferchen. Darin befand sich auch noch eine Tüte mit getrocknetem Kranzkuchen von der Beerdigung meines Humes Opas, der Ende Februar gestorben war. Den verzehrten wir auch noch. Nun tauschten wir noch unsere Erlebnisse aus.

Ernst war auf der Adolf-Hitler-Schule in Koblenz (wohin er Otto Heinz und mich auch locken wollte, was meine Eltern wegen der Landwirtschaft nicht zuließen). Das war ein politisches Gymnasium. Ewald war in einem WE-Lager bei Koblenz, wo er Ernst öfter traf. Er trat zusammen mit der Adolf-Hitler-Schule, die jetzt im Gebäude nebenan lag, den Rückzug an. Da bei ihnen strenge Disziplin herrschte, mussten sie um 12 Uhr wieder Zurück sein. Ich ging noch mit ihnen raus.

Ein Königstiger Panzer befuhr unseren Hof, um sich nach etwas zu erkundigen. Da es draußen sehr kalt war, stellten wir uns dicht an die Motorblöcke des Panzers, wo es sehr warm war. Mit etwas Wehmut verabschiedeten wir uns, um uns nach dem Krieg beim Handball immer wieder zu treffen.

Nun will ich schreiben, wie des mit den beiden nach dem Krieg weiterging. Ernst lernte Maurer und machte den Meister, arbeitete sich hoch bis zum Amtsbaumeister. Etwa 20 Jahre lang war er als Leiter der Bauabteilung auf dem Amt Kastellaun tätig. Er hatte 2 Söhne. Einer lebte in Wetzlar. Er war Chef-

redakteur der Wetzlarer Zeitung. Ferner war er zeitweise Präsident, Manager und Trainer der Wetzlarer Handballer, die damals (Mitte der 90 er Jahre) Bundesliga spielten. Ewald aus Wüschheim war Dachdecker und arbeitete lange bei Brück in Michelbach. Sein Sohn „Tele“ war in den 90er Jahren Trainer der Handballer der SG Kastellaun-Simmern.

Den Kutscher, den wir seit Mörlen bei uns hatten und den wir nicht mehr brauchten, da ja sein Wagen zerschmettert in der Schlucht bei Bie-

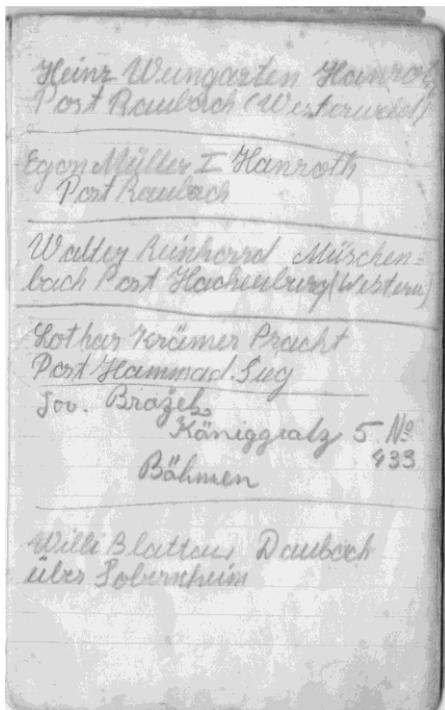


Abbildung 32: Weitere Seite aus dem Tagebuch

denkopf lag, blieb lieber in Eifa zurück, als die Strapazen eines weiteren Rückzuges in Kauf zu nehmen. Auch 2 der Pferde ließen wir zurück, da wir ja noch den zähen Pandur als Reserve hatten. Den brauchten wir manchmal bei Anstiegen. Auf den musste dann abwechselnd immer einer drauf. Der ließ sich besser reiten, da er nicht so breit war wie die Zug-

pferde.

So, jetzt versuche ich noch einen Steckbrief zu schreiben, über die Personen, die sich in unserer Gruppe befanden. Unser Anführer war Feldwebel Schmidt aus Worms, ein nicht unbedingt linientreuer, (genau wie Menk) origineller Typ, der nicht mehr an die Wende glaubte. Auf dem Kopf hatte er, statt der feldgrauen, eine blaue Mütze, was ihm oft

von uns begehrenden Offizieren eine Rüge einbrachte. Bis zur Gefangenschaft trennte er sich nicht von ihr. Sein Stellvertreter war Unteroffizier Nuß. Ein ruhiger und sachlicher Mensch. Er war der, der die Lage immer richtig einschätzte. Eigentlich war er unser richti-

ger Chef. Im Zivilleben war er auch offizieller Chef von Schmidt. Beide waren sie Bierbrauer in der Apostelbräu Worms (welch ein Zufall). Wenn der manchmal sprunghafte Schmidt eine seiner verrückten Ideen durchsetzen wollte, holte er ihn auf den Boden der Tatsachen zurück. Nuß war unser Ältester, nahe 40.

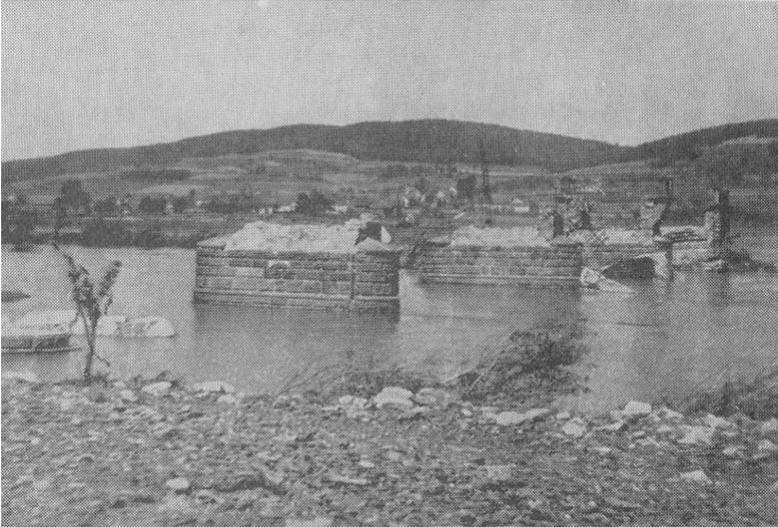


Abbildung 33: Wellemer Brücke

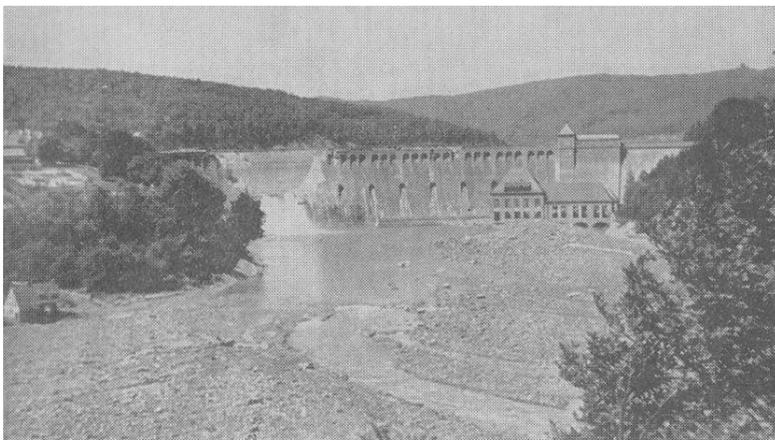
Unsere beiden anderen Vorgesetzten stammten aus dem Westerwald. Unteroffizier Walter Reinhard war der Ruhigste von unserem ganzen Verein. Er war um die 30 Jahre und machte meist einen bedrückten Eindruck. Heinz Weingarten war etwa 20 und unser Lebhaftester. Diese beiden glaubten ebenso wie wir Jungen noch an die Wende. Laut Propaganda sollten die Wunderwaffen ja kurz vor ihrem Einsatz stehen.

Einer, der nicht mehr daran glaubte, war Helmut Menk (etwa 35). Der war ganz gegen das Regime eingestellt und hatte es seiner Kopfverletzung zu verdanken, dass er noch nicht eingesperrt war.

Der tschechische Schneider Joseph Broczek war ein Einzelgänger, mit stündlich wechselnder Laune. Am besten war mit ihm klarzukommen, wenn man ihn in Ruhe ließ. Er war etwa 30 Jahre alt.

Ein Kapitel für sich war eine etwa 35 Jahre alte Lagerköchin, die angab, dass Ihr Mann bei der SS Offizier sei. Sie gab die fanatische und ganz

verbohrte Nationalsozialistin, die auch versuchte, bei uns zu bestimmen, wo es nur ging. Aber es gelang ihr nicht. Ihr größter Feind war Helmut Menk. Wenn er über Hitler lästerte, drohte sie, ihn der SS zu melden. Er würde sie dann sofort erschießen, war die Antwort von Helmut Menk. Auch unserem Feldwebel Schmidt drohte sie auf die gleiche Weise, wenn der gegen die Führung polterte. Während sie bei uns Frau Lagerköchin war, redete Menk sie nur mit „Alti Schnallti“ (Alte Schnalle) an. Etwas Gutes hatte sie auch an sich. Sie war fleißig, sorgte für Ordnung und säuberte unser Essgeschirr. Wegen ihrer Schönheit war sie nicht vorbestraft. Schmidt, der sonst kein Frauenverächter war, sagte: „Die würde ich nicht mit einer Kneifzange anfassen.“



Kies und Geröll haben eine meterhohe Schicht auf dem Grund des Edertales aufgetürmt

Abbildung 34: angeschwemmter Kies hinter dem Staudamm

Über uns vier, die wir ja noch über 2 Monate zusammen sein sollten, im Moment so viel: Lothar Krämer, 17 Jahre alt, der mit Abstand die größte Klappe von uns allen hatte, war mit seinen 1,60 m etwas klein geraten, er stammte wie Egon Müller, unser Ruhigster, aus dem Westerwald.

Berndt Dehen war aus Trier. Sein Großvater war Geschäftsführer, sein Vater Versandleiter der bekannten Samen-Firma Lambert und Söhne aus Trier. Durch sie besorgte mir Berndt nach dem Krieg viele Sämereien, die sonst nicht zu bekommen waren. Vor allen Dingen Zuckerrübensamen. Zuckerrüben waren

begehrt zum Kochen von Rübenkraut und zum Schnaps brennen. Berndt brachte sie immer, wenn er im Frühjahr Ferien hatte, persönlich vorbei. Er blieb immer ein paar Tage und ging abends mit mir zu meinen Kumpels, die er später in seinen Briefen immer grüßen ließ. Mit einigen Lebensmittelpaketen machte er sich dann auf die Heimreise. Berndt, Egon und ich waren mit 1,70 m etwa gleich groß.

Am 29.3 um 3 Uhr machten wir uns, nach nur 3 Std. Schlaf auf eine lange Tagesreise. Wir hatten Glück an diesem Tag. Super Wetter, geringe Flugbewegungen, die Pferde waren gut in Form, Pandur musste nur kurzzeitig als Vorspann vorne geritten werden. Nur ich war an diesem Tag nicht besonders in Form (dem einzigen Tag auf Fahrt und Gefangenschaft). Wahrscheinlich hatte ich mir bei unserer letzten Schlemmer-Mahlzeit den Magen verdorben. Bis hinter Frankenberg schleppte ich mich noch, dann machte Menk mir auf dem Wagen ein Plätzchen frei, wo ich mich hinlegen konnte.

Nach etwa 25 km langer Ruhepause weckten mich meine Kumpels, als wir die Edertal-Sperre erreicht hatten. Inzwischen ging es mir auch schon wieder besser. Wir fuhren durch Affoldern, das zum großen Teil zerstört wurde, als durch die Bomben der Engländer der Staudamm brach und in der Sturzflut, die durchs Dorf rollte, viele Menschen ertranken. Manche Häuser sahen aus, als ob sie von einem Messer durchschnitten wären.

Sie zerstörte die Dörfer Affoldern, Bergheim, Giflitz und Hemfurth fast total. Ein großer Teil der Bewohner hatte sich während der längeren Zeit anhaltender Bombardierung auf höher gelegene Stellen gerettet. Trotzdem gab es im Edertal 700 Tote. Etwa zur Hälfte waren es ausländische Kriegsgefangene. Auch die Angreifer hatten hohe Verluste. Von den 18 angreifenden Flugzeugen stürzten 7 ab. Von den Besatzungen fanden 54 den Tod, 2 kamen in Gefangenschaft.

Kurz hinter dem Edersee überholte uns ein schweres Motorrad mit Seitenwagen und stellte sich vor uns quer. Fahrer und Beifahrer waren total verdreckt. Nach dem Absetzen ihrer Brillen erkannten wir sie. Der Mann im Beiwagen war Obergebietsführer Rolf Karbach, diesmal in SS-Uniform. Er berichtete von einem überraschend auftauchenden Jabo, der sie angegriffen hatte und eine Bombe vor ihnen abgeworfen hatte. Daraufhin stürzten sie sich in den vor ihnen auftürmenden Grund. Passiert war ihnen und dem Motorrad nicht viel, da sie ja beide weich fielen. Sonst waren an diesem Tag keine Flieger zu sehen. Durch Ernst Schmitt hatte er unsere Fahrtrichtung erfahren. Er sagte uns, dass wir versuchen sollten, am nächsten Tag Hofgeismar zu erreichen und

uns auf der Kreisleitung melden sollten. Dort würden wir mehr über unseren weiteren Verwendungszweck erfahren. Da wir ja den Wagen noch voller Verpflegung hätten, würden wir wahrscheinlich einer neu zusammengestellten HJ-Einheit zugeteilt.

Um einen möglichst großen Vorsprung vor den nachrückenden Amerikanern zu bekommen, fuhren wir an diesem Tag 84 km bis nach Naumburg, wo wir um 23 Uhr ankamen. Wir waren 20 Std. unterwegs. Wie gewohnt schliefen wir in einer Scheune. Unser Vorkommando hatte im Dorf ein gutes Essen vorbereitet. Im Tausch gegen unsere Lebensmittel kamen gebackene Eier auf den Tisch. Doch ein Teil von uns war zu müde (auch ich), um etwas essen zu können. Es ging sofort ins Stroh. Koppelschloss auf und Augen zu.

Am nächsten Morgen, dem 30.3. ging es um 3 Uhr nach nur 4 Std. Schlaf schon wieder los. Wir wollten, ehe es in der Luft wieder richtig losging, ziemlich weit kommen. So war es meist, nach einem etwas ruhigeren Tag wurde es am nächsten Tag umso heftiger. Irgendwann an diesem Morgen holten wir einen Haufen HJ-ler ein, bei denen sich auch Helmut Martin aus Kütz befand. Sie hatten den gleichen Befehl wie wir, sich in Hofgeismar zu melden.

Unser beider Freude war groß, da wir uns ja sehr gut kannten. Wir waren ja in der gleichen Richtung unterwegs und so blieben Helmut und ich eine ganze Weile nebeneinander und hatten uns allerhand zu erzählen. Unseren Wagen, der ein Stück vor uns fuhr, hatte ich immer im Auge, um den Anschluss nicht zu verlieren.

Helmut's Schulfreund Wendelin Bauer war etwa 14 Tage vorher, als er aus einem hessischen WE-Lager abgehauen war, von einem Freund verraten worden. Bauer und ein Kamerad von ihm wurden von der SS erschossen und im Wald verscharrt. Helmut wusste es damals noch nicht. Helmut Martin musste mit seinem Haufen weiterziehen und wir hofften uns in Hofgeismar wiederzusehen. Das Wiedersehen fand leider erst nach dem Kriege statt.

Plötzlich wurde unser Fuhrwerk langsamer, es kam zum Stehen. Ein Pferd konnte nicht mehr, ihm steckten die vielen Kilometer vom Vortag in den Knochen. Wir ließen ihn zurück. Pandur, unser Reservepferd, musste von hinter dem Wagen vor den Wagen. Inzwischen ging es auch in der Luft wieder los. Nach allen Seiten hörten wir das Bellen von Flakgeschützen und das Knattern der Bordkanonen. Öfter suchten wir Deckung unter großen Bäumen oder im Wald. Trotz des Roten Kreuzes auf der Plane, trauten wir ihnen nicht. Nur sehr schleppend kamen wir voran.

Gegen Mittag, als die Sache immer mehr brannte, machten wir etwa 12 km vor Hofgeismar, auf dem „Hof Laar“, eine Pause. Hof Laar war das größte landwirtschaftliche Anwesen, das ich je gesehen habe. Schön versteckt lag es mitten in einem Wäldchen. Es bestand aus einem riesengroßen Herrenhaus, einem Verwalterhaus und mindestens 10 kleinen, nach gleichem Stil gebauten Arbeiterhäusern und riesigen Ställen, Scheunen und sonstigen Gebäuden.

Den Verwalter, bei dem wir uns meldeten, fragten wir, ob wir so lange bleiben könnten, bis sich draußen alles beruhigt hätte. Er war ein sehr freundlicher Mann. Er ließ uns im Esszimmer des Gutes noch ein Essen zubereiten. Für die Pferde war auch genug Futter vorhanden. Nach dem Essen konnten wir noch immer nicht weiter, so legten wir uns in die Scheune zum Schlafen, da wir in den vergangenen Nächten kaum dazu kamen. Doch auch hier war uns keine Ruhe vergönnt, dauernd wurden wir aus dem Schlaf gerissen. Tief über die Dächer fliegende Jagdbomber schossen an diesem Tag auf alles was sich bewegte.

Nachdem wir noch einige Säcke Pferdefutter (Hafer) gegen einige Lebensmittel, die sich noch immer reichlich auf unserem Wagen befanden, getauscht hatten, brachen wir um 17 Uhr auf, da es ruhiger geworden war. Trotzdem mussten wir ab und zu nochmals unter Bäumen anhalten und in Deckung gehen.

Etwa 5 km vor dem Städtchen fuhren Heinz Weingarten und ich mit den Fahrrädern los (wir beide waren heute als Quartiermacher an der Reihe), um uns auf der Kreisleitung zu melden. Kurz vor Hofgeismar brannte es in einem Dörfchen, das dicht an der Straße lag, an dem wir vorbei mussten, lichterloh an verschiedenen Stellen.

Die Dunkelheit war schon hereingebrochen. Kurz bevor wir die Kreisleitung erreichten, wurde es in der Straße taghell. Die Amis hatten Christbäume abgeworfen und ihre Jagdbomber flogen in Wellen Angriffe gegen die Fahrzeuge auf dem Rückzug, welche die Straße füllten. Wir warfen uns flach in die Rinne. Beim zweiten Mal suchten wir Deckung in einem Keller oder Hauseingang. Die einschlagenden Kugeln klatschten gruselig auf dem Kopfsteinpflaster.

In dem ganzen Chaos erreichten wir die Kreisleitung, wo der Kreisleiter, trotzdem es schon 20 Uhr war, noch anzutreffen war. Von einem Auftrag, den wir laut Karbach erhalten sollten, wusste er nichts. Bei der Frage nach einem Nachtlager meinte er, wir könnten bei ihm zu Hause in der Scheune übernachten, da er auch Landwirtschaft hatte. Er könne aber nicht warten, bis

unser Fuhrwerk käme. Er müsse sofort nach Hause, um zu sehen, ob nichts passiert wäre. An einigen Stellen brannte es leicht. Heinz Weingarten ging mit ihm nach Hause, um den Weg zu finden, wenn wir zu ihm wollten.

In der Kreisleitung wartete ich auf meine Kumpels. Es dauerte eine ganze Weile bis sie kamen. Bei den Angriffen waren sie nicht in der Stadt gewesen. Aber danach mussten sie einige Umwege machen, wegen der Aufräumarbeiten und der Feuerwehr, die einen Brand löschen musste. Zusammen machten wir uns auf zu unserem Nachtlager. Die Straße war inzwischen einigermaßen freigeräumt.

Bei dem Angriff waren die Straßen voll zurückflutender Fahrzeuge (meist Pferdefuhrwerke). Beim ersten Anflug retteten sich die meisten Soldaten in ihre Kellereingänge und Häuser, sodass es nur Verletzte gab. An den Hauswänden kauern Soldaten wurden von Querschlägern der auf dem Pflaster auftreffenden Kugeln verletzt. Die Pferde an den Wagen waren wild geworden, da auch Autos brannten und alles flog durcheinander. Auf der Fahrt zum Kreisleiter lagen noch 2 - 3 tote Pferde an der Straße. Ihre Bäuche waren nicht so dick, wie von denen im Biedenkopfer Wald.

Beim Kreisleiter angekommen, der ein freundlicher Typ war, bekamen wir noch etwas zu essen. Futter und Unterkunft für die Pferde gab es auch. Wir bekamen unser Lager in der Scheune angewiesen. Es war in dieser Nacht sehr kalt. Unser Feldwebel Schmidt inspizierte den Kuhstall und stellte fest, wo hinten die Einstreu für die Kühe lag, war noch genug Platz für unser Nachtlager vorhanden. Er kam zu uns in die Scheune, wo wir unser Lager am Richten waren und befahl: „Erfroren sind schon viele, erstunken ist noch keiner. Rinn in de Kuhstall!“ Der Befehl wurde befolgt und wir lagen in dieser Nacht schön warm.

Schon seit Montabaur, wo ich auch mit Lothar Krämer, der Kleine mit der großen Klappe, zusammen war, musste ich immer denken: Den kennst du doch irgendwoher. An diesem Abend im Viehstall des Kreisleiters von Hofgeismar fiel mir blitzartig ein, woher ich ihn kannte. Es war „Der gestiefelte Kater“ mit den Stiefeln, die ihm bis zum Knie reichten und mit der großen Schützenschnur, die ihm bis auf den Bauch hing. Mit den Insassen des Straflagers Stahleck kam er im Dezember 44 am Westwall an uns vorbei. Mit seiner lauten und befehlenden Stimme hörte man ihn weiter, als man ihn sah.

Als ich meinen Kumpels und Vorgesetzten alles über seine Aufmachung und sein großmäuliges Auftreten erzählt hatte, wurden sie alle noch mal munter. Von allen Seiten wurde Lothar gefoppt und gehänselt. Das Gekreische

und Gelächter wurde immer lauter. Die Kühe fingen an unruhig zu werden und brüllten noch lauter als wir. Es war nach langer Zeit der schönste Abend, da wir zudem noch warm lagen. So fand der aufregende Tag noch einen schönen Abschluss.



Abbildung 35: Sechsspänniger Tross, unser Wagen hatte Plane und Spriegel

Am nächsten Morgen wurden wir wach als Fremdarbeiter das Vieh versorgten und die Kühe molken. Der Kreisleiter kam auch mit seiner braunen Parteiuniform vorbei, um sich von uns zu verabschieden. Da es der Tag vor Ostern war, würde er normal nicht arbeiten, aber wegen dem Ernst der Lage hätte er noch auf der Kreisleitung etwas zu erledigen (wir meinten Akten vernichten). Weiter sagte er: „Heute stehe ich noch mit der Panzerfaust im Graben.“

Am 31.3. um 10 Uhr 30 machten wir uns wieder auf. Nach kurzer Wegstrecke machte sich die Gelegenheit, uns von einer Weide ein Pferd zu nehmen. Wir spannten es ein, Pandur kam wieder hinter den Wagen, bis er wieder gebraucht wurde, entweder an der Deichsel, aber meist als Vorspann in den **Bergen**. Dann musste immer einer von uns aufsitzen, was uns mittlerweile Spaß machte. Pandur, dieses schwächliche Reitpferd, war das einzige, was bis zum Ende unserer Reise durchhielt. Insgesamt verschlissen wir 11 Pferde.

Bei Gieselwerder überquerten wir die Weser. Wegen des trockenen Frühjahres führte sie wenig Wasser. Von ihrer geringen Breite waren wir alle enttäuscht. Unser Feldwebel Schmidt lästerte: Mein Vater war auch Bierbrauer, der pisste mehr, als Wasser in der Weser ist.

Kurz danach überholte uns ein schmuckes kleines, gummibereiftes Wägelchen (die es damals noch sehr selten gab) mit einem Reitpferd (wie Pandur) vorne dran. Auf dem Wagen saßen 2 Mann in Zivil. Derjenige, der das Pferd an der Leine führte, war unser Kreisleiter aus Hofgeismar, der eigentlich mit der Panzerfaust im Graben stehen wollte. Schon von weitem hatten wir das Wägelchen, das schon morgens reisefertig im Schuppen stand, erkannt. In leichtem Trab fuhren sie an uns vorbei, er winkte uns nur kurz, ohne anzuhalten. Er schämte sich bestimmt wegen seiner Flucht. Um 18 Uhr 30 erreichten wir ohne Zwischenfälle nach 32 km Fahrt Heisebeck, wo wir wie üblich in einer Scheune schliefen.

1.4. Ostersonntag. Ehe wir morgens um 8 Uhr weiterfuhren, wurden wir noch zum Kaffee zur Feier des Tages eingeladen. Der Streuselkuchen, den wir aufgetischt bekamen, war voller Ameisen. Wir schüttelten sie ab und er schmeckte uns vorzüglich. Wir hatten ja schon seit einer kleinen Ewigkeit keinen Kuchen mehr gegessen. Der Frau war die Sache peinlich, sie sagte, sie hätte schon alles versucht, sie los zu werden, was ihr aber nicht gelungen wäre. Trotzdem freute sie sich sehr, weil wir ihren guten Kuchen so rühmten.

Durch Elliehausen, nördlich von Göttingen, kamen wir etwa gegen 12 Uhr. Wegen des schönen Wetters war der Dorfhaarschneider (trotz Ostersonntag) im Freien an der Arbeit. Da wir ja alle eine ziemliche Wolle auf hatten, fragten wir ihn, ob er uns auch die Haare schneiden würde, was er bereitwillig zusagte. Mit der Frisur kam es im Krieg nicht so genau, er hatte seine Arbeit im 08/15-Stil mit uns 10 Mann in einer guten Stunde erledigt.

Seit dem Edersee, wo wir Rolf Karbach zum letzten Mal gesehen hatten, war kein Kontakt zu unserer Führung mehr vorhanden. Wo wir weiter hin wollten, wusste so recht keiner. Dass der Krieg nicht mehr (ohne Wunderwaffe) zu gewinnen wäre, war den meisten klar geworden.

Unser Feldwebel Schmidt, der trotz vieler Verwarnungen noch immer die blaue Mütze trug, und Helmut Menk stänkerten und motzten über das System, sodass ihnen die immer fanatischer werdende Lagerköchin bestimmt 10 Mal am Tage drohte, sie der SS oder den Feldjägern zu melden, die inzwischen fast überall zugegen waren. Unsere anderen 3 Soldaten schwammen bei

uns im Strom mit. Sie hatten nur Angst, dass sie vom „Heldenklau“ in eine Kampfeinheit gesteckt würden. Unser Tscheche war immer schlecht gelaunt. Wir 4 Jungen glaubten allmählich auch nicht mehr den Parolen, die uns eingehämmert wurden. Dennoch hofften wir auf die Wunderwaffe, vor allem Lothar. Er kam auch am besten mit der Lagerköchin aus, weil er sie schon seit seiner Zeit auf Stahleck kannte, wo er als Hilfsausbilder tätig war und sie als Köchin fungierte.

Auf unserer Fahrt von Heisebeck nach Elliehausen am Ostermorgen war es am Boden und in der Luft total ruhig. Aus der Ferne hörten und sahen wir schon ein Bimmelbähnchen näher kommen. Etwa 2 - 3 Wagen waren hinter der Lokomotive, die in einiger Entfernung an uns vorbeifuhr. Ihr lautes Pfeifen konnte man noch eine Weile hören. Es war wie mitten im Frieden. Dieses Ereignis und jenes in dem Dörfchen bei Mörlen, wo die Hühner gackerten und die Leute am Holz schneiden waren, waren meine romantischsten und schönsten Momente des Krieges, die ich nie vergessen werde.

Für 8 Tage blieb es in unserem Frontabschnitt ziemlich ruhig, da die Amerikaner alle verfügbaren Kräfte am Ruhrkessel einsetzten, um ihn zu schließen. Die Kämpfe dauerten dort bis zum 20. April, während die Amerikaner in unserem Abschnitt schon an der Elbe sich mit den Russen die Hände gereicht hatten. Die Osterzeit verbrachten wir in Elliehausen.

Am 3.4. um 9 Uhr 30 war Aufbruch in Richtung Seulingen. Auf dem Weg hielten wir plötzlich vor einer riesengroßen Wasserfläche. So ein großes Gewässer hatte ich noch nie gesehen. Auf unserer Karte war er als Seeburger See eingezeichnet. Er war fast kreisrund. Wasser soweit das Auge reichte, das spiegelglatt vor uns lag. Nicht ein einziges Boot war darauf zu sehen.

Wir erreichten unser Ziel um 17 Uhr. 5 schöne ruhige Tage warteten auf uns. Erstmals seit Mörlen, brauchten wir nicht in einer Scheune zu schlafen. Unsere beiden Quartiermacher hatten in einem Mädchen-Landdienstlager, in dem 15- bis 17-jährige Mädchen wohnten, die aus dem Ruhrgebiet stammten und tagsüber bei Bauern aus Seulingen und der Umgebung arbeiteten, wo noch einige Zimmer frei waren, für unsere Unterkunft gesorgt.

Gegenüber in einem landwirtschaftlichen Gehöft brachten wir unsere Pferde unter. Ihre eigenen mussten sie vor kurzer Zeit zur Wehrmacht abgeben. Wir waren gerade im Stall, um Menk bei den Pferden zu helfen, als bei dem kleinen Lothar Krämer sich ein Schuss aus der bei Biedenkopf „erbeuteten“ Maschinenpistole löste und dicht an uns vorbei, sich zwischen den Köpfen der

Pferde in die Wand bohrte. Ab sofort durfte keiner mehr von uns eine Waffe anfassen.

Da ihr Mann beim Militär war, musste die Frau mit einem polnischen Gefangenen den Hof bewirtschaften. Wir verbrachten einige ruhige Tage in Welbsleben. Als Dank für das Futter und das Unterbringen unserer Pferde brachte ihr Helmut Menk mit unseren Pferden einen großen Haufen Stallmist aufs Feld.

Die Leiterin des Landdienstlagers hatte am 8.4. Hochzeit mit einem SS-Offizier, der zu diesem Zweck Urlaub bekommen hatte. Aus diesem Grunde fuhren die Mädchen mit einer Handkarre in den Wald, um Grünzeug zum Schmücken zu holen. Wir hatten sie in der Zwischenzeit gut kennengelernt. Sie fragten Berndt Dehen und mich, ob wir mitkommen wollten, was wir auch gerne taten. Nach unserer Rückkehr aus dem Wald gab mir eines der Mädchen ihre Heimatadresse. Ich sollte ihr nach dem Krieg mal schreiben, wie es uns weiter ergangen sei. Doch leider ging der Zettel mit der Adresse, den ich in die Brieftasche steckte, in der Gefangenschaft, wie meine gesamte Habe, verloren. Das Einzige, was ich mit nach Hause brachte, war mein Tagebuch, in dem ich die Daten vom WE-Lager, Rückzug und Gefangenschaft eingetragen hatte. Dieses war in meiner Gesäßtasche verstaut. Name und Wohnort des Mädchens hatte ich behalten. Nur die Straße nicht. Sie hieß Isolde Klimmok und stammte aus Wanne-Eickel.

Der 8. April (Weißer Sonntag) begann bei schönem Wetter ruhig und friedlich. Der Nachbarsjunge, dort wo unsere Pferde standen, ging zur Kommunion. Zu der Feier war auch Helmut Menk, der dort den Mist fuhr, und Feldwebel Schmidt, der das genehmigen musste, eingeladen.

Bei den Nachbarn im Hause wohnte eine junge Frau mit ihrem Sohn. Ihr Mann war der Bruder der Chefin des Hauses. Sie stammten aus einer Stadt und waren wegen der Bomben und der besseren Ernährung nach Seulingen gezogen. Ihr Mann war entweder noch Soldat oder gefallen. Schmidt, unser Luftikus, hatte sich die Woche über mit ihr angefreundet. Tagsüber waren Menk und Schmidt kaum noch zu sehen, da sie gegenüber waren und dort aushalfen.

Im Laufe des Sonntagnachmittags merkte man, dass noch etwas in der Luft lag. Man hörte wieder Flugzeuge und der Verkehr auf der Straße nahm zu. Auch die Hochzeitsfeier im Lager wurde urplötzlich beendet. Der Bräutigam musste sich sofort bei der nächsten SS-Einheit melden.

Am späten Nachmittag, als Menk und Schmidt noch immer nicht zurückwaren, schickte Unteroffizier Nuß, der immer den Überblick behielt, zwei Mann los, die beiden zu holen, da wir weiterziehen mussten. Doch oh wehe, Menk war so besoffen, dass er nicht mehr gehen konnte. Die beiden schafften Menk heim und alle versuchten sie ihn nüchtern zu bekommen, was leider nicht gelang.

Schmidt, der auch genug hatte und mit vor die Tür kam, rief mir zu: „Komm mal rüber!“ Statt dass er heim kam, überreichte er mir ein Kännchen und Geld und befahl mir: Geh in die Wirtschaft und hole ein Kännchen Bier (Das Bier hatte damals keinen Alkohol). Da ich nicht wusste, wo sich die Wirtschaft befand, begleitete mich ein Mädchen aus dem Lager, das alles zugehört hatte, um mir den Weg zu zeigen.

Als ich mit dem Bier zurückkam und die Haustür öffnete, rief er schon. Ich betrat die Stube, aus der der Ruf kam. Diese war aber leer. Da rief er aus der Schlafkammer, die man durch die Wohnstube betreten musste. Ich würde das Bier vor der Türe abstellen, sagte ich zu ihm. Da befahl er: „Brings rein!“ Er lag friedlich mit der Mutter des kleinen Detlef, der ruhig auf einem Nachttopf saß, im Bett. Detlef war etwa 1 Jahr alt. Die bereitgestellten Gläser musste ich ihnen auffüllen. „Du musst sofort kommen, wir müssen weg“, sagte ich zu ihm. Er reagierte nicht. Unteroffizier Nuß übernahm nun das Kommando. Die Frau, der Menk den Mist fuhr, brachte uns zum Abschied eine große Kiste voller Zigarren (sie arbeitete im Winter immer in einer Zigarrenfabrik), die ich in meinem Koffer versteckte.

Da Menk noch immer nicht ansprechbar war, ahnte ich nichts Gutes. Und so kam es auch. Da ich als einziger zu Hause Landwirtschaft hatte, ernannte mich Nuß für diese Nacht zum Kutscher. Meine Kumpels halfen mir die Pferde aufzuzäumen und vor den Wagen einzuspannen. Inzwischen war es Nuß gelungen, Schmidt mit seiner blauen Mütze herbeizuholen. Unter lautem Krackelen trottete er hinter dem Wagen her. Menk legten wir in eine freie Ecke, wo die Lagerköchin, seine Intimfeindin, ihren Stammplatz hatte. Ich musste auf den Kutschbock und die Pferde lenken. Mit Pferden hatte ich das noch nie gemacht.

Um 19Uhr 30 fuhren wir endlich los. Die 5 Tage in Seulingen waren die ruhigsten und schönsten unserer Reise gewesen. Die Dunkelheit hatte sich schon über das Land gelegt, wir fuhren in Richtung Nordhausen. Unser Pech war, dass die Amerikaner das gleiche taten. Nach etwa 8 Tagen Vorbereitung

starteten sie eine große Offensive gegen Nordhausen. Denn dort befand sich die größte unterirdische Waffenfabrik der Welt.

In dem Werk „Dora“ arbeiteten damals Tausende von KZ-lern und Gefangenen Tag und Nacht in Schichten. Auch nachts mussten sie unter der Erde schlafen. Dort wurden sämtliche 1050 V-Waffen, die auf England abgeschossen wurden, hergestellt. Auch die neuen Wunderwaffen, die nicht mehr zur Fertigstellung gelangten, wurden dort gebaut und getestet. Damals hatten wir von alldem nicht die leiseste Ahnung. Ausgerechnet diese Nacht, in der ich Kutscher war, sollte die aufregendste unserer Reise werden.

Auf der Straße war ein Betrieb wie in einem Bienenvolk. Die Straßen waren überfüllt von uns entgegenkommenden Panzern, mit ganzen Einheiten Soldaten zu Fuß und auf Autos. Sie rückten den Amerikanern entgegen. In der Richtung, in der wir unterwegs waren, fuhren meist Pferdefahrzeuge und große Kolonnen von Gefangenen mit ihren Wachleuten. Sie wurden immer weiter ins Landesinnere getrieben.

Hinter uns, wenn auch noch etwas entfernt, hörte man den Kampfeslärm. Auch die Flieger waren wieder aktiv. Uns direkt griffen sie nicht an. Aber in einem Dörfchen, durch das wir kamen, hatten sie kurz zuvor einige Gehöfte in Brand geschossen, die lichterloh brannten. Laufend waren die Straßen verstopft, wir kamen nur sehr langsam voran.

Jedes Mal wenn uns ein Panzer entgegenkam, die ja unheimlich breit waren, fuhr ich ganz rechts ran und hielt auch manchmal an. Sie sahen durch Feldbeleuchtung (Schlitz in den Lampen) nicht viel und fuhren haarscharf an uns vorbei. Die Pferde wurden immer unruhiger. Kam ein Fahrzeug zu dicht vorbei, machten sie einen Satz nach vorne, sodass ich sie kaum noch an der Leine halten konnte. Mitunter hatte ich das Gefühl, meine Arme würden ausgerissen. Inzwischen hatte einer meiner Kumpels die Pferde am Zügel und ging neben ihnen her, um sie zu beruhigen. Das war wegen den entgegenkommenden Fahrzeugen sehr gefährlich.

Ein Panzer fuhr so dicht an uns vorbei, dass er mit einer Lenkbewegung (sie hatten eine Lenkbremse) den Hinterteil unseres Wagens in den Straßengraben drückte. Pandur, hinten an der Bremse angebunden, war nichts passiert. Das rechte Hinterrad steckte im Graben. Mit Hilfe von Soldaten, die hinter uns kamen, denen wir nun die Fahrbahn blockierten, versuchten wir, da es die Pferde allein nicht packten, den Wagen wieder aus dem Graben zu schieben. Dabei quetschte sich unser Tscheche Joseph Broczek an dem Eisen

der Bremse, die Spitze eines Fingers ab. Die Lagerköchin verband im Schnellverfahren notdürftig.

Die Schießerei hinter uns war mit einem Male verstummt. Die Amerikaner hatten ja wahrscheinlich ihr Tagesziel erreicht, sie rückten im Allgemeinen nur am Tag vor.

Kurz darauf, am Ortsrand von Duderstadt, war die Straße so verstopft, dass wir links nach dem Dörfchen Mingerode abbogen, wo wir übernachteten. Um 24 Uhr kamen wir dort an. Für die 12 km Abenteuerfahrt brauchten wir 4,5 Std. Dort angekommen, wurde unser Rot-Kreuz-Kasten hervorgekratzt und Broczek bekam seinen Finger desinfiziert und fachgerecht verbunden. Die meisten Einwohner des Ortes waren wegen der nahenden Amerikaner noch auf den Beinen. Nachdem wir die Pferde im Stall untergebracht und gefüttert hatten, wofür ich heute verantwortlich war, holten wir Menk, der immer noch angeschlagen war, vom Wagen und schiefen wie fast immer in einer Scheune.

Am 9.4. morgens um 5 Uhr. Zunächst ging es wieder ein Stück zurück, um über Duderstadt in Richtung Nordhausen zu fahren. Duderstadt war das malerischste Städtchen, das ich je gesehen hatte. Vor der Stadt stand auf einer Tafel geschrieben: „Hauptstadt des Eichsfeldes“. Es war von Bomben noch fast unversehrt. Die Fenster gingen wie auch im Harz nach außen auf. Da es Lazarettstadt war, sollte es nicht verteidigt werden.

Noch einige Panzer und andere Fahrzeuge fuhren Richtung Osten, wo eine Verteidigungsstellung vor Nordhausen aufgebaut werden sollte. Fünf Tage vorher war in dem kleinen Städtchen Nordhausen, in dem bisher noch kaum eine Bombe gefallen war, an zwei aufeinander folgenden Tagen ein Bombardement niedergegangen, welches die Stadt fast total zerstört hatte. 8800 Menschen starben, da sie völlig unvorbereitet waren.

Durchfahrende Soldaten fragten uns in Duderstadt, wo wir hin wollten. Sie rieten uns eine andere Richtung einzuschlagen, sonst würden wir vielleicht heute schon zwischen die Fronten geraten. Einige Stunden später durchfuhren schon amerikanische Panzer Duderstadt ohne Widerstand zu bekommen. Nach kurzer Beratung beschlossen wir, nach eingehendem Studium unserer Landkarte, zurück nach Mingerode und von dort Richtung Harz zu fahren. Wo wir eigentlich hin wollten und was wir dort sollten, wusste keiner. Wie die Sache enden würde, darüber dachten wir nicht nach.

Ich persönlich war stolz über jeden Kilometer, den wir zurücklegten. Da von meinen Freunden zu Hause noch keiner über den Rhein gekommen war, wollte ich damit angeben. Je weiter wir kamen, desto stolzer wurde ich. Zu diesem Zweck hatte ich mir mein Tagebuch angelegt, in dem ich alles eintrug. Die Orte, in denen wir übernachteten, Datum, Zeiten und Kilometer. Das Tagebuch war das Einzige, was ich in der Gefangenschaft, wenn auch stark rampogniert, rettete. Natürlich habe ich es später in ein anderes Buch übertragen. Ohne diese Daten könnte ich dieses alles nicht schreiben.

Wir Jüngeren, die von der Abenteuerlust befallen waren, nahmen alles viel lockerer als unsere etwas älteren Ausbilder, die alle schon verwundet waren, die meisten verheiratet und schon Kinder hatten. Menk, der öfter sauer war, sagte fast jeden Tag: „Otto, wäre merr doch nore in Montebaur blieb.“ Menk und unser „Chef“ Schmidt hatten auch fast täglich Meinungsverschiedenheiten. Dann betitelte Schmidt Menk: „Menk, Mies, Saftig, Dötsch, alles eine Brut.“ Mies, Saftig und Dötsch waren hohe HJ-Führer in der Obergebietsführung, die Schmidt aus Stahlecker Zeiten ja gut kannte. Weshalb Schmidt, Menk mit den Braunhemden einreihete, weiß ich auch nicht, da ja beide die gleiche politische Einstellung hatten.

In der Luft wurde es sichtlich ungemütlicher, so machten wir nach 25 km und 7 Std. Fahrzeit um 12 Uhr in Scharzfeld, das kurz vor Herzberg lag, halt. In einer großen Jugendherberge, in der schon eine Spezialabteilung der HJ lag, war unser Nachtlager. Am Nachmittag sagte deren Führer zu uns, wir sollten zu etwas Interessantem mitkommen.

In einem in der Nähe des Dorfes gelegenen Steinbruch, wo schon einige versammelt waren, wurde zu uns gesagt: Adolf Hitler hätte alle Hitlerjungen aufgerufen, sie sollten sich an der „**Aktion Werwolf**“ beteiligen. Es sollten Sabotageakte in besetzten Gebieten ausgeführt werden. Er nahm unsere Personalien auf. Wir wurden über den Stand unserer militärischen Ausbildung ausgefragt, dann folgten noch einige Parolen über die Wunderwaffen, ehe dann die Sache für diesen Tag beendet war. Am nächsten Morgen sollten wir zur gleichen Stelle kommen. Ein Spezialausbilder käme, der uns Anleitungen geben wollte, wie wir hinter den feindlichen Linien Benzin und Munitionslager in die Luft sprengen sollten.

Die Aktion Werwolf war eine der letzten Verzweiflungsaktionen unseres Führers. Das diese unselige Aktion für uns und auch viele andere Hitlerjun-

gen noch zu schweren Konsequenzen führen würde, war uns in der damaligen Situation überhaupt nicht klar. Ich werde später darauf zurückkommen.

Als wir ins Dorf zurückkamen, teilten wir unseren Ausbildern mit, zu was wir ausgebildet werden sollten. Deren Entrüstung war groß. Sie sagten zu uns: „Wir werden das nicht zulassen, denn wir fühlen uns für euch verantwortlich.“ So wurde beschlossen, schon am nächsten Morgen vor 5 Uhr heimlich, still und leise abzufahren, was wir dann auch taten.

10.4. um 5 Uhr, Scharzfeld. Wir verlassen den Ort. Nach einigen Kilometern kommen wir durch Bad Lauterberg. Eines unserer Pferde stolperte über etwas, das auf der Straße lag. Es war noch nicht richtig hell. Da unser Pferd nun lahmte, kam Pandur wieder vor den Wagen.

Einige Leute waren schon mit Aufräumarbeiten beschäftigt, sie sagten zu uns: In dieser Seitengasse befindet sich eine Pferdemetzgerei. Für das Pferd bekommt ihr bestimmt noch etwas. So machte ich mich mit meinem Kumpel und dem lahmen Pferd auf den Weg. In der Metzgerei waren sie schon an der Arbeit, da die Amis nicht mehr weit weg waren. Wir erfuhren, was 14 Std. zuvor Schreckliches passiert war. Vor einer Bäckerei stand eine große Menschenmenge, um sich, ehe die Amerikaner kamen, noch gut mit Brot einzudecken. Ein Jagdbomber tauchte plötzlich auf und schoss in die Menge. 37 Menschen fanden den Tod. Für das Pferd bekamen wir einige Tüten voll mit Würstchen.

Am nächsten Tag sollte der Kampf um Bad Lauterberg beginnen, der 3 Tage dauerte. Eine Gebirgsjägerdivision wies den ersten Angriff ab, sodass sich die Amis wieder zurückzogen und die Stadt einen Tag lang mit Artillerie beschossen. Anschließend gab es einen Tag lang Häuserkämpfe, ehe sich die Fallschirmjäger gegen eine große Überzahl zurückzogen. Auf jeder Seite hatte es über 100 Tote gegeben. Allein 80 Zivilisten.

Wegen der gegen Mittag wieder zunehmenden Gefahr aus der Luft, machten wir in Braunlage halt. Vor Braunlage sahen wir schon die Skisprungschanze. Für die 32 km von Schwarzfeld nach Braunlage, wo wir um 14 Uhr ankamen, brauchten wir 9 Std. In Braunlage war ein großes Lazarett eingerichtet und der Ort war deutlich als Lazarettstadt gekennzeichnet. Die Quartiersuche gestaltete sich schwierig, da es in Braunlage keine Scheunen und Vieh gab, außer ein paar Ziegen. So schliefen wir in einem Schuppen, wo die Pferde daneben angebunden wurden.

Es war noch früh am Tag, wir streunten noch etwas im Städtchen umher. Wir kamen auch in die Nähe des Lazaretts. Einige Flieger waren in der Luft. Da das Lazarett auf dem Dach durch ein großes rotes Kreuz kenntlich gemacht war, rechneten wir nicht mit einem Angriff. Doch plötzlich setzte ein Jagdbomber zum Sturzflug an und feuerte auf einige Pferdehufwerke, die auf der Straße neben dem Lazarett fuhren. Da wir nicht weit davon entfernt waren, rannten wir sofort hin und sahen als Erstes wieder ein totes Pferd. Ein anderes war angeschossen und schlug wie wild um sich.

Die aus dem Lazarett stürmenden Sanitäter versorgten einige Verwundete. Einen hatte es besonders schlimm getroffen. Einem verwundeten Leutnant, der im Lazarett lag und auf einem Spaziergang war, hatte eine Salve das ganze Bein zerfetzt. Es war ein schrecklicher Anblick. Bei diesem Ereignis bekam unsere Kriegsbegeisterung einen großen Dämpfer.

Am nächsten Morgen, als die Sonne die Dunkelheit der Nacht verscheucht hatte, reparierten unsere Fachleute für so was die inzwischen etwas ramponierte Rote-Kreuz-Plane wieder. Wir saßen dabei schön geschützt vor allen Eventualitäten am Ufer der Bode, an deren Uferstraße wir den ganzen Harz bis nach Thale durchquerten. Auch am Wagen musste noch gearbeitet werden. Der Wagen wurde mit einer schweren Winde (wir hatten sie uns ausgeliehen) nacheinander an jedem Rad etwas hochgehoben. Die Räder, etwas angezogen, wurden dann mit schwarzer Wagenschmiere geschmiert.

Am 11.4. als wir alles erledigt hatten, zogen wir weiter. Da Hitler den Harz zur Festung erklärt hatte, wurden Truppen aus allen Richtungen herbeigezogen. Auch die aus dem Westen kommenden Kriegsgefangenen überfluteten die Straßen, sodass wir nur langsam vorankamen.

Zwischen Braunlage und Elend, die ja am Westrand des Harzes lagen (außer dieser führte nur eine Straße durch den Harz und zwar im Norden über Bad Harzburg und Wernigerode), waren größere Pioniereinheiten tätig, um alles zur Verteidigung vorzubereiten. An den Hängen der großen Tannenwälder, wo es unten im Tal nur so breit war, dass nur die Straße neben die Bode passte. Auf beiden Seiten sägten sie an den engsten Stellen die großen Tannen so weit ein, dass sie vor den anrückenden Amis nach wenigen Schnitten umstürzen und die Straße versperren sollten. Zusätzlich brachten sie dazwischen überall Sprengladungen an, damit alles wie Kraut und Rüben durcheinanderfliegen sollte und nicht einfach zu beseitigen wäre. Kurz dahinter bauten sie Stellungen für Panzerabwehrkanonen und Erdlöcher für Panzerfaustschützen.

An manchen Stellen standen in den Hängen einige von denen im benachbarten Nordhausen hergestellten Wunderwaffen. Es waren die sogenannten „Püppchen“. Es waren plump aussehende (so ähnlich wie „Katzenköpfe“, die zu Böllerschüssen verwendet werden), mit Sprengstoff gefüllte Geschosse, die elektronisch gelenkt gegen Panzer eingesetzt wurden. Wahrscheinlich sollten sie hier neben die Straße gestellt werden und wenn ein Panzer auf gleicher Höhe wäre, von einem Scharfschützen mit Schüssen aus dem Karabiner zur Explosion gebracht werden (dieses habe ich gerüchteweise erfahren). Ein Püppchen wog schätzungsweise 30 kg.

Einige Kilometer weiter, zwischen Elend und Königshütte, standen einige Dutzend Püppchen unter Bewachung neben der Straße. Um 17 Uhr 30 kamen wir nach 22 km und 6,5 Std Fahrzeit in Rübeland an. In den tiefen Wäldern wurden wir von den Fliegern nicht so sehr behelligt. Nur wegen der Fahrzeuge der Pioniere gab es einige kürzere Aufenthalte.

In Rübeland angekommen meinten wir, in der Stromberger Bahnhofsgegend zu sein. Auf der anderen Seite der Bode lagen die großen Kalkwerke. Hier wurde im Krieg Buna-Gummi hergestellt. Bei Rübeland war das Tal viel breiter als sonst. Das ganze Dorf war grau vom Kalkstaub. Auf der anderen breiten Talseite vor den Bunawerken waren viele Gleise nebeneinander verlegt. Trotz unzähliger Bomben, die darauf abgeworfen wurden, hatten sie noch keinen übergroßen Schaden davongetragen. Da hier viele Flaks stationiert waren und auch ein Flugplatz in der Nähe war, mussten die Bomben aus großer Höhe abgeworfen werden, sodass die Zielgenauigkeit gering war.

Unsere 2 Quartiermacher hatten uns eine Unterkunft besorgt, wo wir wieder in einem Schuppen schlafen sollten und die Pferde außen angebunden wurden. Für sie war außer dem Hafer, den wir immer tauschten, kein Futter vorhanden. So mussten wir in den Steilhängen neben dem Haus einige Säcke voll rupfen. Einige Hühner krochen auch in dem Hang herum. Da wollte sich unser Böhme am nächsten Tag einen Hühnerbraten zubereiten. Er holte von unserem Wagen eine Axt, fing ein Huhn und enthauptete es, steckte es dann in einen der Säcke mit Gras.

Zurück vom Gras rupfen schüttete Menk, der von allem nichts wusste, vor den Pferden die Säcke mit dem Gras aus. Dabei fiel auch das tote Huhn heraus. Zu allem Unglück stand der Mann des Hauses daneben. Als er das Huhn sah, war der Teufel los. Augenblicklich mussten wir seine Gerechtigkeit verlas-

sen. So machten ein Ausbilder und ich uns auf, eine andere Unterkunft zu suchen.

Die Lagerköchin, die böse über uns herzog, durfte deshalb über Nacht bei den Leuten in der Wohnung bleiben, wo sie schon eingezogen war. Sie nervte immer mehr. Sie war angeblich vor dem Krieg in einem BDM-Führerinnen-Lager im Harz gewesen. Sie wollte fast jeden aus der Bode herausragenden Stein kennen. „Da sind wir damals von Stein zu Stein gesprungen.“

Einige hundert Meter weiter sind wir fündig geworden. Bei einem alten Mann, der allein zu Hause war, konnten wir sogar im Haus in einer Stube auf dem Fußboden schlafen. Gleich nebenan konnten wir die Pferde anbinden. Im Gespräch mit ihm war zu erfahren, dass seine Angehörigen sich alle in der Hermannshöhle eingerichtet hätten, wegen der dauernden Angriffe auf die gegenüberliegenden Buna-Werke. In Rübeland befinden sich die zwei größten Tropfsteinhöhlen Deutschlands. Die größte ist die Baumannshöhle. Nicht viel kleiner ist die Hermannshöhle.

Am Abend hielten wir eine Beratung ab, wie wir am besten die Lagerköchin loswürden. Je mehr Menk und Schmidt über Adolf und den Krieg schimpften, umso mehr drohte sie ihnen, Meldung bei der SS zu machen, was sie auch schon versucht hatte. So beschlossen wir, ehe noch etwas Schlimmeres passierte, sie in Rübeland sitzen zu lassen. Einer ging zu ihr ins Quartier, um auszurichten, sie solle um 7 Uhr bei uns sein, da wir dann abführen. Nachdem wir uns in der nur 10 - 15 m von unserem Haus entfernten Bode gewaschen hatten, fuhren wir im Dunkeln schon um 6 Uhr los. Wir ließen die Lagerköchin in ihrem geliebten Harz.

Es war der 12.4. Kurz hinter Rübeland führten einige direkt neben der Straße gelegene Öffnungen in den Berg. Sie waren etwa 2 m hoch und 1m breit. Sie reichten etwa 10 m tief in den Berg. Von der Decke tropfte es leicht und es hingen lange Kalkzapfen herab, die aussahen wie Eiszapfen.

Vor Blankenberg, wo wir erstmals seit Tagen aus dem tiefen Wald herauskamen, lagen einige große Felder vor uns. Sie waren voll mit fast kniehohher Luzerne, was normalerweise für diese Jahreszeit bei uns nicht möglich wäre. Doch wegen des warmen Frühjahres und der hinter dem Wald geschützten Lage war es hier möglich. Als die Pferde das Grünfutter witterten, wurden sie unruhig. Durch den ganzen Harz hatten sie ja außer Hafer kein vernünftiges Futter bekommen. Wir spannten sie aus und ließen sie auf dem Acker neben der Straße weiden.

Kurz darauf kam ein Bahnarbeiter, der zur Arbeit wollte, mit dem Fahrrad vorbei. Er sagte zu uns: „Ich bin ein kleines Bäuerchen und habe nur diesen kleinen Acker hier. Treibt die Pferde auf den nächsten. Dieser große Acker gehört den Herzögen von Braunschweig, die im einige hundert Meter von hier entfernten ‚Schloss Blankenburg‘ residieren. Sie sind nahe Verwandte des englischen Königshauses. Und übrigens, wenn ihr Zivilkleider braucht, damit für euch der Krieg zu Ende ist, werden sie euch welche besorgen. Und die ein oder zwei Tage bis die Amerikaner kommen, haben sie auch ein Versteck für euch. Ihr müsst nur sagen, dass ich euch geschickt habe.“ Doch wir zogen weiter, ohne das Schloss gesehen zu haben, da es versteckt im Walde lag.

Über Blankenburg und Thale (dort war der Harz zu Ende) zogen wir weiter nach Neinstedt, was etwas südlich von Quedlinburg lag. Nach 10-stündiger Fahrzeit und 27 km Fahrstrecke kamen wir um 16 Uhr in Neinstedt an. An diesem Tag war es bei uns in der Luft einigermaßen ruhig, da die Flieger im Harz im Einsatz waren, wo inzwischen schwere Kämpfe tobten. Das größte Hindernis in den letzten Tagen auf den Straßen waren die großen Scharen von Kriegsgefangenen, die immer weiter nach Osten getrieben wurden. Sie hatten trotz der weißen Tücher, die sie schwenkten, durch Jabo-Beschuss schwere Verluste. Nachts schliefen sie mit ihren Bewachern in den Wäldern.

In Neinstedt wollten wir noch etwas einkaufen. Unserer Lagerkasse, in der noch 900 Reichsmark waren, war nicht mehr aufzufinden. Die Kasse hatten wir im Wagen versteckt. Wo unser Versteck war, wusste jeder. Ein Teil von uns, vor allem Menk und Schmidt, hatten die Lagerköchin im Verdacht. Aber die meisten hatten unausgesprochen einen anderen Verdächtigen, unseren immer brummigen Schneider aus Böhmen, Josef Broczek. Seit dem Unfall mit dem Finger war er noch unzugänglicher geworden. Ich persönlich traute ihm auch nicht über den Weg.

Diese Nacht schliefen wir bei Bauer Müller (dessen Adresse ich in meinem Tagebuch stehen habe). Ob in der Scheune oder sonst wo, weiß ich nicht mehr. Nachmittags hielten wir eine Beratung ab, wie es mit unserer Reise weitergehen sollte. Da wir nicht den Russen, die an manchen Stellen mit ihren Spitzen schon die Elbe erreicht hatten, in die Arme laufen wollten, beschlossen wir noch eine Tagesreise zu machen, um uns noch ein Stück vom hart umkämpften Harz zu entfernen. Nach Studium der Landkarte, beschlossen wir in Ballenstedt zu versuchen ein Quartier zu bekommen und die Amerikaner abzuwarten.

Wir fuhren wir um 8 Uhr in Neinstedt los und erreichten über Bad Sunderode, Gernrode und Rieder gegen Mittag Ballenstedt. Unsere 2 Vorfahrer hatten erstens keine geeignete Unterkunft gefunden, und zweitens wurden große Vorbereitungen zur Verteidigung des Städtchens getroffen. Nachdem Mensch und Tier gefuttern hatten, zogen wir weiter über Ermsleben, wo wir auch nichts fanden, nach Welbsleben, wo unsere Abenteuerreise ein Ende fand.

Welbsleben liegt 7 km südlich von Aschersleben, im Mansfelder Gebirgskreis in Sachsen-Anhalt und hatte 600 Einwohner. Schon eines der ersten Häuser fiel uns ins Auge. Es war ein großes, wie in dieser Gegend öfter anzutreffendes Gutshaus. Dahinter befanden sich große Ställe und Scheunen, mit einem kleinen Nebenhaus. In dessen unteren Stock schlugen wir unser Lager auf, nachdem wir die Hausherrin gefragt hatten.

Ihr Mann war Arzt und stammte von einem Rittergut. Er war nach Welbsleben eingeehelicht. Im Moment war er wahrscheinlich bei den Amerikanern in Gefangenschaft. Er war Oberstabsarzt beim Militär und lag selbst mit einer Verwundung in Westdeutschland in einem Lazarett. Sie hatten schon wochenlang nichts mehr von ihm gehört. Er war ein Dr. Dreyer. Sie hatten keine Kinder. Außer der Arztpraxis besaßen sie noch ein großes Gut, was von einem Verwalter, der auch im Krieg war, vorher geleitet wurde. In der Zeit unseres Aufenthaltes bei ihnen hatten sie kein Rindvieh mehr und betrieben nur noch Ackerbau. Ein paar polnische Gefangene taten ihnen die Arbeit.

Die eigentliche Chefin der Landwirtschaft war die über 70-jährige Oma Okuluth, die Mutter der Frau Dreyer. Frau Dreyer war etwa 45 Jahre alt. Freundlichere Leute hätten wir nicht antreffen können. In den 6 Tagen, in denen wir bei ihnen untergekommen waren, kochten sie für uns.

Es war unsere Endstation und während wir auf die Amerikaner warteten, regelten wir unseren Nachlass. Wir überließen ihnen unsere 3 Pferde, darunter Pandur unser Reitpferd, das immer in die Bresche sprang, wenn eines der anderen nicht mehr weiter konnte. Der Abschied von Pandur fiel uns sehr schwer. Die Pferde konnten sie gut für ihren Ackerbau gebrauchen, da sie von den ihrigen auch welche fürs Militär abgeben mussten.

Den robusten Wagen, der bestimmt noch halbvoll von dem Riesenhartkäse, Hammelfleisch und Kunsthonig in Pappdosen war, überließen wir ihnen auch. Die meisten Lebensmittel halfen wir ihnen noch an verschiedenen Stellen zu verstecken. Man wusste ja nie, was noch passieren würde, wenn die

Amerikaner da wären, denn die Wälder lagen voll von aus Ost und West zurückgetriebenen Gefangenen. Vor den Plünderungen hatten sie Angst.

Die Frau Dreyer wollte für uns alle Zivilkleider besorgen. Doch wir 4 Jungen sagten, wir würden an unseren schwarzen Uniformen die Hakenkreuz-Armbinde, Schulterklappen und alle an HJ erinnernde Embleme entfernen, sodass wir wie ganz normale Zivilisten aussehen würden. Doch wir sollten uns schwer getäuscht haben.

Für die anderen fünf lag nun die Zivilkleidung bereit. Da wir nicht noch jetzt vom „Heldenklau“ aufgespürt werden wollten, ließen wir uns nach außen nicht mehr sehen. Der Hof war von dem großen, davor liegenden Haus verdeckt.

Den Wagen hatten wir in der Scheune abgestellt, damit ihn keiner sehen konnte.

In den letzten Tagen war es in der Luft ziemlich ruhig. Die Amerikaner hatten ihr Augenmerk auf den Ruhr- und Harzkessel gerichtet, wo überall schwere Kämpfe tobten. Angeblich wurden in den letzten Tagen, in denen wir in Welbsleben waren, 13 KZ-Häftlinge aus dem Lager Langenstein, die hier durchgetrieben wurden, von der SS erschossen. Sie wurden, nachdem die Amerikaner fort waren, auf dem Friedhof beerdigt und erhielten eine Gedenktafel.

Am 17.4. hörte man die ersten Schüsse von den näher rückenden Amerikanern. Am anderen Ende des Ortes begann auch die Schießerei. In Welbsleben war eine Infanterieeinheit auf Fahrrädern auf der Durchfahrt, als sie von Jeeps, die mit MGs bestückt waren, eingeholt wurden. Einige versteckten sich für kurze Zeit bei uns in der Scheune, ehe sie in den nahen Wald flüchteten. Einen Teil ihrer Waffen und die Fahrräder ließen sie zurück. Als die Amerikaner sie flüchten sahen, schossen sie ihnen nach, der Wald hatte sie aber schon verschluckt.

Nachdem die Amerikaner sich wieder in die Ortsmitte zurückgezogen hatten, sagte die Frau Dreyer zu uns: Werft die Waffen, die die Soldaten zurückgelassen haben, in den etwa 30 m hinter der Scheune entlang fließenden Bach. Wir nahmen noch die seit Biedenkopf im Wagen verstauten MPs, samt Munition, zu den anderen Sachen, um sie im Bach zu versenken.

Kurz vor dem Bach angekommen, tauchten, etwa 150 m oberhalb des Baches, zwei bewaffnete Amerikaner auf. Als sie uns mit den Waffen sahen, rannten sie, als wenn der Teufel hinter ihnen her wäre, ins Dorf zurück. Schnell

warfen wir die Sachen in den Bach und rannten auch zurück in die Scheune, wo uns Frau Dreyer schnell ein Versteck zuwies.

Kaum waren wir darin, als das Knattern der Maschinengewehre losging. Sie hatten die Entfernung von ihnen zu uns nicht richtig eingeschätzt, und da auch bei uns ein Arztschild am Haus angebracht war, ballerten sie zwischen unserem und dem Nachbarhaus, wo dazwischen ein breiter Garten mit einem hohen Zaun lag, hindurch. Um freie Sicht nach dem Bach zu bekommen, zerschossen sie zuerst den Gartenzaun kurz und klein. Dann durchsiebten sie in mehreren Salven das Gartenhäuschen, das zum Nachbargrundstück gehörte, das vor dem Bach stand, und in dem sie uns vermuteten.

Kurz darauf zogen sie sich wieder zurück. Denn wo sie vorher nicht durch Flieger oder Panzer alles bearbeitet hatten, trauten sie sich nicht hin. Beides hatten sie nicht zur Verfügung, da es sich wahrscheinlich um einen Spähtrupp handelte.

Die Amerikaner hatten sich wieder aus dem Dorf zurückgezogen. Wir machten uns dann auch auf ins Dorf, um uns Fahrräder von den geflüchteten Soldaten zu besorgen, die wir für die Rückfahrt in unsere Heimat brauchten. Auch die gefangenen Polen, deren Bewacher abgehauen waren, hatten sich schon welche besorgt. Wir stellten sie bei uns in der Scheune unter.

In dieser Nacht war im Dorf allerhand passiert. Die nun freien Polen plünderten und erschlugen im Dorf den Gastwirt, weil sie keinen Alkohol mehr bekamen. Wahrscheinlich hatte er keinen mehr.

Am nächsten Tag kamen die Amerikaner wieder zurück und besetzten das Dorf. In der kommenden Nacht wurde für uns die Lage immer bedrohlicher. Zu den Polen, die im Ort waren, kamen noch Scharen aus den Wäldern hinzu. Sie plünderten die Keller aus nach alkoholischen Getränken. Bis nach Mitternacht feierten sie ihre Freiheit. Die im Dorf Streife gehenden Amerikaner, die auch nicht arg gut auf die Polen zu sprechen waren, ließen sie aber gewähren.

Gegen Mitternacht versuchten einige bei uns ins Nebengebäude einzudringen. Zuerst leuchteten sie mit der Taschenlampe durchs Fenster. Dann versuchten sie mit Gewalt die Tür zu öffnen. Da wir schon so was geahnt hatten, verbarrikierten wir die Tür von innen. Menk stand mit der entschärften Pistole hinter der Tür. In ihrem betrunkenen Zustand konnten sie aber nichts ausrichten und zogen nach einer Weile wieder ab.

Es wurde ruhiger im Ort, weil die Polen ihren Rausch ausschließen. Wir gingen zu Frau Dreyer, die auch die ganze Nacht kein Auge zugetan und

alles mitbekommen hatte, um sie in unseren Plan einzuweihen. Um 5 Uhr, wenn die Sperrstunde beendet ist, wollten wir uns aufmachen in Richtung Heimat, da es für uns durch die Polen immer gefährlicher wurde. Schon am Vortag war ein Etappenplan für unsere Heimreise gemacht worden. 12 Etappen waren bis zur Heimat jedes Einzelnen vorgesehen. Je zwei aus einer Gegend sollten zusammen fahren.

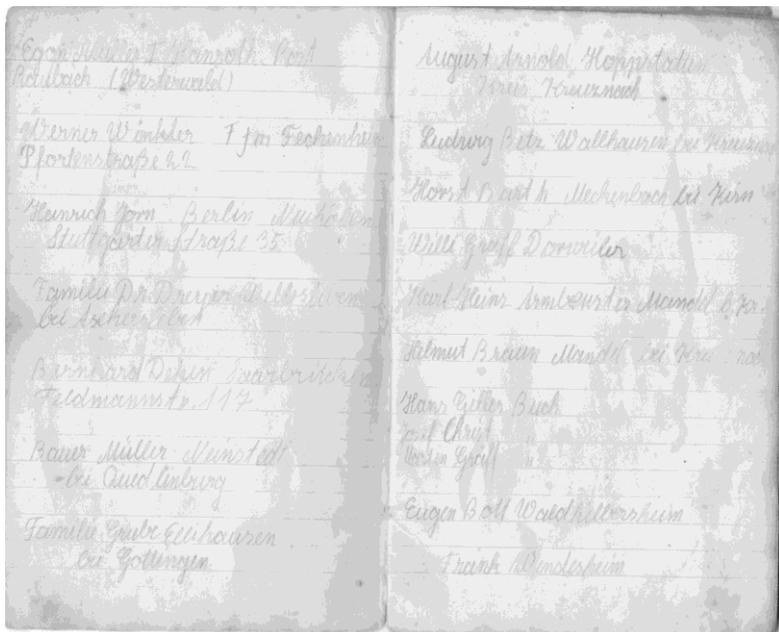


Abbildung 36: weitere 2 Seiten aus meinem Tagebuch

Frau Dreyer machte uns noch jede Menge Brote, die wir in unseren Einheitsköfferchen verstauten. Nachdem wir gut gefrühstückt hatten und uns von der alten Frau Okuluth (die auch bei den Vorbereitungen mitgeholfen hatte) und der Frau Dreyer, die wie eine Mutter für uns war und auch Tränen in den Augen hatte, verabschiedet hatten, fuhren wir los. Broczek wollte noch ein paar Tage in Welsleben bleiben, bis er in Richtung Königgrätz ziehen würde.

Doch nun machten wir den folgenschwersten Fehler, den wir machen konnten. Da uns noch zwei Räder fehlten, nahmen wir die von den noch ihren

Rausch ausschlafenden Polen. Um 6 Uhr ungefähr fuhren die ersten 2 los. Da ja größere Gruppenbildungen verboten waren, fuhren wir im Abstand von etwa 3-4 Minuten los. Jeder hatte einen Etappenplan. Jede Gruppe bestand aus 2-3 Mann. Menk und ich fuhren als letzte los. Menk hatte seine Pistole unter dem Sattel festgeschnallt.

Bei dem Posten, der am Ortsrand von Welbsleben stand, kamen wir problemlos vorbei. Nach 2 km etwa hielten schon die ersten. Sie hatten einen Plattfuß. In den Satteltaschen der Wehrmachtswägen befand sich Flickzeug, so war der Schaden schnell behoben. Getrennt fuhren wir weiter.

Nach etwa 2 weiteren Kilometern hörten wir hinter uns Jeeps kommen, die vor uns stoppten. Ach, oh Schreck! In dem ersten saß einer der Polen, die bei Dreyers arbeiteten. Da wussten wir, was die Stunde geschlagen hatte. Nach und nach sammelten wir unsere Kumpels auf. Unser Gepäck konnten wir mitnehmen. Als unsere 9 Mann vollzählig waren, wurden wir in 2 Jeeps, in denen vorne 2 schwer bewaffnete Soldaten saßen, verladen. Da die 4 Jeeps voll waren, mussten wir 4 von der HJ vorne auf die Kotflügel. Unsere Fahrt ging ins etwa 10 km entfernte Auffanglager Wippra.

Die Kriegsgefangenschaft 1945!

Das Auffanglager Wippra befand sich direkt neben dem Dorf auf einer Wiese. Es kamen laufend GMC (General Motors Car) mit Gefangenen, vor allem aus dem Harz-Kessel, der kurz vor der Kapitulation stand. Darunter waren auch viele Verwundete, da die Lazarette überfüllt waren.

Wir wurden auf dem Hof einer großen Schule abgeladen. Dort mussten wir mit weiteren, etwa 50 Neuankömmlingen, in Dreierreihen antreten. Die erste Reihe musste 5 m vortreten, die zweite Reihe 2 m, die dritte blieb stehen. Anschließend wurden wir gründlich gefilzt. Mit dem Rücken standen wir zur Wand, vor uns war ein provisorischer Drahtzaun errichtet. Auf der anderen Seite standen die Aasgeier, die auf Beute warteten, etwa 20 Polen oder Russen. Man befahl uns den Oberkörper frei zu machen und die Schuhe auszuziehen. Auch die Hosentaschen mussten wir wenden und unser Kriegs-Einheitsköfferchen vor uns ausbreiten.

An meinem Koppel hatte ich einen Talisman befestigt, so wie es damals üblich war. Es war eine MP Patrone, aus der ich das Pulver entfernt hatte. Ich hatte vergessen sie vorher abzunehmen. Ich riss sie ab und ließ sie innen an meinem Hosenbein herabgleiten, wo sie zu Boden fiel und ich sie mit den Füßen verscharrete. Taschenmesser, Dosenöffner, Essbesteck und einen unbenutzten, fein verpackten Rasierapparat, den einer in der Jugendherberge Scharzfeld in einer Schublade zurückgelassen hatte, nahmen sie mir ab.

Alle diese Sachen warfen sie über den Zaun, wie auch sonstige Sachen aus Metall von den anderen, in die Meute der sich balgenden Polen und Russen. Die Bilder im Großformat (die man im Geschäft kaufen konnte) von der berühmtesten Frau des Krieges, Testpilotin Hanna Reitsch und des bekanntesten deutschen Jagdfliegers Werner Mölders (der im Frankreichfeldzug im Feldflughafen Kirchberg stationiert war), die sich in meiner Brieftasche befanden, nahmen sie mir ebenfalls ab. Diese steckten sie in die eigenen Taschen. Eine geräucherte Bratwurst, die ich noch von zu Hause in meinem Köfferchen mit rumschleppte und die Zigarren aus Seulingen rührten sie nicht an.

Nachdem wir die uns verbliebenen Sachen wieder eingepackt hatten, kamen wir in ein größeres Camp. Schon um die Mittagszeit wurde ein Transport zusammengestellt, um uns ins nächste Gefangenenlager zu verfrachten. Vor dem Abtransport bekamen wir noch eine Kleinigkeit zum Essen. Auch konnten wir uns noch mal satt trinken. Nun fuhren etwa 12 - 15 GMC vor, 4 oder 5 von ihnen hatten kleine Hänger dran.

Wir wurden genau abgezählt, während wir hinaufkletterten, um bei der Ankunft im nächsten Lager feststellen zu können, wie viele unterwegs geflüchtet wären. Jeder GMC wurde mit genau 40 Mann, jeder Hänger mit 10 Mann beladen. Wir 9 Kumpels hatten uns dicht zusammengehalten und kamen auf einem LKW unter. Auf beiden Seiten der Ladefläche befand sich eine Bank, wo etwa 7 Mann drauf passten. Der Rest stand, eng wie die Heringe in der Dose, dazwischen. Die Fahrer waren fast alle dunkelhäutig. Neben ihnen saß ein Beifahrer mit einer Maschinenpistole in der Hand, der uns im Auge hatte.

Vor der Abfahrt wurde uns gesagt, dass vor jeder scharfen Kurve, diejenigen, die vorne standen, „rechts oder links“ rufen sollten, damit wir mit unseren Körpern, soweit es die Enge erlaubte, mit in die Kurve gehen konnten. Am Vortag war nämlich ein vollbesetzter GMC in einer Kurve umgestürzt, es gab eine Menge Verletzter. Auf den Bänken an den Seiten hatten auch einige Verwundete, die noch an Stöcken gingen oder sonstige Verbände trugen, Platz genommen.

Schon nach wenigen Kilometern hatte keiner mehr eine Mütze auf dem Kopf. Die Luft hatte sie fortgeweht. Die Hände bekamen wir infolge der großen Enge nicht hoch, um sie festzuhalten. Auch Schmidts „berühmte“ blaue Mütze, die er vor niemandem abzog, musste dran glauben.

Als wir durch das fast total zerstörte Nordhausen fuhren, nutzte unser Obergefreiter Heinz Weingarten in einem günstigen Moment die Gelegenheit zur Flucht. Er stand ganz hinten auf dem GMC. Als der hinter uns fahrende noch nicht zu sehen war und wir langsam in eine enge Kurve fuhren, sprang er nach hinten ab und war Sekunden später hinter den Trümmern der kaputten Häuser verschwunden, ehe unser Bewacher einen Schuss abgeben konnte. Er war der einzige aus unserer Kolonne, dem die Flucht gelang. Nach dem Krieg schrieb er mir, er hätte noch einige Wochen bei einem Bauern in der Nähe von Nordhausen gearbeitet, ehe er sich auf nach dem Westerwald machte, wo er unbehelligt ankam.



Abbildung 37: Gefangenentransport mit GMC

Auf der Fahrt durch Nordhausen musste ich an die Priemchen von Humes Onkel denken. Denn dort befand sich die Griem und Triepel Kautabak-Fabrik. Nach einer Weile bogen unsere LKW von der Hauptstraße ab und machten mit uns eine Rundfahrt durch ein Barackenlager, das voller Ausländer war. Da wir bestimmt nicht die ersten waren, die dort vorgeführt wurden, hatten sie Haufen von Steinen vorbereitet, die vorwiegend Frauen auf uns warfen. Ob es

ein KZ-Lager oder sonst ein Ausländerlager war, wusste ich nicht. Von Konzentrationslagern hatten wir damals auch noch nichts gehört. Außer ein paar blauen Flecken, die manche hatten und ein paar blutige Schrammen im Gesicht, war sonst nichts Schlimmes passiert. Sie standen in Gruppen im ganzen Lager verteilt, das wir kreuz und quer durchfuhren.

Gegen Ende unserer Fahrt kamen wir durch das fast total zerstörte Kassel. In den Straßen, die wir durchfuhren, stand fast kein Stein mehr auf dem anderen. Langsam brach die Dunkelheit herein, als wir nach rasender Fahrt unserer schwarzen amerikanischen Soldaten in Welda ankamen. Gerüchteweise wurde erzählt, sie seien alkoholisiert gewesen.

Was nun kam, sollten die 6 schlimmsten Tage meines Lebens werden. Die Hölle hätte nicht schlimmer sein können. Ein Haufen Schläger mit Stöcken (die sie seitlich am Koppel festgeschnallt hatten) erwarteten uns. Wir mussten nacheinander hinten vom LKW springen, um gezählt zu werden. Jeder bekam beim Zählen einen Schlag über den Rücken. Wer beim Abspringen hinfiel, bekam zusätzlich noch Fußtritte. Auf unserer Ladefläche befanden sich 2 oder 3 Verwundete mit Stöcken. Da bei ihnen der Abstieg nicht so schnell ging, wurden ihnen die Stöcke abgenommen und sie wurden mit ihren eigenen Stöcken geschlagen.

Doch oh weh, wir hatten nur 39 Mann auf unserem Auto, da Heinz Weingarten ja in Nordhausen abgesprungen war. Scheinbar war es unseren Begleitern nicht aufgefallen. Einer der Amis, der einigermaßen deutsch konnte, wollte von uns wissen, wo der Mann geblieben wäre. Doch wir stellten uns dumm und keiner verriet etwas. Daraufhin wurden wir zum zweiten Mal gezählt, die dazugehörenden Schläge fielen noch kräftiger aus als beim ersten Zählen. Die Stöcke, die sie den Verwundeten abgenommen hatten, gingen dabei alle zu Bruch, da sie nicht zum Schlagen gemacht waren. Man drohte uns sogar, einige von uns als Geiseln zu erschießen, wenn wir bis zum nächsten Tag nicht gemeldet hätten, wo der Mann verblieben wäre.

Die Besatzung unseres LKW kam diese Nacht in ein kleines Camp, wo wir getrennt von den anderen waren.

Das gesamte Lager bestand aus etwa 12 - 14 Camps. Die untere Hälfte davon endete mit ihrer Breitseite direkt an einem Weg, der an der Bahnstrecke vorbeiführte. An der oberen Breitseite ging die Hauptlagerstraße durch. Oberhalb davon befanden sich die etwa 7 anderen Camps. Das Lager befand sich in einem nach zwei Seiten leicht fallenden Gelände. Ein Camp war etwa 250 x 60 m groß und war mit etwa 5000 Mann belegt. Auf beiden Seiten der Lagerstraße war eines leer, weil man beim Empfang der Verpflegung von einem Camp ins andere getrieben wurde.

Die Toiletten befanden sich in jedem Camp an der unteren Querseite (bis auf eine Ausnahme, auf die ich noch zurückkomme). Sie bestanden aus einem etwa 10 - 15 m langen und etwa 1 m breiten Graben, an dessen Vorderseite eine Stange in etwa 80 cm Höhe angebracht war, worauf man sich setzen konnte. Da sie durch den Regen fast immer überliefen, waren außerhalb des Camps Gräben angelegt, wo die stinkende Brühe ablaufen konnte und nicht die Lagerstraßen überflutete.

Welda lag in Ostwestfalen im Kreis Warburg, nahe der Grenze zu Hessen. Das Lager bestand erst seit 3 Tagen und war noch provisorisch mit Stacheldraht umzäunt. Es gab keine Wachtürme, wie sie in unseren späteren Lagern vorhanden waren. Stattdessen hielt alle 100 - 150 Meter ein GMC mit drehbaren Scheinwerfern und einem MG-Schützen.

Durch diese nicht 100-prozentige Sicherheitsmaßnahme war die Versuchung zu flüchten groß. Manche kamen durch, doch die meisten wurden von MG-Salven niedergemäht. Viele ereilte schon beim Durchkriechen des Stacheldrahtzaunes ihr Schicksal. Ich persönlich glaube, es war gewollt so, dass durch die schlechte Sicherung die Menschen in Versuchung geführt wurden. So konnten sie wie Hasen auf der Flucht abgeknallt werden, was ihnen offensichtlich großen Spaß bereitete.

Jeden Tag prahlten sie im Lagerlautsprecher, wie viele unserer „unvernünftigen“ Kameraden sie in der vergangenen Nacht getötet hätten. Am nächsten Morgen sammelten sie sie ein und warfen sie wie Vieh auf die Ladefläche der GMC. Es dauerte keine 10 Minuten, wo nicht irgendwo im Lager ein

MG ratterte. Auch hörte man vereinzelt Schreie Verwundeter, die meist bis zum Morgen warten mussten, bis sie gesammelt wurden.

Nachdem wir kurz noch einmal einzeln nach dem fehlenden Mann befragt wurden, begann für uns die erste Nacht in Gefangenschaft. Es wurde einen lange, nie enden wollende Nacht. Zum einen, die bange Frage, ob sie ihre Drohung mit der Geislerschießung wahr machen würden. Zum anderen die gnadenlose Kälte, die in den 6 Nächten in Welda herrschte. Schon vor Mitternacht war der Boden knochenhart gefroren. An Hinlegen war nicht zu denken, wollten wir nicht erfrieren. Wir 39 Mann stellten uns auf einen Klumpen und hielten uns warm.

Einer musste wohl bei dem letzten Verhör zugegeben haben, dass Weingarten schon in Nordhausen abgesprungen wäre, denn am nächsten Tag wurden wir damit nicht mehr behelligt.

Am 20.4. mussten wir wieder antreten und wurden sortiert. Wir mussten den Oberkörper frei machen und unsere Arme wurden nach einer SS-Tätowierung untersucht. Alle unsere Ausweise wurden uns abgenommen. Den K.Ü.-Leiterschein hatte ich Gott sei Dank schon vorher vernichtet. Lothar, Egon, Berndt und ich wurden abgeondert und sahen zum letzten Mal unsere Kameraden Menk, Reinhard, Nuß und Schmidt. Wir wurden brutal von ihnen fortgetrieben, sodass wir uns noch nicht von ihnen verabschieden konnten.

An diesem Tag wurde Adolf Hitler 56 Jahre alt. Den ganzen Tag wurde er am Lagerlautsprecher verhöhnt und uns wurde gedroht, weil wir an seinen Verbrechen mit beteiligt gewesen seien, müssten wir mit einer Bestrafung rechnen. Wir drei 15-Jährigen und der 14-jährige Egon, die wir von den anderen abgeondert wurden, dachten, wir würden frei gelassen, doch wir hatten uns wiederum gewaltig getäuscht.

Stattdessen kamen wir in ein Camp, wo sich nur „Politische“ befanden. Es waren Ortsgruppenleiter, Kreisleiter und hohe Parteifunktionäre. Die hatten sie alle in ihren Heimatorten verhaftet und nach Welda gebracht. Auch alle Angehörigen der Waffen-SS waren in diesem Camp. Uns wurde gesagt, dass wir im Verdacht stehen würden, zu den von Hitler ernannten „Werwölfen“ zu gehören. Und da wir ja wüssten, was mit den Partisanen geschehe, könnten wir

froh sein, dass wir noch lebten. In dem über 1000 Seiten dicken Wälzer „Chronik des 20. Jahrhunderts“ steht folgendes über die Werwölfe geschrieben:

25.3. Sabotage durch Werwolf

Eine fanatische Gruppe von Anhängern der Hitlerjugend erschießt den von Amerikanern eingesetzten Aachener Bürgermeister Karl Oppenhoff. Mit diesem gelungenen Mordanschlag will eine deutsche Untergrundorganisation, der Werwolf, ihre Existenz nachweisen, die sich gegen jede Zusammenarbeit zwischen Deutschen und Kriegsgegnern wendet. Die Werwölfe planen auch in den besetzten Gebieten Sabotageakte gegen die Alliierten. Zu wirklicher Bedeutung gelangt diese Gruppierung nicht, aber die Alliierten werden dadurch zu rücksichtslosem Vorgehen gegen alle jene, auch Jugendliche, veranlasst, die im Verdacht stehen, Werwölfe zu sein.

Da dies alles in der amerikanischen Armee bekannt war und Hitler sich brüstete, dass sich über 70% der Jahrgänge 28/29 freiwillig zum Frontdienst gemeldet hätten, wurde ihr Hass auf die HJ geschürt. Zudem erklärten die Amerikaner jeden, der ohne Militäruniform und mit einer Waffe in der Hand erwischt würde, zu Partisanen. Dazu passt, was in dem Buch „Zeitzeugen. Der Harz im April 1945“ steht:

16.4.45 Harkerode /Sylva: *Die HJ Kampfgruppe Ostharz, hatte sich am 15. April zur Verteidigung der Orte eingerichtet. Die Jungen wurden von einem amerikanischen Spähtrupp auf die Linie Ulzigerode-Alterode geworfen. Hierzu aus dem Buch „Krieg in der Heimat“ von Ulrich Soft: Hierbei gerieten 16 Hitlerjungen in amerikanische Gefangenschaft, sie wurden in einen Steinbruch getrieben und dort erschossen.*

17.4. Ulzigerode: *Die durch Pioniere und Fallschirmjäger verstärkte HJ Kampfgruppe wollte Ulzigerode nicht räumen. Es kam zu einem erbitterten Gefecht, bei dem viele deutsche Soldaten starben. Angesichts dieser Verluste, zogen sich die Einheiten nach Westen zurück. Sieben abgeschossene Panzer standen vor und in Ulzigerode. Die Verluste der HJ Kampfgruppe betragen bis hierher 50 Gefallenen und 150 Verwundete.*

19.4. Treseburg: *Der amerikanische Bataillonsgefechtsstand im Hotel Bode, wird von einer deutschen Einheit mit einem MG beschossen. Die Ameri-*

kaner wollen daraufhin jeden zweiten männlichen Einwohner erschießen, nehmen jedoch 9 Hitlerjungen als Geiseln. Die Hitlerjungen wurden noch am selben Tag durch Genickschuss getötet. Der Treseburger Bürger Werner Meister schrieb dazu: „Am 19. April 1945 wurde ich aus der Küche des „Deutschen Hauses“ vom Gemeindediener Karl Hermann, in Begleitung eines amerikanischen Soldaten geholt, um die erschossenen bzw. bei Kampfhandlungen gefallenen deutschen Soldaten zu beerdigen. Oberhalb des Albrechtsweges, in der Kurve lagen die tags zuvor, durch Genickschuss getöteten neun Hitlerjungen. Ein Bild des Grauens. Nachdem wir ihnen die Ausweise abgenommen hatten, wurden sie in dreieckige Zeltplanen gewickelt, auf einen zweirädrigen Karren, zu dem inzwischen ausgehobenen Massengrab gefahren. Mit in das Massengrab kamen noch 5 bei den Kampfhandlungen gefallene Soldaten. Angeblich soll der Amerikaner die Papiere der Hitlerjungen ins Herdfeuer geworfen haben. Die Identität dieser Jungen hat man dadurch nie ermitteln können. Ich kann mich nur schwach erinnern, dass sie aus dem Raum Paderborn kamen.“

Am 14. April fuhr ein PKW durch Osterwick in dem eine Gruppe bewaffneter Polen in US Uniform saßen. Diese hatten Armbinden mit der Aufschrift „Polish Army“. Vor dem PKW liefen ca. 17 verwundete deutsche Soldaten. Im Sommer fand eine Pilzsucherin ihre flüchtig verscharren Leichen im Wald. Sechs Hitlerjungen mussten sie begraben. Es waren verwundete, deren Verbände abgerissen waren. Sie hatten Genick-, Stirn- und Herzschüsse.

Diese in dem Buch geschilderten Begebenheiten trugen sich alle in unmittelbarer Nähe von Welbsleben zu und zwar in den Tagen, an denen wir dort waren. Hätten wir nur geahnt, wie verhasst die schwarzen HJ-Uniformen waren, hätten wir uns in Welbsleben Zivilkleider besorgt. Doch da wir damals noch nichts von dem Hass gegen die HJ wussten und wir mit 15 Jahren noch ein jugendliches Aussehen hatten (meine Frau sagt immer: „Ihr wart ja noch Kinder“), dachten wir, wir kämen ungeschoren bis nach Hause durch. Hinterher ist man immer schlauer.

Alle Camps des Lagers waren voll belegt. Unser „Strafcamp“, das seitlich von den anderen lag, war viel kleiner und nur mit 600 - 700 Mann belegt. Im Gegensatz zu den Insassen der anderen Camps, die täglich beim Verpflegungsempfang in ein anderes getrieben wurden, blieben wir im selben Camp. Vor der Verpflegungsausgabe wurden wir nach oben getrieben.

Zwischen der oberen und der unteren Hälfte wurde ein Band vor der Verpflegungsausgabe gespannt. Durch einen schmalen Durchgang mussten wir durch, jeder bekam dabei einen kräftigen Stockschlag über den Rücken, so wurden wir jeden Tag gezählt. Die kleinen verpackten Essensrationen wurden uns zugeworfen. Dies alles musste im Laufschrift geschehen. Wehe, wenn einer sie nicht fangen konnte und sich danach bückte, hatte er schon einen Tritt im Hintern, dass er mit dem Gesicht in den stinkenden Matsch fiel. Dieser war dadurch entstanden, dass, im Gegensatz zu den anderen Camps, sich die Latrinen am oberen Ende derselben befanden. So lief die Brühe aus den überlaufenden Gräben mitten durch unser Camp. Seitlich direkt neben unserem Camp war ein Zelt aufgebaut, in dem die berüchtigten Verhöre stattfanden.

Die Leitung und die für die Schikanen in unserem Politischen Strafcamp zuständigen waren ausschließlich Offiziere jüdischen Glaubens, die vor Hitler nach Amerika geflüchtet waren. Da sie der deutschen Sprache mächtig waren und auch den nötigen Hass auf alles Deutsche hatten, wurden sie in eine amerikanische Offiziersuniform gesteckt, obwohl sie nicht einen Tag Militärdienst geleistet hatten. Sie kehrten nach Deutschland zurück und wurden von den Amerikanern als Dolmetscher und als Erfinder aller Schikanen eingesetzt. Sie hätten Angehörige im Konzentrationslager verloren, erwähnten sie später bei den Verhören. Bei uns in Welda waren sie nur in unserem „politischen Camp“ eingesetzt.

In einem Zelt wurden wir jeden Tag von ihnen verhört. Für die zu gleicher Zeit stattfindenden Verhöre war das Zelt in mehrere Abteilungen unterteilt. Von uns aus der HJ wollten sie wissen, an welchen Kampfhandlungen wir teilgenommen hätten. Doch am meisten ging es um die Frage, ob wir Verbindungen zum „Werwolf“ gehabt hätten und wir Anleitung zur Ausführung von Sabotageakten in den besetzten Gebieten hätten. Wir vier hatten vorher ausgemacht, was wir antworten, und dass wir nichts zugeben würden. Man hatte uns ja schon verschiedene Male angedroht, uns als Partisanen zu behandeln.

Die Vernehmungen, zu denen wir namentlich durch den Lagerlautsprecher aufgerufen wurden, dauerten nur stark 5 Minuten. Sie begannen meist ganz ruhig und endeten mit einem lauten Gebrüll. Dazu gehörten die obligatorischen Stockschläge. Das Gebrüll der Verhörer und das Klatschen der

Stockschläge (an manchen Stöcken befanden sich Lederriemen) hörte man aus den Nachbarbuchten. Mein Freund Berndt Dehen aus Trier erwähnte bei einem Verhör das Wort „Terrorangriff“ (wie es damals in jedem Wehrmachtsbericht bei einem feindlichen Luftangriff vorkam). Daraufhin wurde er fürchterlich verdroschen. Mit einer blutenden Nase kam er zu uns zurück.

Nach dem Krieg, etwa 1946, in der schlechten Zeit, wo es in den Städten wenig zu essen gab, kamen viele auf die Dörfer, um bei dem Bauern zu arbeiten. So war auch an Häusjes einer aus dem Saarland. Er war einige Jahre älter als ich. Er war auch in Welda in Gefangenschaft. Schon am ersten Tag unternahm er mit einem Kumpel einen Fluchtversuch. Das Lager war erst 1 oder 2 Tage eingerichtet und die Wachposten waren noch nicht so zahlreich. Sie warteten einen günstigen Zeitpunkt ab, um durch den Zaun zu kriechen. Der Scheinwerfer leuchtete in gewissen Abständen nach allen Seiten das Gelände ab. Problemlos kamen sie durch den Zaun und waren auch schon ein gutes Stück entfernt, als sie der Scheinwerfer erfasste und sie mit dem MG beschossen wurden. Ihm gelang es unverletzt zu entkommen, doch sein Kumpel wurde getroffen. Ob verwundet oder tot, wusste er nicht.

Wie schlimm es schon in dem „normalen Lager“ zuging, hat mein Sohn Armin aus dem Internet abgedruckt (ich habe davon keine Ahnung):

Neue Westfälische 28.04.2005:

Der Strom der Totenträger riss nicht ab. Eingepfercht im Lager Welda: 80.000 deutsche Soldaten warten auf den Weitertransport.

Von Dieter Scholz.

Welda. 17 Tage nur hatte das Kriegsgefangenenlager auf dem Feld hinter dem ehemaligen Weldaer Bahnhof Bestand. 17 lange Tage zwischen dem 17. April und 3. Mai 1945. Unbeschreibliche Zustände, Hunger, Hoffen und Bangen, der nackte Kampf ums Überleben, zwischen knietiefem Schlamm und

den knatternden Maschinengewehrsalven amerikanischer Militärs. Für geschätzt 80.000 deutsche Soldaten.

*Ein in Kriegsgefangenschaft geratener Offizier der Wehrmacht, der damals das Lager am Hoppenberg überlebt hat, übermittelte dem ehemaligen Ortsheimatpfleger Bruno Hake folgende Zeilen aus seinem Tagebuch: „Es mag vielleicht in der Nacht zum 22. April gewesen sein, als wir nach Welda weitertransportiert wurden. Hier begann die eigentliche Leidenszeit auf freiem Felde. Es regnete tagelang in Strömen, wir bekamen pro Tag nur einmal kalte Verpflegung (mengenmäßig so viel wie für eine Katze). Wir hatten kein Dach über dem Kopf und verbrachten die Nächte herumgehend, an einem Feuer kochend, oder stumpfsinnig im Schlamm stehend. Wir wurden mit Knüppeln geschlagen. Ich sah, wie vorher gesund gewesene Kameraden dem Wahnsinn verfielen, an hellen Tagen versuchten den Zaun zu überklettern und schließlich erschossen im Zaun hängen blieben. **Die SS wurde aussortiert und für normale Begriffe entsetzlich gemartert.** Wir begannen fürchterlich zu hungern und zu verdrecken, mit unserem Leben abzuschließen. Ich verbrachte 5 oder 6 Nächte ohne jeglichen Schlaf, weil ich es nicht wagte, mich bei der herrschenden Kälte und Nässe auf den Boden zu legen. Wir wurden vernommen, gesiebt und aussortiert, waren als Offiziere schließlich unter uns. Ich kann nicht sagen, wie viele Soldaten in jenem Lager gestorben sind, aber der Strom der Träger, die die Ohnmächtigen oder Toten durch die mittlere Lagerstraße trugen, riss nicht ab.“*

Erschütternde Zeilen, die an das Auffanglager der Amerikaner für deutsche Soldaten in den letzten Kriegstagen des Jahres 1945 in Welda erinnern. Täglich kamen und gingen Gefangene ab. Amerikanische Soldaten quartierten sich in Welda ein. In den „Weldaer Heimatblättern“, Ausgabe April 1998, hat Bruno Hake Briefe, die ihn im Laufe der Jahre erreicht haben, unkommentiert veröffentlicht. „Die Zeilen sprechen für sich“, sagt der Weldaer. Übereinstimmend berichten die ehemaligen Lagerinsassen von den unsäglichen Leiden in dem Lagergeviert aus einfachem Stacheldraht ohne Zelte oder Hütten.

Ein Soldat, der seinen späteren Wohnsitz in der DDR hatte, berichtete unter der Überschrift. „Ich habe die Hölle gesehen“, aus seinen Erinnerungen: Als wir in der Abenddämmerung von einer Knüppelgarde vom LKW gedroschen wurden, erkannte ich am Hang zwei Reihen rechteckiger mit Stacheldraht abgeteilter Camps. An einem Gebäude, in unmittelbarer Nähe von Gleisen, konnte ich noch gerade das Stationsschild erkennen. Welda war da zu lesen. In eines

der etwa 10 Camps wurden wir wie eine Viehherde getrieben. Da standen wir nun, auf einem knöcheltief aufgeweichten Acker. Es regnete ununterbrochen, die hereinbrechende Nacht wurde sehr kalt. Scheinwerfer von Militärlastwagen erhellten den Lagerzaun. Die an diesem Tage angekommenen Gefangenen wurden in einem plärrenden, in polnisch akzentuiertem Deutsch begrüßt. Wir sollten über Nacht nachdenken, wer unter der Achselhöhle ein Nümmerchen tätowiert hatte. Für sie hatte man eine besondere Begrüßung vorbereitet. Sie sollten sich am nächsten Morgen am Campstor freiwillig melden. Wer seine Zugehörigkeit zur Waffen-SS verheimliche, erfahre eine Sonderbehandlung. Um es vorwegzunehmen, die Ergebnisse dieser Sonderbehandlung konnten wir am folgenden Tag hören.“ Die Fahnder kamen auch in die Camps und suchten sich ihre Opfer.

[Anmerkung zum Bericht des Wehrmachtsoffiziers: Die Offiziere hatten viele Privilegien und wurden besser behandelt als die anderen Soldaten, nicht zu vergleichen mit den Zuständen in unserem Camp.]

Zurück zur ersten Nacht in Welda. In den Nachbarcamps erkannten wir inmitten gebildeter Kreise, kleine Flämmchen. Gespenstisch hoben sich die Gestalten vom Nachthimmel ab. Wie man zu einer solchen kleinen Wärmequelle kommen konnte, war uns schleierhaft, aber zusammenstellen war auch schon angenehm. Eine Maschinengewehrsalve peitschte durch die Nacht, Dann die Aufforderung durch den Lautsprecher, alle Feuer zu löschen. Diese Maschinengewehrsalve ersetzte lediglich einen Gong. Nach einigen Minuten durchpeitschten einzelne Schüsse die Luft. Was geschehen war, konnten wir nur ahnen. Am nächsten Tag, nach dem Verpflegungsaustrieb, blieb an der Stelle des nächtlichen Geschehens, etwas menschenähnliches, mit dem Gesicht im Schlamm liegend, zurück. Nach diesem Vorfall, legten wir stumm unsere Stirnen zusammen, wer einen Mantel hatte, zog ihn nach oben über den Kopf. Die Nässe und Kälte kroch Zentimeter um Zentimeter im Körper nach oben, die Füße spürte ich schon lange nicht mehr. Sie hatten sich im Schlamm versenkt. Es war auch schwierig, sich im Morgengrauen aus dieser Stellung zu befreien, die Schuhe hatten sich festgesaugt. Unser kleines Häuflein blieb zusammen. Wir machten uns gegenseitig Mut und träumten vom baldigen Abtransport in ein richtiges Gefangenenlager.

Die nächtlichen Fluchtversuche aus unserem Camp waren sehr selten. Im Gegensatz zu anderen Camps waren wir doppelt und dreifach mit Stacheldraht umgeben. Neben dem glattgezogenen, der etwa in 20 cm Abstand gespannt und 2 m hoch war und in anderen Camps üblich war, hatten wir, die wie Schwerverbrecher behandelt wurden, noch einige Reihen S-Draht (rundgerollter Draht mit Widerhaken, der einen festhält, wenn man hineinfällt) davor. So war hier jeder Fluchtversuch unmöglich.

In den 6 Tagen, die wir in Welda waren, hatte sich die Zahl der Insassen in unserem kleinen „Strafcamp“ fast verdoppelt. Es waren jetzt über 1000 Mann. Jeden Tag bekamen wir noch Zuwachs von SS-Angehörigen. Die meisten von ihnen hatten sie in den anderen Camps herausgefiltert. Auch Parteifunktionäre waren dabei, die sich anfangs in ihren Heimatorten versteckt hatten. Sie stellten sich meist freiwillig, da sie sich ja nicht ewig verstecken konnten. Ein Teil von ihnen wurde auch von „guten Freunden“ verraten. Zur Begrüßung in unserem Camp gab es die übliche Knüppelsuppe. Da unter den Parteimenschen viele weit über 60 Jahre alt waren, glaube ich nicht, dass sie all diese Sachen überlebt haben.

Die Nächte waren bitterkalt. Die Tage bevor wir kamen, hatte es geregnet, sodass der Boden stark aufgeweicht war. Die gesamten 6 Nächte, die wir anwesend waren, hatten wir Frost, zeitweise bestimmt unter -5°C . Gegen Morgen war der Boden stark gefroren. Keine einzige Nacht hatten wir geschlafen, da wir sonst erfroren wären, wir konnten uns auch nicht in den stinkenden Matsch legen. Zudem war auch unsere Bekleidung nicht für solche Kälte geeignet. Sie bestand aus genagelten Schuhen, die auch nicht mehr wasserdicht waren - auf denen wir fast schon durch ganz Deutschland marschiert waren - sowie platt getretenen Strümpfen. Unter der schwarzen Uniform, die auch nicht die Dickste war, trugen wir nur ein Hemd. Unterhemden waren damals noch nicht modern. Im Gegensatz zu den Soldaten, bei denen das Tragen von langen Unterhosen, ob Sommer oder Winter, Pflicht war, hatten wir gar keine. Wir trugen unsere Uniformhosen auf der blanken Haut. Auch waren die Uniformen der Soldaten etwas dicker als unsere. Zudem hatten noch viele von ihnen ihre dicken Mäntel an. Ihre Knobelbecher, in denen sie noch Fußlappen über den Strümpfen trugen, was auch Pflicht war, hielten auch viel wärmer als unsere lädierten Schuhe.

In allen Camps standen nachts riesige Klumpen, von über 100 Mann mit engem Körperkontakt zusammen, um sich gegenseitig warm zu halten. Berndt, Lothar, Egon und ich hatten noch eine Decke. Wir stellten uns dicht in dem Haufen zusammen und hängten die Decke über uns. Etwa stündlich wurde der Kreis umgebildet. Diejenigen, die außen standen, wollten wegen der Wärme innen hinein, gleichzeitig kamen die von innen nach außen. Das funktionierte recht gut. Wir vier hatten unsere, alle gleich aussehenden, kleinen Kriegsköfferchen mit Draht, den wir organisiert hatten, zusammengebunden und auf einem trockenen Plätzchen abgestellt. Da es jede Nacht kälter wurde, hatten wir bald unsere Füße erfroren. Wir alle vier waren davon betroffen. Die Schmerzen erreichten erst nach ein paar Tagen, als wir schon im Lager Heidesheim waren, ihren Höhepunkt. Ein mitgefangener Arzt, der unsere Füße untersuchte, stellte Erfrierungen ersten Grades fest. Wir könnten uns die nächsten Tage noch auf etwas gefasst machen, meinte er.

Tagsüber stellten wir, da die Wetterverhältnisse einigermaßen waren, unsere Köfferchen nebeneinander und saßen mit dem Rücken gegeneinander darauf, um uns zu stützen und warm zu halten. Wenn das Wetter nicht so gut war, deckten wir die Decke über uns. Da wir ja nachts nicht schlafen konnten, schiefen wir so in sitzender Stellung oder dösten fast den ganzen Tag lang. Hinlegen war nicht möglich, im gesamten Lager war kein trockenes Plätzchen vorhanden.

Aus dieser dösenden Stellung wurden wir am Tage einige Male herausgerissen. Einmal, wenn wir zu den Verhören ins Zelt mussten, wo wir jedes Mal verhöhnt und gedemütigt wurden. Durch die täglichen Schläge wollte man von uns Sachen erfahren, von denen wir gar nichts wussten. Es grenzte schon fast an Folter. Die zweite Tracht Prügel am Tage mussten wir uns abholen, wenn wir beim täglichen Zählen und Verpflegung empfangen von dem einen Teil des Camps ins andere getrieben wurden. Für diese Arbeit waren sich die feinen Herren aus dem Zelt, die uns verhörten, zu schade. Jeden Tag wiederholte sich das gleiche Ritual. Nach dem Zählen bekamen wir einen Schlag auf den Rücken, danach wurde uns die Verpflegung zugeworfen. Wer sie nicht auffangen konnte, hatte Pech. Sobald er sich danach bückte, um sie aufzuheben, bekam er einen Tritt. Viele mussten ohne Verpflegung abziehen.

Ein Teil von denen, die in unserem Camp die Verpflegung verteilten, waren Militärpolizisten. Sie trugen Armbinden mit der Aufschrift „MP“. An den Füßen trugen sie meist hohe Schnürschuhe. Jeder der amerikanischen Soldaten hatte den Kopf kahl geschoren. Das galt für die gesamte Armee.

Über die größte Gemeinheit, die sie sich für uns Insassen ausgedacht hatten, möchte ich nun berichten: Während in allen anderen Camps große Wassertanks aufgestellt waren, war das bei uns nicht der Fall. Die Wasserbehälter wurden einmal am Tag aufgefüllt. Sie gingen sehr sparsam damit um. Rund um den Behälter waren Zapfstellen. Theoretisch sollte jeder einen Becher voll erhalten (etwa $\frac{1}{4}$ Liter).

Die deutsche Lagerpolizei sollte die gerechte Verteilung überwachen. Am Lagerlautsprecher appellierten sie an die Kameradschaft, damit keiner mehr nehmen sollte, damit auch der Letzte etwas bekäme. Was aber nicht immer der Fall war. Die deutsche Lagerpolizei war von den Amerikanern eingesetzt. Bei den Gefangenen waren sie unbeliebt und als Verräter verachtet. Sie arbeiteten eng mit den Amerikanern zusammen und meldeten alles, was sie ausspioniert hatten. Als Judaslohn bekamen sie **satt** zu essen und trinken. Viele von den Lagerinsassen, die aus ihrer Gegend stammten, versuchten ihre Adressen heraus zu bekommen. Sie wollten nach dem Ende der Gefangenschaft mit ihnen abrechnen.

Im Gegensatz zu den anderen Camps, in denen die Trinkwasserbehälter fest installiert waren, stand bei uns ein kleiner Dreibock, woran ein Sack aus Segeltuch hing. An dem Sack waren drei Zapfstellen. Es wurden etwa 200 l eingefüllt. Da wir mit etwa 800 Mann waren, wären das für jeden täglich $\frac{1}{4}$ l gewesen. Doch in der Not sind die Menschen wie Vieh. Während des Füllvorgangs mit dem Tankwagen, der auf der unteren Lagerstraße, direkt neben den Bahngleisen hielt, etwa 5 bis 10 m von unserer Zapfstelle entfernt, die diesseits des Zaunes lag, wurden wir etwa 20 m zurück ins Camp getrieben. Dies geschah mit gezückten Pistolen.

Nach Beendigung des Füllvorgangs gaben sie mit einem knarrenden Befehl, der immer so ähnlich wie „kam on Boy“ lautete, den Sturm auf die Zapfsäule frei. Doch jetzt begann die Tragödie. Während in anderen Camps die

Wasserausgabe, wo auch jeder einen viertel Liter täglich bekam, überwacht wurde und so einigermaßen funktionierte, sollte es bei uns wohl schiefgehen. Im Laufschrift stürzte alles auf den Dreibock, um als Erster an die Reihe zu kommen. 800 Leute drückten nach und so kam es, wie es kommen musste. Der Bock stürzte um, das ganze Wasser war verloren, wir gingen leer aus. So ging das die ganzen 6 Tage unseres Aufenthaltes.

Diese ganzen Szenen, in denen sich ums Wasser gebalgt wurde, beobachteten die Amerikaner von der Straße aus und amüsierten sich köstlich. Wahrscheinlich war das so gewollt. Da sie alle Insassen unseres Camps für besonders gefährlich hielten, wollten sie uns in wenigen Tagen mürbe haben, was ihnen auch gelang.

Vor allem wir Jungen von der HJ versuchten an alle zu appellieren, um etwas Disziplin zu bewahren, dann bestände doch die Chance, dass jeder einige Schlucke bekäme. Die Vorsätze waren gut. Doch sobald sich der Wasserwagen näherte, wurden die Hälse wieder länger. Hatten die Einfüller das Camp verlassen, stürzten die ersten los. Hunderte folgten ihnen und das schon beschriebene Schauspiel lief wieder ab. Am schlimmsten waren die schon älteren Parteifunktionäre, von denen schon manche am Rande des Wahnsinns standen. Sie balgten und schlugen sich um das Wasser am Boden. Wir vier, und bestimmt die Hälfte unserer Kameraden, beteiligten sich nicht mehr an der Wasserschlacht.

Nach einigen Tagen ohne Wasser bekamen wir von dem wenigen Essen, das wir erhielten, keinen Bissen mehr herunter. Es war wie Sand im Mund. Der Mund war so trocken, dass es mit dem Schlucken nicht mehr funktionierte. Das wenige Essen, das normal nicht für einen Säugling reichte, landete alles bei uns in unseren Köfferchen. Da wir ja nichts zu trinken bekamen und nichts mehr essen konnten, mussten wir ja fast überhaupt nicht mehr auf die Latrine. Einige Tage schon hatte es nicht mehr geregnet, es wurde trockener im Camp. Der Gestank nahm ab, da kein neuer Urin mehr durch das Lager floss.

Einzelne Wachposten, die außerhalb des Zaunes standen, hatten noch menschliche Gefühle, auch Mitleid mit uns.

An einem Tag, gegen Abend, kam Berndt Dehen, der in Trier das Gymnasium besuchte und einigermaßen Englisch konnte (was damals kaum einer konnte), mit einem Posten außerhalb des Zaunes ins Gespräch (Gespräche mit Gefangenen waren ihnen verboten). Er warf Berndt 2 Tüfelchen Schokolade zu, die er in der Tasche hatte. Berndt bedankte sich bei ihm und sagte, es wäre gut gemeint, aber wir bekämen wegen der fehlenden Flüssigkeit im Mund keinen Bissen mehr hinunter. Er berichtete weiter, dass wir mit vier Mann nahe am Verdursten wären. Daraufhin versprach der amerikanische Soldat, uns nach seiner Wache etwas Wasser an den Zaun zu bringen. So geschah es auch.

In meinem Kofferchen hatte ich noch Zigarren aus Seulingen. Von diesem nahm ich einige heraus, damit wollten wir uns bei ihm bedanken. Es gab noch ein Problem. Wir durften uns ja nicht näher als 10 m dem Zaun nähern. Einige taten es mit Absicht, da sie durch die Zustände im Lager den Verstand verloren hatten.

Wie versprochen kam der Soldat mit dem Wasser zu dem Zaun und rief Berndt zu. Als der zögerte, weil er sich nicht traute, sagte der Soldat, er brauche keine Angst zu haben. Wenn er da wäre, würden sie nicht schießen. Er reichte Berndt eine Literdose mit Wasser durch den Zaun, worauf er 3 oder 4 Zigarren erhielt. Er freute sich darüber, weil sie ja nur Zigaretten bekamen.

Beim Trinken des Wassers zeigte sich richtig die Kameradschaft von uns Vieren, ohne die wahrscheinlich keiner von uns überlebt hätte. Obwohl jeder Gier nach dem Wasser hatte und es normal in einem Zug ausgetrunken hätte, trank jeder von uns nur so viel, wie ihm zustand. Im Nachhinein waren wir richtig stolz darauf. Unsere Disziplin hatte unser Zusammenhörigkeitsgefühl und dass jeder für den anderen verantwortlich war, noch gestärkt. Der $\frac{1}{4}$ l Wasser hatte uns für den Moment etwas belebt. Essen konnten wir noch immer nichts, da es nicht runter rutschte.

Auch unsere erfrorenen Füße schmerzten immer mehr. Nach 5 Tagen konnten wir nur noch unter Schmerzen auftreten. Auch wegen der fehlenden Nahrungsaufnahme waren wir körperlich total am Ende.

Nachts gab es für uns nur 2 Möglichkeiten, uns auf Klumpen zu stellen und uns gegenseitig warmzuhalten. Wir standen so dicht, dass keiner umfallen konnte. Die Schmerzen in den Füßen, die im Lager Heidesheim ihren Höhepunkt erreichten, mussten wir aushalten. Die andere Möglichkeit war, uns aufgeben und hinlegen, um zu erfrieren. Wir vier bauten uns gegenseitig immer wieder auf und sprachen uns Mut zu.

Tagsüber, wenn das Wetter recht gut war, saßen wir auf unseren Köfcherchen und schliefen. Wir waren so abgestumpft und teilnahmslos, dass uns gar nicht interessierte, was um uns herum passierte. Vor allem von den Älteren gab es welche, die den Kampf aufgaben, sich hinlegten und erfroren, oder nachts gegen den Stacheldraht rannten, dann von einem MG niedergemäht wurden.

Am Morgen in aller Frühe wurden die Toten, die es über Nacht gegeben hatte, im ganzen Lager zusammengefahren. Wie verendetes Vieh wurden sie auf die Ladefläche eines GMC geworfen. Durch den Lagerlautsprecher verkündeten sie am nächsten Tag großspurig, wie viele unserer „unvernünftigen“ Kameraden sie gezwungen gewesen waren, zu erschießen. Von den Erfrorenen, oder an Entkräftung Verstorbenen erwähnten sie nichts.

Am Nachmittag des 24. April schlug es wie eine Bombe bei uns ein. Ein Teil von uns sollte in ein normales Kriegsgefangenenlager verlegt werden. Alle, die dazugehörten, wurden ins Zelt bestellt, wo wir einen Überweisungsschein fürs nächste Lager erhielten. Wir 4 waren dabei sowie die meisten der Waffen-SS. Man sagte uns, die Ermittlungen gegen uns seien abgeschlossen, wir kämen in ein normales Gefangenenlager. Dagegen kämen die von der Waffen-SS wieder in ein abgetrenntes Camp. Erstmals verließen wir das Verhörzelt ohne einen Stockschlag.

Da es in den letzten 2 Tagen im Camp trockener geworden war, weil ja wegen der fehlenden Verdauung niemand mehr auf die Latrine brauchte, hatten wir uns eine neue Fortbewegungsmethode zugelegt. Entweder setzten wir uns auf den Hintern und drückten uns mit den Armen nach vorne ab. Oder wir rutschten auf den Knien. Es war wie bei Säuglingen, bevor sie gehen lernen. Auf die Füße konnten wir uns nur unter großen Schmerzen stellen.

In der letzten Nacht in Welda hatte der Frost nachgelassen und es war viel milder geworden. So brauchten wir nicht mehr auf Klumpen zu stehen, was ein Segen für unsere Füße war. So konnten wir vier uns nebeneinander, dicht aneinandergerückt, auf unsere Kofferchen setzen und die eine Decke, die wir noch hatten, über uns hängen.

Es war der 25. April, als wir aufwachten. In der Ferne hörten wir einen näherkommenden Güterzug. Vor Freude vergaßen wir für einige Zeit unsere schmerzenden Füße und den großen Durst. Hunger hatten wir kaum, obwohl wir ja auch nichts mehr essen konnten. Ein nicht enden wollender Güterzug näherte sich unserem Lager. Zuerst erreichte er unser Camp, da wir ja das äußere waren. So unglaublich es klingen mag, vor die etwa 70 Waggonen waren 4 Dampflokomotiven gespannt. Der Zug fuhr so weit vor, bis der erste Waggon das Ende des Lagers erreicht hatte. Bei uns im letzten Camp befand sich die Mitte des Zuges.

Die großen Waggonen waren teilweise überdacht, die anderen, deren Wände etwa 2 m hoch waren, waren oben offen. Vor dem Verladen gab es noch einige Bissen Verpflegung, die sowieso keiner von uns mehr unterschlucken konnte. Wir verstauten alles in unseren Kofferchen, wo es uns später zugutekam. Das Personal in den Lokomotiven (Lockführer und Heizer) waren Deutsche. Sie wurden von einem Amerikaner überwacht.

Der Verladevorgang begann vorne hinter der Lokomotive. Es wurden immer einige Waggonen zu gleicher Zeit beladen. Jeder Waggon wurde mit genau 80 Mann bestückt. Das mit dem Zug gekommene Wachpersonal war bedeutend menschlicher als das von Welda. Als wir mit dem Verladen an die Reihe kamen (knapp die Hälfte aus unserem Camp kam mit), sahen sie, in welchem erbärmlichen körperlichen Zustand wir waren. Wir lechzten nach Wasser. In allen Variationen kamen wir zum Waggon gekrochen. Die Wachsoldaten besorgten uns einige Behälter mit Wasser, sorgten auch dafür, dass es gerecht verteilt wurde. Jeder bekam einige Becher. Es belebte uns merklich, aber der Durst war kaum weniger geworden und das Essen ging immer noch nicht durch den Hals.

Die Gefangenen aus allen anderen Camps hatten ihre $\frac{1}{4}$ l Wasser täglich erhalten, waren deshalb in einem besseren körperlichen Zustand als wir. Da die meisten auch kräftigeres Schuhwerk oder Stiefel an hatten, war es auch mit ihren Füßen etwas besser als bei uns.

Beim Einsteigen in den Waggon, halfen uns die Soldaten, von denen etwa die Hälfte schwarze waren. Sie waren nicht zu vergleichen mit den Unmenschen in unserem Camp. Wir waren angenehm von ihnen überrascht. Während des Verladens bekam niemand einen Schlag von ihnen. Auch ballerten sie nicht wild mit ihren Waffen in der Gegend herum, wie es bei uns im Lager üblich war. Im Waggon wiesen sie uns so ein, dass 80 Mann darin Platz hatten. Reihenweise saßen wir mit gespreizten Beinen, einer vor dem anderen. In unserem Waggon waren vorher Kohlen transportiert worden. Der ganze Boden war mit Kohlestaub bedeckt. Nach oben war er offen. Die nach oben geschlossenen Waggons hatten in den Seitenwänden große Öffnungen, damit man Luft bekam. Wahrscheinlich wurde in ihnen Vieh transportiert.

Aus unserem Camp wurden etwa 4 Waggons voll beladen, etwa 20 von der HJ, der Rest von der Waffen-SS. Die Kreis- und Ortsgruppenleiter sowie die übrigen Parteifunktionäre mussten zurückbleiben, obwohl sie sich meist in einem noch schlechteren Zustand als wir befanden. Sie waren teilweise über 60 Jahre alt und nicht mehr so widerstandsfähig wie wir Jüngeren. Viele von ihnen waren freiwillig in die MG Salven gerannt oder hatten sich nachts, da sie nicht mehr stehen konnten, hingelegt und waren erfroren. Obwohl es in den letzten Tagen viel milder geworden war, möchte ich mal gerne wissen, was aus ihnen geworden ist. Ohne Wasser wären sie alle verloren gewesen.

Da wir die letzten waren, die in der vorderen Zughälfte verladen wurden, wurde unser Waggon von außen verriegelt. Jetzt fuhr der Zug so weit vor, dass die letzte Hälfte des Zuges verladen werden konnte. Das Zählen und das Verladen der noch etwa 30 Waggons dauerte wieder seine Zeit. Nach etwa 4 Stunden ging es los.

Etwa jeder zehnte Waggon war mit den Wachmannschaften besetzt. Sie saßen auf erhöhten Sitzen in ihren Waggons, von wo aus sie alles überblicken konnten. Ausgerüstet waren sie mit Gewehren, die aufgesetzte Zielfern-

rohre hatten. Auch Scheinwerfer waren an den Waggonen angebracht, womit sie nachts alles ableuchten konnten. Aber von uns ging ja sowieso keine Gefahr mehr aus. Keiner wäre mehr in der Lage gewesen, die hohe Waggonwand zu überklettern und vom fahrenden Zug abzuspringen. Wie wir später erfuhren, war am Ende des Zuges auch noch eine Lokomotive, um zu schieben. In unserem Zug befanden sich 5000 Gefangene.

Wohin die Reise ging, wussten wir nicht. Unser erster Halt war am Nachmittag der Bahnhof von Bad Wildungen. Kaum hielten wir, kam der markerschütternde Schrei „Wasser“ aus dem ganzen Zug. Menschen aus Bad Wildungen, die ich Jahre später traf, erzählten mir, dass sie die Schreie nach Wasser von sämtlichen Zügen aus Welda, die an Bad Wildungen vorbeirollten und alle auf dem Bahnhof hielten, um Wasser für die Lokomotiven zu tanken, in der ganzen Stadt hörten.

Kaum hielt der Zug, kamen nach wenigen Minuten Frauen in großen Scharen mit Eimern voller Wasser angerannt. Bei uns im Waggon hatten wir eine Erhöhung aufgebaut, sodass einer gerade mit dem Kopf über die Waggonwand hinaussah. Wir hatten Glück, da unser Waggon sich etwa in der Mitte des Zuges befand, erreichten sie uns mit dem Wasser zuerst. Wir besaßen einige leere, runde Keksdosen. Sie fassten etwa 2 l. In einer befand sich etwa die Tagesration für 20 Mann. An einer Dose wurde ein Draht befestigt und hinuntergelassen, von den Frauen dann mit Wasser gefüllt. Diese wurde wieder hochgezogen und in eine andere Dose geschüttet. Einige Male wiederholte sich der Vorgang. Jeder der einen Becher hatte (diese waren bei den Soldaten aufgeschraubt), bekam sofort einen. Alle in unserem Waggon waren kaum 20 Jahre alt, fast alle von der Waffen-SS und zu Disziplin erzogen worden. Im Gegensatz zu Welda klappte es hier mit der Wasserverteilung. Dort wurde ja durch die Unvernunft der Parteibonzen alles Wasser umgestoßen.

Urpötzlich war es mit der Wasserversorgung zu Ende. Schüsse peitschten durch die Luft. Irgendwo musste etwas passiert sein. Die Frauen rannten in wilder Panik davon. Wie wir später erfuhren, hatte einer versucht die Flucht zu ergreifen. Die überdachten Waggonen hatten überhaupt keine Chance an Wasser zu kommen. Auch die meisten anderen waren noch nicht an der Reihe, als das Geballere begann. Der größte Teil in unserem Waggon hatte

einen Becher voll Wasser bekommen. Den Rest Wasser, den wir noch in den Keksdosen hatten, wurde an die Restlichen so verteilt, dass jeder etwas bekam, wenn auch der Becher nicht mehr ganz voll wurde.

Nachdem die Lokomotiven voll Wasser waren, ging die Fahrt weiter. Wir merkten an der Fahrgeschwindigkeit, wie das Gelände draußen war. Wenn es zu steil wurde, wurde manchmal angehalten. Es musste gut mit Kohle gestocht werden und es ging wieder weiter. Nachdem es richtig dunkel geworden war, hielten wir auf einer übersichtlichen Stelle an, um die große Nachtpause zu machen. Das Lok-Personal brauchte ja auch seinen Schlaf. Die Soldaten an den Scheinwerfern wechselten sich ab.

In der Nacht merkte ich auf einmal, wie mich jemand an der Hand packte. Als ich aufblickte, sah ich in das kohlrabenschwarze Gesicht eines Schwarzen. Er schlich lautlos von Mann zu Mann und nahm den wenigen, die ihre Uhren bis jetzt noch gerettet hatten, diese ab. Auch von denen, die Ringe an den Fingern trugen, versuchte er, sie ihnen abzustreifen, was ihm manchmal auch gelang. Wie wir später erfuhren, geschah das auch noch in anderen Wagons. Die Räuber mussten ja mit den Soldaten an den Scheinwerfern unter einer Decke gesteckt haben. Bestimmt haben sie sich die Beute geteilt.

Als es am 26. April wieder hell wurde, rollten wir weiter. Nach wenigen Stunden Fahrt, hielten wir wieder auf freier Strecke. Scheinbar stimmte etwas an einer Lokomotive nicht. Nach einiger Zeit ging es mit langsamer Geschwindigkeit weiter. Wir fuhren bis zum nächsten, etwas größeren Bahnhof, wo ein Abstellgleis und eine Wassertankstelle vorhanden waren. Die marode Lok wurde von einer anderen Lok auf das Abstellgleis geschoben. Auch wurden die Loks nochmals getankt.

Die Fahrt ging weiter, bis kurz vor Bad Nauheim, wo wir wieder auf freier Fläche hielten und übernachteten. In den beiden Nächten im Zug fiel kein Schuss, was sich von der ewigen Ballerei in Welda angenehm unterschied.

Am 27. April, es war kaum hell geworden, setzte sich die Reise fort. Kurze Zeit später rollten wir in Bad Nauheim ein, um die Loks nochmals zu versorgen. Kaum standen die Räder still, als auch der Schrei nach Wasser aus dem ganzen Zug ertönte. Doch diesmal ließen sich die Posten auf nichts ein.

Sobald die ersten Frauen mit den Eimern auftauchten, gaben sie Warnschüsse in die Luft ab. Die Frauen ergriffen die Flucht. Doch es sollte nur noch wenige Stunden dauern, bis unsere Wassernot beendet war.

Wir passierten Frankfurt und überquerten bei Mainz den Rhein, was uns diejenigen meldeten, die ab und zu den Kopf über die Waggonwand streckten. Berndt Dehen und ich freuten uns riesig, da wir der Heimat immer ein Stück näher kamen. Lothar Krämer und Egon Müller dagegen nicht. Sie entfernten sich immer mehr von ihrem Westerwald. Nachmittags hielten wir plötzlich an. Unsere Späher, die über den Rand des Waggons lugten, sahen, dass wir vor einem riesigen Gefangenenlager hielten.

Nach einigen Tagen Schreibpause, die ich wegen einer Erkältung einlegen musste, will ich nun am 11. Juli weiterschreiben.

Wir sitzen noch immer im Waggon, in dem ich nicht ewig bleiben möchte. Etwa 55 Stunden saßen wir nun schon dicht an dicht in dem mit Kohlenstaub verdreckten Waggon. Unterwegs hatte es mal kurz ein paar Tropfen geregnet (jeden Tropfen, den wir mit der Zunge erreichen konnten, leckten wir ab). Dabei war Luft aufgekommen, sodass wir aussahen wie Schwarze. Die Schmerzen in den Füßen und der Durst waren fast nicht mehr auszuhalten.

Aus allen Waggons lugten jetzt Köpfe heraus, um zu sehen, wie es mit uns weitergehen würde. Das gesamte riesige Lager voller Gefangener konnte so überblickt werden. Als Erstes wurde entdeckt, dass in jedem Camp ein großer Wasserbehälter stand. Wo wir überhaupt waren, wussten wir nicht.

Der Zug fuhr so weit vor, bis der erste Waggon das Ende des Lagers erreichte. Da in dem Zug etwa jeder zehnte Waggon mit einer Wachmannschaft besetzt war, waren diese beim Entladen für etwa 10 Waggons zuständig. Das Lager war noch viel breiter, als der Zug lang war (schätzungsweise 1,5 - 2 km). Das Lager erstreckte sich in seiner ganzen Länge an der viel befahrenen Bahnstrecke parallel vorbei. Zwischen den Schienen und dem Lager betrug die Entfernung etwa 30 m. Nacheinander wurden die 10 Waggons geöffnet, wir wurden herausgelassen und in das gegenüberliegende Camp geleitet und beim Eintritt in dieses, wie üblich, gezählt. Die Zählerei wurde mit einem Stockschlag

über den Rücken durchgeführt. Doch die Schläge wurden nicht mit solcher Brutalität wie in Welda durchgeführt, sie dienten nur zum Zählen.

Beim Entladen kamen wir vier mit denen von der Waffen-SS und der HJ als letzte dran. Oh, welche Freude bei uns aufkam, trotz unserem Durst und der Schmerzen in den Füßen. Wir etwa 20 - 30 von der HJ wurden herausgelassen und kamen zu den Soldaten in ein normales Camp.

Die von der SS, von denen die meisten auch nicht viel älter als wir waren, mussten in den Waggons bleiben. Sie wurden, als der übrige Zug leer war, in das SS-Camp gefahren. Sie taten uns leid, denn wir hatten sie in Welda als gute und disziplinierte Kameraden kennengelernt. Wären wir mit denen allein im Camp gewesen, hätte die Verteilung des Wassers geklappt. Doch die Gier und Unkameradschaft der Parteibonzen machte alles zunichte.

Nachdem wir über zwei Tage fast regungslos im Zug gesessen hatten, krabbelten wir steif, entkräftet, durstig und mit schmerzenden Füßen aus dem Zug. Die wenigen Meter in unser Camp legten wir mit unserer Krabbeltechnik auf Hintern und Knien zurück. Unsere Kofferchen und eine Decke, die ich mitgenommen hatte und uns noch gute Dienste taten, mussten auch mit fortbewegt werden.

Bei dem Eintritt in unser Camp bekamen wir noch Chlortabletten ausgehändigt, dazu eine kleine Wachspackung mit Nahrung. Am Lagerlautsprecher wurde laufend wiederholt, dass das Wasser im Behälter nicht gechlort sei und wir die Chlortabletten beifügen müssten. Aus dem Rhein waren Leitungen bis ins Lager verlegt. Auch sollten wir nicht zu viel auf einmal trinken.

Die Gesamtzahl aller im Zweiten Weltkrieg weggeführten Kriegsgefangenen betrug rund 35 Millionen. Rechnet man die Zahl aller deutschen Soldaten zusammen, die zwischen 1939 und 1945 zu irgendeinem Zeitpunkt in Gefangenschaft geraten waren, so kommt man auf rund elf Millionen. Auch Frauen gerieten als „weibliches Wehrmachtsgeloge“ in Gefangenschaft. In einem amerikanischen Gefangenenlager bei Regensburg werden Frauen und Männer im Mai 1945 unter freiem Himmel, durch Stacheldraht getrennt, interniert.



Für sie ist der Krieg zu Ende, deutsche Kriegsgefangene in einem US-Auffanglager bei Hornbach/Zweibrücken am 21. März 1945. Umstände und Dauer der Kriegsgefangenschaft waren höchst unterschiedlich. Die meisten deutschen Kriegsgefangenen wurden schnell entlassen. Ende 1948 gab es keine deutschen Kriegsgefangenen in westlicher Hand mehr, jedoch eine halbe Million in östlichem, vor allem sowjetischem Gewahrsam.



Abbildung 38: Lager Gefangenschaft

Seit wir ausgeladen wurden, hatten wir nichts anderes im Blick, als den Wasserbehälter. An jedem befanden sich etwa 8 - 10 Zapfstellen. An jeder Zapfstelle hing ein Metallbecher zum Trinken. Die anderen Kameraden aus einigen Waggons, die gegenüber unserem Camp hielten und dort hineingelassen wurden, hatten ihre Gier nach Wasser schon gestillt. Bis wir von den Kameraden der SS getrennt waren, dauerte eine Zeit.

Doch nun war es endlich soweit. Mit zittrigen Fingern taten wir die Chlortabletten in die mit Wasser gefüllten Konservendosen oder Trinkbecher, die wir noch bei uns hatten, und tranken mal für die größte Not. Wenn wir uns fürs erste satt getrunken hätten, hätte es schlimme Folgen haben können. Wir waren ja mehrfach gewarnt worden.

Bei einigen, die ihrer Gier erlagen, stellte sich schon in den nächsten Tagen die Ruhr ein. Daraufhin wurden an alle Lagergenossen Kohletabletten verteilt. Für viele kamen sie zu spät. Die Ruhr war Todesursache Nr. 1.

Da wir „Lahmen“ ja als letzte an die Zapfstelle gekrochen kamen, waren alle Trinkbecher besetzt. Instinktiv hatten wir ein Trinkgefäß in unserem Gepäck, sodass wir unseren größten Durst löschen konnten. Das gechlorte Rheinwasser würde ich heute nicht mehr trinken, doch damals war es das Beste, was wir je getrunken hatten. Wir Vier mahnten uns gegenseitig zur Disziplin, damit wir nicht zu viel auf einmal tranken. Viele schütteten das Wasser literweise in sich hinein, was sie später bereuten.

Kameraden, die in unserer Nähe waren, betrachteten uns, die in dem Waggon mit Kohlenstaub waren und fragten, ob wir „Neger“ wären. Einer gab uns einen Spiegel. Da erkannten wir uns fast selbst nicht mehr. Wir sahen furchterregend aus und waren kohlrabenschwarz. Nachdem sich der erste Ansturm an der Tränke gelegt hatte, wuschen wir uns Gesicht und Kopf, was schon lange nicht mehr geschehen war.

Unser Camp war noch nicht so stark belegt, wir konnten uns einen Platz für unser Lager suchen, der nicht weit von dem Wasserbehälter entfernt war. Da wir ja auch kaum gehen konnten, wurde dies auch von der deutschen Lagerpolizei bewilligt, die die Lagerplätze einteilte. Wie sie zu diesen Posten kamen, weiß ich nicht. Auf jeden Fall waren sie die meistgehassten Leute im Lager. Sie waren innerhalb des Camps für alles verantwortlich. Jeder der sich mit ihnen anlegte oder wenn sie Wind bekamen von verbotenen Sachen, machten sie bei den Amerikanern Meldung. Angeschwärmte Kameraden bekamen dann 1 - 3 Tage Sonderhaft.

In jedem Camp hausten sie in einer eigenen Baracke. Zudem bekamen sie auch eine besondere Verpflegung. Durch einen zusätzlichen Zaun war

ihre Baracke von unserm Camp getrennt. Mit der Zeit lernten wir sie auch namentlich kennen, und wussten wo sie herkamen. Wie schon einmal erwähnt, nahmen sich Kameraden vor, die aus ihrer Gegend kamen, mit ihnen abzurechnen, wenn wir wieder in Freiheit wären.

Ein Teil des Camps, in dem wir uns befanden, waren Wiesen gewesen. Der größere Teil bestand aus Ackerflächen, die schon eingesät waren. Auch ein Kartoffelacker befand sich im Camp. In ihm waren die Kartoffeln schon gesetzt und am keimen. Wir hatten mit unserm Liegeplatz Glück, er befand sich auf einer Wiese.

Inzwischen hatten wir auch erfahren, wo wir gelandet waren. Das Lager lag zwischen Ingelheim und Heidesheim und reichte bis an die ersten Häuser von Heidesheim, die man vom oberen Ende unseres Camps sehen konnte. Parallel zu unserem Lager verlief die vielbefahrene Bahnstrecke Bingen-Mainz. Heute verläuft genau über die Stelle, wo unser Lager war, die Autobahn A 60. Das einzige Haus, das wir von unserm Lager aus sahen, war ein großes gelbes Backsteingebäude, das einige 100 Meter von uns, mitten im Gelände stand. Es sah aus wie ein Bahnhof, obwohl keine Geleise zu sehen waren. Man sieht es heute noch, auf dem Weg nach Mainz, einige 100 Meter von der Autobahn entfernt, auf der linken Seite. Heute kommt es mir etwas dunkler als damals vor.

Am ersten Tag im neuen Camp krabbelten wir mehrmals zur Wasserstelle hin und löschten mit kleinen Schlucken unseren größten Durst, der gar nicht nachlassen wollte. Mit dem Essen schlucken klappte es so nach und nach auch wieder etwas besser. Wir hatten ja in unsern Köfferchen noch die Verpflegung aus Welda, da wir sie dort nicht hinunterschlucken konnten. Einige Kekse waren darunter, sie waren unsere erste feste Nahrung seit Tagen.

Die erste Nacht in Heidesheim mussten wir uns ins feuchte Gras auf der ebenen Erde legen. Die Nächte waren immer noch kalt, nur wenige Grade über Null. So dicht wie möglich legten wir uns aneinander, um uns warm zu halten. Wir hatten nur eine Decke, um uns zuzudecken. Sie passte genau über uns vier.

Was für ein Glück, diese Decke hatte ich in Welbsleben für die Heimfahrt ans Fahrrad geschnallt. Die anderen nahmen alle keine mit. Sie meinten, es wäre unnötiger Ballast. Während unserer Gefangenschaft bekam ich noch oft von ihnen zu hören: „Wie gut, dass du die Decke mitgeholt hast.“ Während dieser ersten Nacht wechselten wir gegen Morgen, als es kälter wurde, die Liegeposition. Diejenigen, die innen lagen, mussten nach außen.

Auch in Heidesheim ging es nachts nicht ohne Schießerei ab. Es versuchten immer wieder welche durch den Stacheldraht zu flüchten, doch viele bezahlten es mit dem Leben. Im Gegensatz zu Welda, wo Scheinwerfer sich drehten, standen hier rund um das Lager hohe Lichtmasten, von denen die ganzen Umzäunungen beleuchtet waren. Auch die Wachsoldaten rund um das Lager standen nicht wie in Welda auf erhöhten Ladeflächen der LKW. Hier waren mehrere Meter hohe Wachtürme aus Holz gebaut, auf denen die Wachposten standen. In Welda schossen sie nachts meist mit MG-Salven, hier meist mit Gewehren mit Zielfernrohren oder mit einem Magazin aus einem Schnellfeuerabwehr.

Dies war die erste Nacht seit unserer Abfahrt am 19.4. in Welbsleben, in der wir liegend schlafen konnten. In Welda wären wir erfroren. Wir dösten dort ja am Tage auf unseren Köfferchen. Während der Bahnfahrt mussten wir ja auch im Sitzen schlafen, da zum Liegen kein Platz vorhanden war. Zum ersten Mal hatten wir seit dieser Zeit keinen riesengroßen Durst mehr, der uns Tag und Nacht geplagt hatte. Obwohl wir immer noch das Gefühl hatten, etwas trinken zu müssen.

Es war der 26.4. Durchgefroren erwachten wir nach der ersten Nacht im neuen Lager. Aus dem Lagerlautsprecher kam die Durchsage, dass die Neugekommenen sich bereithalten mussten, wir würden eingeteilt in Hundertschaften, die aus 10 Gruppen, zu je 10 Mann bestehen sollten. Auch unsere Lagerplätze für die genannten Gruppierungen würden uns zugewiesen. Für all dies war die deutsche Lagerpolizei zuständig.

Nicht weit entfernt von unserem Nachtlager übernachtete eine 6er Gruppe von Flakhelfern, die mit einer kleinen Einheit am Vortag hier eintraf. Sie waren 16 Jahre alt, somit 1 Jahr älter als wir. Bei der Einteilung kamen wir

auf Wunsch mit ihnen zusammen in eine Gruppe. So konnten wir unser zuge-
teiltes Nachtlager genau neben ihnen aufschlagen. Die Kameraden, die schon
länger im Lager waren, hatten sich Mulden gegraben und den Grund an deren
Rand aufgeschichtet.

Die jungen Flakhelfer, mit denen wir nun bis zu unserem Ende in
Heidesheim in einer Gruppe zusammen waren, stammten alle aus einem Bau-
erdorf bei Cham, im Bayrischen Wald, nahe der tschechischen Grenze. Ihre
Namen waren: Higl, Geil, Sedlmayer und Berger. Zwei Namen sind mir entfal-
len. 2 von ihnen waren verwandt.

Da es nachts auf der ebenen Erde, wo wir lagen, lausig kalt war,
hätten wir auch gerne windgeschützte Erdlöcher gehabt. Diejenigen, die in den
bereits bestellten Äckern ihre Lagerstätte zugeteilt bekamen, buddelten mit
den Händen ihre Erdlöcher, da der Boden locker war. Doch bei uns auf dem
Wiesenboden war das kaum möglich. Und übrigens hätten wir auch mit unse-
ren erfrorenen Füßen, die sich zu schälen anfangen, überhaupt nichts tun kön-
nen. Die Flakhelfer meinten, wenn sie Werkzeug hätten, würden sie sich ein
Loch graben und da wir ja nicht könnten, auch für uns noch eines. Da ich in
meinem Köfferchen ja noch knapp 20 Zigarren aus Welbsleben hatte, kam mir
eine Idee.

Die deutsche Lagerpolizei hatte ja in ihrem Zelt allerhand Werkzeug,
um den Zaun zu flicken und um drumherum alles in Ordnung zu halten. Einer
der Bayern ging los, um sie zu fragen, ob sie einen Spaten oder eine Schaufel
hätten, um diese uns dann einen Tag auszuleihen. Da ohne Bestechung nichts
ging und auch bei ihnen die Rauchwaren knapp waren, gaben wir unserem
Boten 5 oder 6 Zigarren mit und hofften auf einen erfolgreichen Deal.

Freudestrahlend kam er nach kurzer Zeit mit einem Spaten zurück. Er
berichtete, sie hätten allen Spaß mit den Zigarren gehabt. Zuerst wurde festge-
stellt, wie groß die 2 Mulden werden sollten. Eine für 6 Mann und eine für 4
Mann. Wir legten uns seitlich dicht aneinander hin und maßen, wie lang und
breit das Loch werden sollte. Damit keine Körperwärme verloren gehen sollte,
durfte die Grube nicht größer als nötig werden.

Augenblicklich fingen sie an zu graben und wir Fußkranken schauten zu. Man sah den Bayern an, dass sie Arbeit gewöhnt waren. Denn sie stammten alle von Bauern ab und da musste man damals, sobald man in die Schule ging, in der Landwirtschaft helfen. Zuerst wurde der Rasen in großen Würfeln heraus gestochen und auf Haufen gesetzt. Dann die Erde unter dem Rasen aufgelockert. Jetzt wurde im Wechsel von Erde und Rasen eine etwa 30 cm breite und etwa auch so hohe Mauer um das Erdloch herum errichtet.

Nach einigen Stunden war die Arbeit verrichtet. Sie waren noch voller Kraft, waren sie doch erst drei Tage in Gefangenschaft und hatten nicht wie wir Vier, Welda in den Knochen. Wir waren Freunde geworden. Die 2 Liegestellen grenzten direkt aneinander. Sofort machten wir ein Probeliegen. Es passte alles wunderbar. Oberhalb des Kopfes war gerade noch so viel Platz, um unsere Sachen hinzustellen. Es waren die schönsten Liegestellen in unserer Umgebung. Unsere Freunde waren mit Recht stolz auf ihre Arbeit.

Doch etwas fehlte noch. Von der Erde aus konnte die Feuchtigkeit in uns hineinziehen. Aber es war ja beim besten Willen nichts da, worauf wir uns legen konnten. Einer hatte eine Idee. Wir wussten, dass die Lagerleitung Verpackungsmaterial haben müsste, nämlich die Verpackungen von der Verpflegung. Bei der Rückgabe des Spatens, fragte einer unserer Kameraden danach. Sie antworteten ihm: „Wenn ihr noch einige von den guten Zigarren habt, kannst du so viel mitnehmen, wie du tragen kannst.“ Als er mit der Pappe zurückkam, freuten wir uns. Sie reichte jedoch nicht aus, um alles damit auszulegen. Da ich ja noch genügend Zigarren im Koffer hatte, nahm ich noch etwa 5 heraus und gab sie ihm. Er nahm noch einen Kameraden mit, weil sie versuchen wollten, auch noch einige leere Dosen zu ergattern. Voll bepackt mit Pappe und einigen Dosen kamen sie zurück. Unter den Pappschachteln waren Kartons mit Wachüberzug, die zum Lagern in Freien und in Feuchtigkeit geeignet waren. Wir verteilten alles gerecht unter unseren Liegestätten. Die Wachschachteln legten wir dort hin, wo unsere Oberkörper lagen. Auch hatten wir genug Pappe, um sie an den Seitenwänden zu befestigen.

So hatten uns die Zigarren, welche wir von der Frau in Seulingen bekommen hatten, bei der wir die Pferde untergebracht hatten, wo Menk und Schmidt einige Fuhren Mist aufs Feld gebracht hatten, schon gute Dienste

erwiesen. Zudem rauchte keiner von uns (nur aus Jux hatten wir einige geraucht), so konnten wir sämtliche Zigarren als Tauschobjekte nutzen. Auf unserer Reise durch Deutschland hatte ich zunächst MP-Munition in meinem Köfferchen, die ich mir im Wald von Biedenkopf als Beute angeeignet hatte. Da mir dadurch das Köfferchen zu schwer geworden war, schmiss ich den größten Teil davon raus und legte dafür die Zigarren hinein. Dass diese uns noch so von Nutzen sein würden, hatten wir damals auch nicht gedacht.

Unsere neuen Freunde aus Bayern waren sehr um uns besorgt und brachten immer wieder Wasser in den großen Dosen mit, die wir eingetauscht hatten. Einmal am Tag bekamen wir unsere Essensration. Diese musste der Hundertschaftsführer mit Hilfskräften an der Baracke der deutschen Lagerpolizei abholen. Der Hundertschaftsführer verteilte sie dann an die Gruppenführer. Da von uns vieren ja keiner gehen konnte, tat das einer der 6 Jungs aus Bayern. Die Verteilung der Verpflegung für uns 10 fand immer direkt neben unserer Lagerstätte statt. Sie verlief immer problemlos in kurzer Zeit.

Je älter die Kameraden in den anderen Gruppen waren, umso mehr Krach hatten sie bei der Verteilung. Es dauerte immer längere Zeit, bis sie nach langem Geschrei damit fertig waren.

Die gesamte Verpflegung, die wir in 4 Wochen in Heidesheim bekamen, hätte bei uns jungen Kerlen normal nicht für 3 Tage gereicht. Oftmals erhielten wir ein Mini Wachspaket mit einem Döschen Wurst, Eier, oder Käse, etwa 3 Kekse und ein Beutelchen zuckerfreies Brausepulver. Manchmal waren auch 3 Zigaretten drin oder auch mal ein Minitäfelchen Schokolade. Mitunter gab es pro Tag nur 3 oder 4 Kekse. Es waren auch Sachen darunter, die zum Kochen gedacht waren, z.B. weiße rohe Bohnen. Diese weichten wir auf und aßen sie roh, da wir keine Kochgelegenheit hatten. Das Essen in den Wachspackungen war gut. Es waren Sachen darin, die wir im Krieg ja gar nicht kannten. Doch leider war es so wenig, dass wir das 5 oder 10 fache gebraucht hätten, um einigermaßen satt zu werden. Was ich noch fast vergessen hätte, Kaugummi war in jeder Wachspackung mit dabei. Zusätzlich bekamen wir jeden Tag Chlor und Vitamintabletten.

Die erste Nacht in unserer neu eingerichteten Schlafstätte schliefen wir gut. Wären nur nicht die brennenden Füße gewesen, die sich inzwischen geschält hatten. Unser Loch war gerade so groß, um seitlich darin liegen zu können. Dicht aneinandergeschmiegt hielten wir uns warm. Einmal in der Nacht, sobald einer wach wurde, meldete er sich und gab den Befehl sich auf die andere Seite zu legen. Dann zogen wir die eine Decke, die gerade über uns reichte, wieder zurecht und schliefen weiter.

Morgens wurden wir in aller Frühe von dem überlauten Lagerlautsprecher geweckt. Da wir ja jetzt Ende April hatten, und der Krieg bis zum 8. Mai dauern sollte, prahlten sie großmäulig mit ihren Erfolgen an allen Fronten.

Auch hatten wir an jedem Tag eine Stunde Englischunterricht am Lagerlautsprecher. Wir waren alle nicht in Form, um uns dafür zu interessieren. Nur Berndt Dehen machte sich in seinem Büchlein laufend Notizen. Er konnte schon so viel Englisch, dass er sich notdürftig mit den Amerikanern verständigen konnte. Er wollte sich weiterbilden, weil er meinte, er könnte es später beruflich verwenden. In der damaligen Zeit konnte ja kaum ein Deutscher Englisch, auch keiner von der Lagerpolizei. So musste Berndt manchmal als Dolmetscher fungieren.

Sollten wir die Verpflegung erhalten, oder es kam eine andere Nachricht, wurde der laute Lagerlautsprecher abgeschaltet und wir bekamen die Nachrichten durch den lokalen Sender, der nur für unser Camp bestimmt war. Die normale Verpflegung sowie die Chlor und Vitamintabletten wurden uns nie miteinander ausgehändigt, sondern zu verschiedenen Zeiten am Tag. Der Hundertschaftsführer musste die Tabletten bei der Lagerpolizei abholen. Vitamintabletten befanden sich 100 Stück in einem Fläschchen. Pro Mann gab es eine Tablette. Chlortabletten erhielt man mehrere, wie viel weiß ich nicht mehr. Wir tranken nie Wasser ohne die Tabletten. Gegenseitig erinnerten wir uns dauernd daran, damit es ja keiner vergaß.

So war es im Allgemeinen. Jeder von uns Vieren passte auf den Anderen auf und keiner war, auch wenn es uns noch so schlecht ging, auf seinen eigenen Vorteil bedacht. Jeden Bissen, den wir zusätzlich erhielten, teilten wir brüderlich. In unserer jetzigen Situation machte sich die kameradschaftliche

Einstellung, die wir bei der HJ eingepflegt bekamen, bemerkbar. Im Gegensatz zu vielen, die schon älter waren, wo kein Tag ohne Krach verging, lief bei uns alles harmonisch ab. Im Nachhinein glaube ich, nur unser eisernes Zusammenhalten hat uns die schlimmen Erlebnisse und die gesamte Gefangenschaft überleben lassen. Zusätzlich war auch viel Glück mit dabei.

Einige Tage waren wir nun schon in Heidesheim. Der quälende Durst, der uns bisher begleitete, wurde abgelöst vom Hunger, der sich dafür einstellte. In der wasserlosen Zeit, wo man meinte, man hätte Sand im Mund, bekamen wir ja keinen Bissen hinunter. Der nun wochenlang andauernde Hunger, war bei weitem nicht so schlimm, wie die Tage ohne Wasser.

Wie schon erwähnt, verstanden wir uns mit den Jungen aus dem bayrischen Wald gut, nur sprachlich haperte es. Sie hatten einen Dialekt, den wir, wenn sie untereinander waren und miteinander sprachen, kaum verstanden. Doch mit der Zeit klappte das Verständnis besser, da sich beide Seiten Mühe gaben.

In meinem Kofferchen befand sich noch immer die geräucherte Hausmacher Bratwurst, die mir mein Vater, als er mich am letzten Tag in Waldalgesheim besuchte, mitgebracht hatte. Diese hatte ich für den Notfall aufgehoben. Da wir sie ja beim Rückzug nicht brauchten, weil wir genug zum Essen auf unserem Wagen hatten und wir in Welda wegen unserem trockenen Mund nichts hinunterbrachten, war jetzt der Notfall eingetreten.

Mit unseren Kumpels aus Bayern, die so kameradschaftlich zu uns waren, teilten wir die Wurst in 10 gleiche Stücke und verspeisten sie mit Genuss. Das Stück Wurst war ein Festessen für uns. Obwohl ich sie schon seit 6 Wochen im Koffer mit herumgeschleppt hatte, schmeckte sie noch hervorragend. Wenn wir später von unserem Festessen sprachen, lief uns noch das Wasser im Mund zusammen.

Die nächsten Tage waren vom Regen bestimmt, der in großen Mengen vom Himmel kam. In dem aufgeweichten und zertretenen Boden bildeten sich überall Pfützen und Wasserlachen. In diese Wasserlachen konnten wir unsere brennenden Füße hineinhalten, was eine gewisse Linderung brachte. Unsere Lagerstätte war auch aufgeweicht und die Pappdeckel waren voll Was-

ser gesaugt. So mussten wir einige Nächte auf dem nassen Untergrund schlafen.

Damals, im Frühjahr 1945, war es tagsüber ziemlich warm, so trocknete unsere Lagerstätte in 2-3 Tagen wieder. Aber auch die Wasserlache, in der wir unsere Füße kühlten, zog sich zurück, bis in die Nähe des Zaunes. Nachts krabbelten wir dort hin, und streckten unsere Füße hinein. Doch es war verboten, näher als 10 m an den Zaun heranzukommen. Von ihren Wachtürmen hatten sie uns im Auge. Sobald wir uns dem Zaun näherten, wo das meiste Wasser stand, gaben sie Warnschüsse in die Luft ab. Beim Erhalten der Schüsse war es Zeit, sich zurückzuziehen, sonst drohten gezielte Schüsse. Bei anderen hatten wir das schon miterlebt.

Anfang Mai begann die Ruhr bei uns im Lager zu grassieren. Vor allem die Älteren waren davon betroffen. Wir hatten Volkssturmmänner bei uns im Camp, die bereits 60 Jahre alt waren. Da die Chlortabletten miserabel schmeckten, mischten viele Kameraden diese nicht ins Wasser. Das waren diejenigen, bei denen anschließend die Ruhr ausbrach.

Wir hatten zweierlei Personen im Lager. Die einen, die mehr als 10 Mal am Tag auf die Stange mussten. Die anderen höchstens 1 Mal die Woche, wegen der wenigen Nahrung. Die Latrine war von unserer Schlafstätte aus gut einsehbar, so konnten wir alles beobachten. Es kamen welche angeschlichen, mit herunterhängender Hose und beschmiert. Viele kippten, weil sie keine Kraft mehr hatten, über die Stangen in das tiefe Loch voller Kot hinein. Die schmutzige Masse schlug über ihnen zusammen. Sie waren verschwunden, und keiner kümmerte sich um sie. Im gesamten Lager ereilte bestimmt einige Hundert dieses Schicksal.

Ein Bekannter aus Bretzenheim, der auch im Lager war, erzählte mir später, dass die Bauern beim Pflügen Menschenknochen ans Tageslicht beförderten, an den Stellen, wo die Latrinen standen.

Diese Toten blieben anonym und wurden als vermisst gemeldet. Nach Ausbruch der Ruhr wurden Kohlortabletten verteilt und das Chlor wurde in die Wasserbehälter eingefüllt. Allmählich besserte sich dann die Epidemie.

Auch unseren Füßen ging es allmählich etwas besser. Neue Haut hatte sich an ihnen gebildet. Wenn wir die Zähne zusammenbissen, konnten wir die Schuhe wieder anziehen und einige Schritte gehen.

Inzwischen war auch der bekannte Kölner Dichter und Sänger vieler Karnevalslieder, Karl Berbuer, bei uns im Lager als Gefangener eingetroffen. Er hatte vor dem Krieg den bekanntesten deutschen Karnevalsschlager „Heide-witzka Herr Kapitän“ gedichtet und gesungen. Er musste nun jeden Tag, mindestens 1-mal dieses Lied am Lagerlautsprecher singen. Nach dem Krieg komponierte er noch viele Kölner Lieder, darunter auch den Schlager „Wenn em Zelt de Möcke un de Hummele dich verjöcke“.

Am Tag des Kriegendes, am 8. Mai, drehten sie am Lagerlautsprecher fast durch und verspotteten uns tagelang. Der Lautsprecher war Tag und Nacht bis zum Anschlag aufgedreht. Inzwischen hatten wir uns auch mit einigen anderen Kameraden etwas angefreundet. Sie kamen fast jeden Tag einige Zeit bei uns vorbei, um ein Schwätzchen zu halten. 2 waren schon über 40 Jahre alt. Der erste war ein Heinrich Jörn aus Berlin-Neukölln. Er war Bildhauer, unterhielt sich meistens mit Berndt, der ja auch später etwas in der Richtung werden wollte. Der zweite war ein Schriftsteller namens Werner Winkler aus Plauen im Vogtland. Die Adressen von Jörn und Winkler hatte ich in meinem Büchlein eingetragen. Die meisten Gespräche mit Werner Winkler führte ich über Sport, da er auch kompetent auf diesem Gebiet war. Doch das Hauptthema bei unseren Unterhaltungen war das Essen. Stundenlang wurde über Kochrezepte debattiert. Wenn man durch das Camp ging, hörte man überall das gleiche Thema. Obwohl keiner vor dem Krieg einen Bissen gekocht hatte, wusste jetzt jeder einige gute Rezepte.

Im oberen Teil unseres Camps befand sich ein Kartoffelacker, in dem die Kartoffeln schon gelegt und gekeimt waren. Dort waren immer welche, wie früher die Goldgräber unterwegs und wühlten den ganzen Boden um. Sie hatten Glück, wenn sie eine fanden. Sie hatten sich eine Mini Feuerstelle aus Steinen gebaut, die nur einige Zentimeter breit war. Mit Schnipseln aus Pappe, die sie von den Packungen der Verpflegung aufbewahrt hatten, wurde geheizt. Darauf stellten sie eine zur Hälfte mit Wasser gefüllte Konservendose, in der sie

die eine oder zwei ergatterten Kartoffeln kochten, so lange das Heizmaterial reichte.

Einige Male bekamen wir auch Essen, welches in rohem Zustand nicht so gut zu genießen war. Ein riesengroßer Obstbaum stand in unserem Camp, den keiner anrühren und ein Ästchen abreißen durfte. Eines Tages, als es wieder Rohkost gab, wurde der Baum zum Abschuss freigegeben. Eine große Keilerei setzte um die herunterhängenden Äste ein. Als die untersten Äste erbeutet waren, kletterten welche wie die Affen hoch und plünderten alles Geäst, das sie mit den Händen abreißen konnten. Schließlich kam einer mit einer spitzen Hacke und fing an den Baum in Einzelteile zu zerlegen. Woher er die Hacke hatte, war mir nicht bekannt. Nach wenigen Stunden war der Baum fast ganz verschwunden. Doch das Holz musste erst ein paar Tage trocknen, bis es brannte.

An schönen Tagen spielten wir viel Karten, dort wo wir neben uns ein trockenes Plätzchen fanden. Die Karte war eine Mini-Skat-Karte, die entweder Berndt oder Egon bei Bekannten gesammelt hatten. Je nach Marke verschieden, lag damals in jeder Zigarettenpackung ein Bild zum Einkleben ins Album, oder eine Karte von einem Skat-Spiel bei. Das Skat-Spiel beherrschten wir damals noch nicht, so spielten wir meist Herzkarte, Mau-Mau oder sonst noch was. Was dieses kleine Kartenspiel uns für gute Dienste erwiesen hat, kann man sich nicht vorstellen. In der Zeit, in der wir Karten spielten, vergaßen wir meist unsern Hunger und die immer noch schmerzenden Füße.

Auch ein neues Problem hatte sich eingestellt. Eine große Läuseplage hatte sich bei uns ausgebreitet. Die hygienischen Bedingungen waren bei uns katastrophal. Ungewaschen trugen wir unsere Kleidung am Leib. Auch konnten wir uns selbst nicht waschen, denn sonst wäre alles um den Wasserbehälter herum abgesoffen. Man sackte so schon beim Wasserholen bis an die Knöchel ein. Die Läuse hatten sich hauptsächlich in den Nahtstellen der Hosen eingenistet. Die weißen Nissen, die Eier der Laus, waren in den Nähten unserer schwarzen Uniform hundertfach zu sehen. Auch krabbelten einige Läuse an unserem Körper herum. Läuse fangen war bei uns zu einem Sport geworden. Die dunklen Läuse knackten wir zwischen unseren Daumen. Ich glaube, im gesamten Lager war niemand mehr ohne Läuse.

Daraufhin setzte eine große Entlausungsaktion ein. Mit einem Gerät, das einer Luftpumpe glich, an dem unten ein blecherner Behälter mit weißem Pulver gefüllt angebracht war, wurden wir bestäubt. Dazu mussten wir das Hemd ausziehen und die Hose öffnen. Unser ganzer Körper und die Kleidung wurden damit behandelt. Diese Arbeit wurde im Zeitraum einer Woche täglich von einem Gefangenen ausgeführt. Dieses Mittel wirkte ziemlich gut und wäre heute wahrscheinlich verboten.

Nach dem 8. Mai, ab dem Tag, an dem die Waffen ruhten, kamen jeden Tag Güterzüge mit Gefangenen an und das Lager füllte sich allmählich. In diesen Tagen regnete es oft, das Lager verwandelte sich in eine Schlammwüste. Wo tausende genagelter Stiefel hintraten, verwandelte sich auch der letzte Grashalm in Schlamm. Auch unsere Erdhöhle stand zum Teil unter Wasser. Wir leiteten es in eine Ecke, wo wir ein kleines Loch gegraben hatten. Dort konnten wir es ausschöpfen. Aber trotzdem mussten wir nachts auf der nassen Pappe liegen.

Mit den Transporten kamen viele Ungarn und Österreicher an. Die Österreicher, aus dessen Land ja Adolf Hitler stammte und die 1938 mit 99% für den Anschluss an Deutschland stimmten, wollten nach dem verlorenen Krieg auf einmal keine Deutschen mehr sein. Sie hielten sich von uns fern und waren die meiste Zeit unter sich. An ihren Uniformen prangte überall die Aufschrift „Austria“. Über ihren Liegestätten, die sich nebeneinander befanden, wehte eine Fahne, auf der Austria stand.

Von den Ungarn, die angekommen waren, trugen ja viele einen schwarzen Schnurrbart. An diesem erkannte man sie schon von weitem. Sie hatten fast dieselben Uniformen wie die Franzosen. Sie waren ja Verbündete der Deutschen. Auch sie kennzeichneten sich alle. An ihrer Kleidung hatten sie alle das Wort „Hungaria“ angebracht.

In der Zeit, bevor die Neuen ankamen, wurde selten etwas geklaut. Das änderte sich schlagartig. Mindestens 3-mal am Tag, wenn einer von ihnen an unserer Mulde vorbeikam und eines von unseren braunen Köfferchen sah, sagte er zu uns: „Das habt ihr mir geklaut!“ Diese Köfferchen gab es tausendfach im Lager. Denn jeder, der in den letzten Kriegsjahren eingezogen wurde,

bekam einen sogenannten „Bezugsschein“, um eines zu kaufen. Viele glaubten, mit uns Jungen könnten sie es machen und uns die Köfferchen abjagen. Doch wir ließen uns nichts gefallen und verteidigten unser Recht. Daraufhin banden wir vier unsere Koffer zusammen. Wenn wir schliefen, lagen sie über Nacht an unserem Kopfende.

Eines Morgens, als wir aufwachten, waren sie alle vier weg, samt der Decke, die wir über uns gedeckt hatten. Das einzig wertvolle, was sich in dem Köfferchen befand, waren noch die etwa 10 Zigarren, die noch übrig waren. Diese hätten uns noch wie die anderen, die wir schon eingetauscht hatten, gute Dienste erweisen können. Im Verdacht hatten wir die Ungarn, denn seit sie da waren, war nichts mehr sicher. Mitunter fand man ein Köfferchen, das leerge-räumt war, in der Gegend rumliegen. Nun waren die wenigen Kleider, die ich am Leibe trug, noch meine ganze Habe. Mein Büchlein, in dem ich alles aufschrieb, trug ich in meiner Gesäßtasche. Das war für mich das Wertvollste, ich konnte es, wenn auch arg zerbeult, bis nach Hause retten. Die gestohlene Decke vermissten wir am meisten. Sie war für uns mehr wert, als die vier Koffer. Nun konnten wir uns nachts nicht mehr zudecken. Mir ist es noch bis heute unerklärlich, dass wir so fest schliefen und von dem Diebstahl nichts merkten.

Jetzt, wo mehr Personen im Lager waren, wurde auch nachts wieder mehr geschossen, weil immer wieder viele zu flüchten versuchten. Mittlerweile waren über 100.000 Gefangene im Lager. Die ohnehin schon kleinen Essensrationen wurden noch kleiner. Eine Katze wäre davon nicht satt geworden. Die Ruhr hatte sich dank des verstärkten Einsatzes von Chlor stark gebessert, obwohl sie noch nicht ganz verschwunden war. Noch immer gab es welche, die entweder von der Ruhr oder von Hunger entkräftet, von der Stange kippten.

In einem Buch über das Lager Bretzenheim ist zu erfahren: Dort waren über 130.000 Gefangene. Prozentual gab es hier die meisten Toten. Jeden Tag wurden im Mai und Juni 120 - 180 Tote auf GMCs aus dem Lager herausgeführt. Die Toten in den Latrinengräben waren nicht mitgezählt. Die Todesursachen waren: Verhungert, an der Ruhr gestorben, oder bei der Flucht erschossen. Das Lager Heidesheim hatte prozentual die vierthöchste Todesrate in Deutschland.

In Mainz führte die Bahnbrücke über den Rhein, eine der ganz wenigen, die noch erhalten waren. Täglich rollten unzählige Züge mit gefangenen Franzosen, kaum 50 m von uns entfernt, Richtung Frankreich fahrend, an uns vorbei. Sie hatten ja ihre Freiheit wiedererlangt. Ein kleiner Teil in Personenwagen. Die meisten jedoch in offenen Güterzügen. Sobald sie unser Lager erblickten, fing ein gellendes Pfeifkonzert oder Gejohle an, dass einem fast die Ohren wehtaten. In den Güterwaggons saßen sie in den offenen Türen und ließen die Füße nach außen baumeln. Hinter ihnen standen dichtgedrängt ganze Haufen. Die Restlichen streckten den Kopf über den Rand des Waggons heraus. Sie standen bestimmt auf ihrem Gepäck. Sie alle wollten uns, aus einer durchaus verständlichen Schadenfreude, im Schlamm liegen sehen. Obwohl kein einziger gefangener Franzose während seiner langjährigen Gefangenschaft (seit 1940) auch nur eine einzige Nacht im Freien schlafen musste.

Die meisten von ihnen arbeiteten über ganz Deutschland verteilt in der Landwirtschaft. Sie waren für die im Krieg befindlichen Bauern eingesetzt. Die meisten befanden sich bis Kriegsende in einem Betrieb, wo sie sich auch wohl fühlten.

Von den Franzosen, die sich in unserem Heimatort Alterkülz befanden, habe ich ja schon ausführlich berichtet. Augenscheinlich fehlte es ihnen an nichts. Der Briefverkehr in ihre Heimat funktionierte gut. Auch bekamen sie viele Sachen vom Internationalen Roten Kreuz, die wir damals in Deutschland nicht hatten (Zigarren bekamen sie in Hülle und Fülle). In dieser Zeit kämpften die meisten der Soldaten, die jetzt hier in der Scheiße lagen und halbverhungert waren, unter großen Entbehrungen an allen Fronten oder lagen verwundet in Lazaretten. Auch waren die Franzosen nicht in Gefahr, an der Front in schweren Gefechten ihr Leben zu verlieren. Und doch arbeiteten sie hier in Deutschland unter Zwang und waren in ihrer Freizeit eingesperrt. Zudem fehlten sie bei ihnen zu Hause in ihrem Betrieb oder in ihrer Landwirtschaft als wertvolle Arbeitskraft. Wir haben es nach dem Krieg ja erlebt, was für ein Elend es war, wenn die Hauptarbeitskraft fehlte, der Mann oder Vater in Gefangenschaft war oder gefallen. Dann mussten Frauen und die Alten die Arbeit tun, Kinder mit 10 oder 12 Jahren voll mitarbeiten.

Ein großer Teil der Züge fuhr im Schrittempo an uns vorbei, um unser Elend richtig genießen zu können. Aus den Zügen heraus erhallten dann beleidigende Parolen, die wir nicht verstanden und auch nicht verstehen wollten. Es waren nicht genügend Züge vorhanden, weshalb es einige Wochen dauerte, bis sie alle vorüber waren.

Wir versuchten auch ein Lebenszeichen von uns in die Heimat zu senden. Wir vier schrieben unsere Heimatadressen mit unserem Namen drunter auf einen Zettel, den wir in ein leeres Tablettenfläschchen steckten. Diese Fläschchen waren Mangelware, da sie alle für den gleichen Zweck gebraucht wurden. Da unser Camp nicht weit von Heidesheim entfernt lag, obwohl wir von uns aus keine Häuser sehen konnten, kamen manchmal Heidesheimer, die sich mit einem Pass ausweisen mussten, aus Neugier in die Nähe unseres Lagers. Sie durften sich bis auf 30 m dem Zaun nähern. Als ein gutmütiger Schwarzer vor dem Zaun patrouillierte (Er hatte vorher schon ein paar Täfelchen Schokolade über den Zaun geworfen), nutzten wir die Gelegenheit und ließen einen, der gut werfen konnte (er hatte es schon mehrere Mal getan), das Fläschchen vor die Füße der Heidesheimer werfen. Diese nahmen es auch auf. Doch leider kam die Nachricht bei keinem von uns zu Hause an.

Der schwarze Mann nahm das mit einem Grinsen wahr, als das Fläschchen geworfen wurde. Es war streng verboten, etwas über den Zaun zu werfen. Hätten seine Vorgesetzten gesehen, dass er es geduldet hätte, wäre er mit Arrest bestraft worden. Ein Schwarzer, der uns etwas zusteckte, wurde abgeführt. Bei vielen Amerikanern waren die Dunkelhäutigen damals nur Menschen zweiter Klasse. Sie galten bei manchen noch weniger als wir Gefangenen.

Die Woche vor Pfingsten, am 20. Mai, wurde es immer wärmer und der Schlamm trocknete in unserem Lager. Unsere Füße hatten sich auch gebessert. Neue Haut hatte sich darauf gebildet und wir konnten wieder gehen.

Am ersten Pfingsttag dachten wir, es wäre wieder mal ein verpflegungsfreier Tag, sprach es sich gegen Abend herum, es gäbe Brot. Seit genau einem Monat, einen Tag vor unserer Gefangenschaft, hatten wir keines mehr gesehen. Doch wir wurden enttäuscht. Mit unserer Hundertschaft mussten wir uns ein großes viereckiges Kastenbrot teilen. Der Hundertschaftsführer teilte es

in 20 große Scheiben. Einer musste sich umdrehen und sagen, welche Scheibe jede Gruppe bekam. Unsere Scheibe schnitt unser Gruppenführer mittendurch und schnitt von jedem Teil fünf Streifen, die wir auch durch Umdrehen verlosteten. Dies war bei uns in einer Minute erledigt. Vor allem bei den Gruppen, in denen die Älteren waren, war der Krach bei der Verteilung, wie üblich, wieder groß und es dauerte eine kleine Ewigkeit.

Brauchten wir ein Messer, bekamen wir es von der Lagerleitung, die es nach Gebrauch wieder einsammelte. Die Menge an Brot, die man bekam, passte auf einmal in den Mund. Ob wir an diesem Tag noch eine andere Nahrung bekamen, ist in meinem Gedächtnis nicht mehr haften geblieben. Wahrscheinlich gab es nichts mehr.

Die kommende Nacht wäre fast die letzte für uns gewesen. Mitten in der Nacht wurde einer von uns wach und schlug wild um sich. Ein starker Wolkenbruch war niedergegangen und in kurzer Zeit füllten sich unsere Erdlöcher mit Wasser. Unsere Köpfe standen schon unter Wasser, als jemand Alarm schlug. Die reißenenden Wassermassen hatten ein Loch in den Damm um unsere Liegestätte gerissen, sodass sie in Sekunden vollgelaufen war.

Einige Liegestätten neben uns hatten die Kameraden weniger Glück und waren in ihren Erdlöchern ertrunken. Ich kann heute noch nicht verstehen, wie man damals so fest schlafen konnte.

Am nächsten Tag war Pfingstmontag, es hatte sich etwas abgekühlt. Wir dichteten unseren Damm wieder ab und leerten unser Loch mit den Dosen, die wir mit der Pappe im Tausch gegen die Zigarren von der Lagerpolizei bekommen hatten. Überall standen riesige Wasserlachen. Als die Arbeit getan war, saßen wir den restlichen Tag auf dem Damm unserer Lagerstätte, um uns trocknen zu lassen. Da es ein mäßig warmer Tag war, legten wir Hemd und Jacke neben uns zum Trocknen. Die Hose musste am Körper trocknen. Für unsere Kleidung war es ein unfreiwilliges Bad. Sie waren ja schon lange nicht mehr gewaschen worden. Da wir ja die ganze Nacht nicht geschlafen hatten, saßen wir mit hängenden Köpfen auf dem Damm und schliefen. Abwechselnd musste immer einer wach bleiben, damit wir unsere Kleidung nicht gestohlen bekamen. Wir hatten schon genug schlechte Erfahrungen gemacht.

Diese Woche sollte unsere letzte in Heidesheim sein. Es ging die Parole um, die Linksrheinischen würden entlassen werden. Brot gab es mehrere Male. Jetzt brauchten wir es nur mehr unter 20 Mann zu teilen.

Wir vier bestanden nur noch aus Haut und Knochen. Mitte der Woche mussten sich alle Linksrheinischen aus unserem Camp melden. Wir wurden namentlich erfasst und mussten unseren Wohnort angeben. Lothar und Egon waren geschockt, weil wir entlassen werden sollten und sie bleiben mussten.

Am Samstag war es dann soweit. Nach einer gründlichen letzten Entlausung hieß es Abschied nehmen. Außer den Kumpels aus dem Bayrischen Wald kannten wir inzwischen doch einige, von denen wir uns verabschiedeten. Vor allem Lothar und Egon fiel der Abschied besonders schwer. Seit Ende März waren wir Tag und Nacht unzertrennlich gewesen und nun konnten wir heim und sie mussten bleiben. Sie waren beide, genau wie wir, in einem sehr schlechten körperlichen Zustand. Bei weiterer Gefangenschaft mit dieser Verpflegung hätten sie nicht mehr lange überleben können.

Ehe wir wieder, wie üblich, auf einen GMC verladen wurden, wurde uns gesagt, wir würden nach Kreuznach gefahren, wo wir die Entlassungspapiere bekämen. Doch, oh wehe! Plötzlich hielten wir vor einem Gefangenenlager. Es war lange nicht so groß, wie unser Lager in Heidesheim. Auch hier lagen alle im Freien in den aufgeweichten Äckern. Wir wurden ohne Erklärung in ein kleines Camp getrieben. Schließlich erfuhren wir, dass das Lager zwischen Biebelsheim und Zotzenheim lag. Es war ein Nebenlager von Bretzenheim. Uns wurde gesagt, wir wären nicht in der körperlichen Verfassung, um freigelassen zu werden.

Es war der 26. Mai 1945. So mussten Berndt und ich uns in der Nacht, in der es noch ziemlich frisch war, auf die nasse Erde legen, um zu schlafen, da wir ja keine Decke mehr hatten und auch keinen Mantel trugen, im Gegensatz zu den Soldaten, denen man die Mäntel bei der Gefangennahme nicht abgenommen hatte. Auch die Decken, die meist über den Tornister geschnallt waren, besaßen die meisten noch. So mussten wir beide uns dicht beieinander legen, um uns gegenseitig warm zu halten.

Am nächsten Morgen, nachdem wir hungrig aufgewacht waren, betrachteten wir mal die nähere Umgebung. In unserem kleinen Camp befanden sich nur welche vom linken Rheinufer, die kurz vor der Entlassung standen. Die mit Chlor gefüllten Wasserbehälter waren so ähnlich wie die in Heidesheim. Die Klos (die wir ja selten benutzen mussten, da wir ja nichts im Leibe hatten) waren, im Gegensatz zu den Stangen von Heidesheim, richtige aus Holz gezimmerte Sitzklosetts über den Löchern. Ungefähr 10 Stück waren in einer Reihe aufgebaut.

Das neben uns liegende Camp, welches auch nicht viel größer war als unseres, stand voller Zelte und Baracken. Im Freien lag dort keiner. In den Zelten war das Hauptquartier der deutschen Lagerleitung und der Polizei. Auch eine Küche war darin untergebracht. In den Baracken waren einige hundert deutsche gefangene Offiziere untergebracht. In allen Fußpfaden zwischen den Zelten und Baracken war Steinsand ausgebracht worden, sodass ja keiner dreckige Schuhe bekam.

Die Offiziere wurden, im Gegensatz zu den anderen Soldaten, nach allen Regeln der Genfer Konvention behandelt. Alle anderen wurden in den vorhergehenden Lagern wie Schwerverbrecher behandelt. In diesem Lager durften wir bis dicht ans benachbarte Camp rangehen. Nur durch einen einfachen Stacheldraht waren wir voneinander getrennt. Nur wenige, und dann die ganz jungen Offiziere, kamen zu uns an den Zaun, um sich mit uns zu unterhalten. Die allermeisten jedoch würdigten uns keines Blickes. Sie stelzten wie ein Gockel, mit erhobenem Kopf zwischen den Baracken umher. Sie hatten ein Auftreten, als ob wir den Krieg gewonnen hätten. Sie trugen an ihren saubereren Uniformen (denn sie hatten noch keine Nacht im Dreck im Freien verbracht) noch alle Rangabzeichen. Manche noch Orden und Tapferkeitsmedaillen.

Ein Soldat aus unserm Camp erzählte: „Die haben uns, während sie im sicheren Gefechtsstand hinter der Front saßen, mit großen Anfeuerungen in den Kampf gejagt, von dem viele gar nicht oder verwundet zurückkamen. Dafür bekamen sie dann die Auszeichnungen.“ Ferner meinte er: „Die Vollgefressenen da drüben wollten am meisten den Krieg und wir Halbverhungerten wollten ihm am wenigsten.“

Im Offizierscamp waren bis zum General alle Dienstgrade vertreten. Im Gegensatz zu den Offizieren bekamen alle Unteroffiziere und Feldwebel sofort nach ihrer Ankunft in Welda und Heidesheim die Schulterklappen und Rangabzeichen heruntergerissen, waren somit einfache Soldaten. In Welda bekamen die Soldaten keine Sonderbehandlung. Auch sie wurden bei ihrer Ankunft von den Autos herunter geknüppelt. Denn die dortige (jüdische) Leitung hatte schlechte Erfahrungen mit der deutschen Führungsschicht gemacht.

Am 27. Mai, es war wie ein Wunder, bekamen Berndt und ich das erste warme Essen seit dem 18. April, dem Tag vor unserer Gefangennahme. In einem der neben unserem Camp stehenden Zelte war eine Küche aufgebaut. Von dort aus bekamen wir jetzt täglich eine Konservendose (1 Liter) voller Suppe, die sehr süß war und viele Rosinen enthielt. Sie schmeckte hervorragend. Manchmal gab es auch noch einige Bissen dazu. Satt wurden wir noch lange nicht, doch wir brauchten auch keine Angst mehr vor dem Verhungern zu haben.

Nach einigen Tagen in Biebelsheim fing mein linker Arm an zu schwellen. Es hatte sich ein Furunkel gebildet. Der Arm war fast doppelt so dick wie normal. Es war eine große Hitze darin, es klopfte und hämmerte. Durch Berndt ließ ich dies bei der Lagerleitung melden und wurde zu einem deutschen Lagerarzt verwiesen. Ein Lagerpolizist brachte mich ins Offizierscamp, wo der Arzt, da es gutes Wetter war, vor einem Zelt seine Sprechstunde abhielt. Noch einige Mann standen in einer Reihe vor mir, bevor ich an die Reihe kam. Während des Wartens merkte ich plötzlich ein schmerzhaftes Reißen im Arm. Dann wusste ich nichts mehr.

Am anderen Tag wurde mir gesagt, mein Geschwür wäre aufgeplatzt und ich wäre bewusstlos umgefallen. Nach der Behandlung durch den Arzt hätte man mich in dem Zelt, wo die hoffnungslosen Fälle waren, abgelegt.

Gegen Morgen des nächsten Tages kam ich wieder zu mir, wusste gar nicht wo ich war. Doch als ich meinen immer noch schmerzenden Arm spürte, der aber doch dünner war, kam die Erinnerung wieder. Mein Arm war dick mit Klopapier umwickelt. Im Halbdunkeln tastete ich um mich, berührte mit einer Hand etwas Kaltes. Mit Schrecken stellte ich fest, dass ich neben einem Toten

lag. Dieser wurde in aller Frühe, so wie es in allen Lagern üblich war, auf einen LKW geladen und abtransportiert. Ich dachte mit Schrecken daran, wenn ich einige Stunden später erwacht wäre, wäre ich wahrscheinlich auf der Ladefläche des LKW gelandet.

Im Laufe des Vormittags wurde ich dann mit einer Rolle Klopapier, die zum weiteren Verbinden der doch etwas größeren Wunde gedacht war, in unser Camp entlassen. Anfangs musste ich immer wieder den Eiter, der sich frisch bildete, herausdrücken. Doch nach einigen Tagen heilte die Wunde zu. Bis vor einigen Jahren war die Narbe am Unterarm noch zu sehen. Berndt hatte schon das Schlimmste befürchtet.

Einer der Schlimmsten von der deutschen Lagerpolizei war einer Namens Kießling. Er war Chef vom Küchenpersonal und verschob einen Teil der Lebensmittel, die wir bekommen sollten. Er war einer der Ältesten der Lagerpolizei. Ein Kamerad, der mit uns im Camp inhaftiert war, kam aus derselben Gegend wie Kießling, er kannte ihn von früher. Angeblich war er ein linientreuer Parteigenosse gewesen. Der Kamerad schrie ihm über den Zaun zu: „Kießling, du Schwein, wenn ich nach Hause komme, werde ich in der ganzen Gegend erzählen, wie du vollgefressene Sau unsere Verpflegung verschoben hast.“ Daraufhin rief Kießling zurück: „Ich werde dich melden, dann kommst du in den Knast.“ Daraufhin antwortete der andere: „Melde mich nur, dann kommt ans Tageslicht, was für ein fanatischer Nazi du warst.“

Diese Worte musste einer von leitender Stelle mitbekommen haben, denn am nächsten Tag musste Kießling seinen schönen Posten aufgeben. Unter großem Freudengeheul von unserer Seite musste er nicht weit an uns vorbei abziehen und kam wieder als einfacher Gefangener in ein anderes Camp.

Am 4. Juni war es dann soweit. Namentlich wurden wir aufgerufen und sollten uns auf die Entlassung vorbereiten. Wir mussten antreten. Zur Vorsorge wurden wir noch einmal gründlich entlaust. Auch die verschmutzten oder zerrissenen Kleidungsstücke wurden ausgetauscht. Für meine zerschlissene Uniformjacke bekam ich eine noch gut erhaltene Wehrmachtsjacke, die mir bestimmt 6 Nummern zu groß war. Ich wog ja inzwischen weit unter einem Zentner. Wie eine Vogelscheuche sah ich darin aus.

518

CONTROL FORM D.2.
Kontrollblatt D.2.CERTIFICATE OF DISCHARGE
EntlassungsscheinALL ENTRIES WILL BE
MADE IN BLOCK LATIN
CAPITALS AND WILL BE
MADE IN INK OR TYPE-
SCRIPT.Dieses Blatt muss in folgender
weise ausgefüllt werden:

1. In lateinischer Druckschrift
und in grossen Buchstaben.
2. Mit Tinte oder mit
Schreibmaschine.

I
PERSONAL PARTICULARS
Personalbeschreibung

SURNAME OF HOLDER BERG DATE OF BIRTH 9 SEPT. 1929
 Familienname des Inhabers Geburtsdatum (DAY/ MONTH/ YEAR)

CHRISTIAN NAMES OTTO PLACE OF BIRTH ALTERVELZ
 Vornamen des Inhabers Tag/ Monat/ Jahr)

CIVIL OCCUPATION FARMER APPRENTICE FAMILY STATUS—SINGLE Ledig
 Beruf oder Beschäftigung (LANDWIRTSCHAFT) Familienstand MARRIED Verheiratet

HOME ADDRESS Strasse ALTERVELSTRASSE WIDOWER Verwitwet
 Heimatanschrift Ort SIMMERN DIVORCED Geschieden

Kreis KÖLN NUMBER OF CHILDREN WHO ARE MINORS
 Regierungsbezirk/Land]. Zahl der minderjährigen Kinder

RHEINLAN.

I HEREBY CERTIFY THAT TO THE BEST OF
MY KNOWLEDGE AND BELIEF THE PARTI-
CULARS GIVEN ABOVE ARE TRUE.I ALSO CERTIFY THAT I HAVE READ
AND UNDERSTOOD THE "INSTRUCTIONS TO
PERSONNEL ON DISCHARGE" (CONTROL
FORM D.1).Ich erkläre hiermit, nach bestem Wissen und Gewissen,
lass die obigen Angaben wahr sind.Ich bestätige ausserdem dass ich die „Anweisung
für Soldaten und Angehörige Militär-ähnlicher
Organisationen“ u.s.w. (Kontrollblatt D.1) gelesen
und verstanden habe.SIGNATURE OF HOLDER
Unterschrift des InhabersBerg OttoII
MEDICAL CERTIFICATE
Ärztlicher BefundDISTINGUISHING MARKS
Besondere KennzeichenDISABILITY, WITH DESCRIPTION
Dienstunfähigkeit, mit BeschreibungMEDICAL CATEGORY
TauglichkeitsgradTAUGLICHI CERTIFY THAT TO THE BEST OF MY KNOW-
LEDGE AND BELIEF THE ABOVE PARTI-
CULARS RELATING TO THE HOLDER ARE TRUE
AND THAT HE IS NOT VERMINOUS OR
SUFFERING FROM ANY INFECTIOUS OR
CONTAGIOUS DISEASE.Ich erkläre hiermit, nach bestem Wissen und Gewissen,
dass die obigen Angaben wahr sind, dass der Inhaber
ungezieferfrei ist und dass er keinerlei ansteckende
oder übertragbare Krankheit hat.SIGNATURE OF MEDICAL OFFICER
Unterschrift des SanitätsoffiziersJ.N. LandeNAME AND RANK OF MEDICAL OFFICER
IN BLOCK LATIN CAPITALSZuname/ Vorname/ Dienstgrad des Sanitätsoffiziers
(In lateinischer Druckschrift und in grossen Buchstaben)J.N. LANDE MAJ. M O
P.T.O.
Bitte wenden† DELETE THAT WHICH IS INAPPLICABLE
Nichtzutreffendes durchstreichen

Wk. 11216/67326 2,001M BPL 51-6097

Abbildung 39: Entlassungsschein Gefangenschaft, bemerkenswert die
Kategorie tauglich

Nach einer letzten Nacht in Gefangenschaft, wo wir vor Aufregung schlecht schliefen, weil wir dem Braten noch nicht recht trauten, ging es am nächsten Morgen los. Traditionsgemäß wurden wir auf einen GMC verladen und die Reise ins Ungewisse begann.

Die Wegweiser unterwegs zeigten die Richtung Idar-Oberstein an. Dort hofften wir, entlassen zu werden. Doch wir hatten uns getäuscht. In rasanter Fahrt ging es weiter nach Westen. Trier kam immer näher. Berndt, der aus Trier stammte, sagte zu mir: „Die laden mich vor unserer Haustür ab.“ In Wirklichkeit aber glaubten wir, dass sie uns verarschen und es zum Arbeitseinsatz nach Frankreich geht, obwohl sie wegen unserer schlechten körperlichen Verfassung nicht froh mit uns geworden wären.

Doch wir wurden angenehm überrascht. Wir fuhren in die Stadt ein und hielten ganz in der Nähe der Porta Nigra vor einem großen Gebäude mit der Aufschrift „Militärregierung“. Wir 40 Mann wurden abgeladen. Noch ein großer Haufen anderer Gefangener stand vor der Tür des Gebäudes, die auch auf ihre Entlassung warteten. Im Gebäude selbst waren mehrere Zimmer als Entlassungsbüros eingerichtet. Trotzdem dauerte es seine Zeit bis wir an die Reihe kamen. Da sie ja unsere Namensliste hatten, die der LKW-Fahrer mitgebracht hatte, wurden wir aufgerufen, wenn die Reihe an uns kam.

Mit Berndt hatte ich ausgemacht, wer zuerst an die Reihe käme, würde draußen auf den anderen warten. Er meinte, da sie genug Platz in der Wohnung hätten, könnte ich ein paar Tage bei ihnen bleiben, bis ich mich einigermaßen erholt hätte. Die Heimreise könnte ich anschließend antreten.

Mein Name wurde aufgerufen, ich trat ein. Hinter dem Schreibtisch saß ein Amerikaner, der einigermaßen deutsch sprechen konnte. Einige Fragen musste ich noch beantworten, ehe er mir den Entlassungsschein ausstellte. Vorher musste ich noch einige Fingerabdrücke machen. Einen auf meinen Entlassungsschein.

Als ich ihn in der Hand hatte, traute ich dem Frieden immer noch nicht. Als ich vor dem Gebäude nach Berndt schauen wollte, sah ich ein Grüppchen zusammenstehen, in dem ich Hunsrücker Laute vernahm. Die drei berieten über den Heimweg. Sie waren zusammen aus einem Lager nach Trier ge-

bracht worden, wo sie auch entlassen wurden. Es waren Josef Ochs aus Reckershausen, der 1 Jahr älter war als ich, Philipp Neuser aus Oberwesel-Engenhöll und ein gewisser Gietzen aus St. Goar. Er war ein Cousin von Josef Gietzen aus Alterkülz.

**III
PARTICULARS OF DISCHARGE
Entlassungsvermerk**

THE PERSON TO WHOM THE ABOVE PARTICULARS REFER
Die Person auf die sich obige Angaben beziehen

WAS DISCHARGED ON (Date) 5 JUNI 1945 FROM THE* Civil entlassen
wurde am (Datum der Entlassung) vom/von der *

RIGHT THUMBPRINT
Abdruck des rechten Daumen



CERTIFIED BY Elmer W. Grimes OFFICIAL
Beglaubigt durch EMBOSSED SEAL

NAME, RANK AND APPOINTMENT OF Elmer W. Grimes 1st Lt
ALLIED DISCHARGING OFFICER IN Capt, S-3 Amtliche
Einprägestemp.
BLOCK CAPITALS

* INSERT "ARMY," "NAVY," "AIR FORCE," "VOLKSSTURM," OR PARAMILITARY ORGANIZATION, e.g., "R.A.D.," "N.S.F.K.," ETC.
Wehrmachtteil oder-Gliederung der die Einheit angehört, z.B. „Heer“, „Kriegsmarine“, „Luftwaffe“, „Volkssturm“, „Waffen SS“, oder „R.A.D.“, „N.S.F.K.“, u.s.w.

Mustering outpayment
RM
working B 4
Tib-ti Winkel
Oberzahlmeister

Abbildung 40: Rückseite Entlassungsschein

Sie brachen sofort auf, um nach Hause zu kommen. Da dies eine günstige Gelegenheit war, um Begleitung für den Heimweg zu haben, schloss ich mich ihnen an. Da sie sofort loszogen, hatte ich keine Gelegenheit mehr, um mich von Berndt zu verabschieden.

In jedem Dörfchen, durch das wir auf unseren Heimweg kamen, wurden wir von Frauen, die aus ihren Häusern kamen, zum Essen eingeladen. Wir nahmen ihre Einladung gerne an. Viele fragten, wie es uns in der Gefangenschaft ergangen wäre, sie hätten auch Angehörige, von denen sie kein Lebenszeichen hätten. Wir erzählten ihnen natürlich nicht viel von unseren Qualen der Gefangenschaft, um ihnen nicht noch mehr Sorgen zu bereiten. Wohl aber sahen sie, wie abgemagert wir waren.

Mit vollem Bauch kamen wir gegen Abend in Föhren an, wo wir bei einem Bauern in der Scheune schliefen. Er wollte uns mit ins Haus nehmen, doch das konnten wir ja, wie wir aussahen, niemand zumuten. So stiegen wir die Leiter hoch und machten uns auf dem Viehstall ein Lager zurecht.

Nach den 20 km, die wir an diesem Tag zurückgelegt hatten, taten mir die Füße weh. Da wir den ganzen Tag alles gefuttert hatten, was uns angeboten wurde, war mir ganz schlecht. Als ich so im Stroh lag, fing ich stark zu schwitzen an. Der Elendsschweiß kam mir aus allen Poren. Vor Hitze konnte ich es nicht mehr aushalten. Ich stieg in die Tenne hinab und legte mich in den nassen Klee, den der Bauer dort abgeladen hatte. Dort lag ich bis zum Morgen.

Wir wachten auf, als ein Korbmacher mit seinem Einspanner-Pferdewägelchen mit Gummirädern (fast das gleiche wie es der Kreisleiter in Hofgeismar hatte) auf den Hof des Bauern kam. Er führte mit dem Bauern Verhandlungen über die Nutzung einer Korbweidenplantage, die der Kirche gehörte, da der Bauer der Kirchenrechner war. Wo wir denn hinwollten, fragte uns der Korbmacher. Wir nannten ihm unser Ziel. Daraufhin bot er uns an, bis Merl mit ihm zu fahren, da er dort auch noch Geschäfte machen wollte. Dieses Angebot nahmen wir dankend an.

Gemütlich nahmen wir Platz auf dem Wägelchen und wir tuckerten los. Zwischen den Ortschaften ließ er das Pferdchen zeitweise im leichten Trab laufen. In den Ortschaften hielten wir öfter an, wenn die Leute uns ausfragten

und uns etwas Essbares zusteckten. Da es ja nicht alltäglich war, dass Gefangene vorbeikamen, brachten sie manchmal ganze Brote. Doch ich war vorsichtig. Da mein Bauch noch vom Vortag übervoll war, bezwang ich meine Gier nach Essen. Nur von ganz guten Sachen nahm ich einige zu mir.

Am meisten profitierte unser Fahrer davon, der alles, was wir nicht essen konnten, auf seinem Wagen verstaute. Als er uns so bereitwillig mitnahm, hatte er schon bestimmt so etwas gehaut. Auch Gietzen, der schon 50 Jahre alt war, sammelte Vorräte.

Wir fuhren kurz vor Wittlich, als unser Fahrer sagte, er müsste noch kurz am Militärgefängnis vorbeifahren und von einem Insassen eine Unterschrift einholen. Die Genehmigung für den Gefängnisbesuch hätte er in der Tasche. Es würde nur wenigen Minuten dauern. Bei dem Wort Militärgefängnis lief uns ein Schauer über den Rücken. Doch was wollten wir machen, wir fuhren mit ihm. Ein Stück vom Eingangstor entfernt, hielten wir an.

Um das Gefängnis herum wachten einige amerikanische Soldaten. Statt der wenigen Minuten, die er bleiben wollte, dauerte es über 1 Stunde, bis er wieder kam. Uns war inzwischen mulmig geworden, weil wir dachten, er wäre in eine krumme Sache verwickelt und sie hätten ihn festgenommen.

Im Geiste sahen wir uns auch schon wieder im Knast. Er meinte, er hätte ein gutes Geschäft gemacht. Nachdem wir vor der Stadt kurz das Pferd versorgt hatten, ging die Reise weiter. Über Kinderbeuern und Bengel ging es der Mosel zu.

In allen Dörfern war es das Gleiche. Überall brachten sie uns Essen, doch da wir ja übervoll waren, mussten wir dankend ablehnen. Nur Gietzen aus St. Goar wurde nicht voll. Wenn jemand uns etwas anbot, fragte er, ob er nicht eine Dose Wurst oder Fleisch für seine zu Hause hungrige Frau bekommen könnte. Wir alle schämten uns für ihn, wegen seines Bettelns. Uns war es ein Rätsel, wie er das ganze Zeug nach Hause bringen wollte. Philipp Neuser, der ja noch bis an den Rhein mit ihm musste, sagte: "Morgen ziehe ich alleine los, mit dem will ich mich nicht weiter blamieren."

Unterhalb von Alf überquerten wir die Mosel, wo wir am Spätnachmittag in Merl ankamen. Wir bedankten uns bei unserem Fuhrmann, der noch einige Orte weiter musste. 50 km hatte er uns mitgenommen. Ich weiß nicht, wie wir sonst problemlos nach Hause gekommen wären. Wir übernachteten in Merl bei einem Winzer in einem Zimmer auf dem Fußboden mit Decken unter uns. In Betten, die er uns auch anbot, wäre es für uns zu heiß gewesen, da wir ja so was nicht mehr gewohnt waren.

Am Abend brüteten wir drei aus, wie wir Gietzen am besten loswürden. Wir beschlossen am nächsten Morgen auf der Hut zu sein und in einem Moment, an dem er nicht anwesend wäre, es auszunutzen und abzuhaue. Den Hausherrn weithen wir in unseren Plan ein. Wir nutzten den Augenblick, als Gietzen auf dem Klo saß, verschwanden durch die Hintertür, von der aus es in den Wingert ging und suchten das Weite.

Als nächstes Etappenziel hatten wir Moritzheim, wo eine Schwester von Peter Straßburger wohnte, die mich auch kannte. Der Weg nach Moritzheim war steil und beschwerlich. Obwohl wir eine Abkürzung über einen Waldweg nahmen, brauchten wir für die 6 oder 7 km einige Stunden, weil wir so viele Ruhepausen einlegen mussten.

Gegen Mittag kamen wir dort an und die Frau erkannte mich zunächst nicht. Als ich mich zu erkennen gab, schlug sie wegen meines Aussehens die Hände über dem Kopf zusammen. Sie stellte Brot, Butter und eine große Platte mit Schinken auf den Tisch. Dazu noch eine Flasche Wein. Den Schinken, der normalerweise für fast 10 Personen gereicht hätte, hatten wir im Nu aufgeessen. Sie füllte die Platte nochmals auf. Noch heute habe ich den Geschmack im Mund. Es war der beste Schinken, den ich je gegessen habe.

Gleich nach dem Essen machten Philipp, Josef und ich uns wieder auf den Weg, weil es uns nach Hause zog. Nach etwa einer Stunde erreichten wir Petry Hof. Es war eine einzeln stehende Gastwirtschaft, die an der Straße von Zell nach dem Blümlingshof, unweit des kleinen Dorfes Hesweiler, etwas neben der Straße liegt. Zwei kleine Schulmädchen aus Hesweiler, die im Petry Hof etwas erledigen sollten, sahen uns kommen und meldeten das in der Küche, wo

die ganze Familie am Mittagstisch saß, obwohl es nicht mehr so früh am Tag war.

Wenn welche aus der Gefangenschaft vorbeikamen, war das anscheinend eine kleine Sensation. So kamen sie alle vor die Haustür gestürzt und nahmen uns in Empfang. Wir mussten mit in die Küche und uns an den gedeckten Tisch setzen, an dem sie zusammengerückt waren. Obwohl es erst kurze Zeit her war, wo wir in Moritzheim gegessen hatten, lief uns schon wieder das Wasser im Mund zusammen, als wir das gute Essen rochen und sahen. Geräucherter Fleisch, dazu Sauerkraut, Bohnen und Kartoffeln, an jede Einzelheit kann ich mich genau erinnern. Obwohl unsere Bäuche voll waren, langten wir nochmals zu. Auch sehe ich heute noch die 2 kleinen Mädchen aus Hesweiler neben dem Tisch stehen. Sie waren etwa 8 Jahre alt und betrachteten uns wie ein Weltwunder. Übrigens war das Mittagessen das erste gekochte Mittagessen, das ich seit 8 Wochen an einem Tisch gegessen hatte.

Nach kurzer Pause ging es weiter Richtung Heimat. Auf unserem weiteren Heimweg erreichten wir den Blümlingshof. Einige Straßenwärter waren dabei, Schlaglöcher auf der Hunsrückhöhenstraße zu flicken. Es war Feierabend und sie stellten ihr Handwerkszeug unter. Auch sie nahmen uns unter Augenschein. Plötzlich erkannte ich einen von ihnen. Es war unser Nachbar Heinrich Hebel, der Straßenwärter war. Als ich ihn ansprach, stutzte er zuerst, doch dann erkannte er mich gleich. Seine ersten Worte, die ich noch öfter hörte, lauteten: „Wie siehst denn du so verhungert aus?“ „Eure Leute werden sich freuen, wenn du erscheinst“, fuhr er fort.

Der Krieg war ja schon einige Zeit beendet, die Kunde von dem Jungen aus Külz, der von der SS erschossen wurde, war auch bis Altkülz vorge drungen. Somit hatten sie zu Hause schon fast alle Hoffnung aufgegeben, mich noch einmal lebend zu sehen.

Heinrich Hebel machte sich umgehend mit dem Fahrrad auf den Weg nach Hause, um meine Eltern auf meine Ankunft vorzubereiten. Bis nach Wüschheim gingen wir drei noch zusammen. Dort trennten sich unsere Wege. Für Josef Ochs ging es nach Reckershausen. Philipp Neuser und ich machten uns auf zur letzten Etappe.

Durchs Birkenstruth ging es Richtung Heimat. Meine Batterie war noch gerade soweit aufgeladen, dass es bis Altkülz reichen würde. Durch den langen Marsch an diesem Tag schmerzten meine Füße fast wieder unerträglich. Auch körperlich war ich so am Ende, dass mich nur noch der Wunsch, die Heimat zu erreichen, auf den Beinen hielt. Ich glaube nicht, dass ich noch einige 100 m weiter gekommen wäre.

Den Wald hatten wir gerade hinter uns gelassen, als einige johlende Jungen angerannt kamen. Heinrich Hebel hatte gemeldet, dass ich unterwegs wäre und von Wüschheim aus käme. Es hatte sich wie ein Lauffeuer im Dorf herumgesprochen und so kamen mir meine Kumpels entgegen. Otto Heinz, Helmut Engelmann und noch einige Jüngere waren dabei, unter anderem meine Cousins Manfred und Walter.

Als die erste Begrüßung vorbei war, betrachteten sie mich ungläubig, weil ich so klapperdürr war und die übergroße Militärjacke trug, in die zwei von meiner Statur hineingepasst hätten. Manfred erzählte noch bis zu seinem Tod von der großen Jacke, die ich anhatte, als ich aus dem Krieg kam. Da ich auch meine Haare seit Ostern nicht mehr geschnitten bekommen hatte und keine Mütze mehr auf dem Kopf trug, die mir ja auf dem GMC auf der Fahrt nach Welda fortgeflogen war, sah ich noch dünner aus.

Einige waren mit Fahrrädern gekommen, sie überließen Philipp und mir je eines. Ganz langsam fuhren wir weiter und sie trabten hinterher. Um nicht noch über das Wehr durchs ganze Dorf fahren zu müssen, wo die Ausfragerei ja kein Ende gefunden hätte, fuhren wir über einen Feldweg (Höhweg) und kamen direkt bei unserem Haus an.

In unserem Hof hatten sich eine ganze Menge Leute eingefunden, um den „verloren geglaubten Sohn“ zu begrüßen. Außer meinen Eltern und beiden Omas waren die ganze Verwandtschaft, Nachbarn und Freunde anwesend. Da damals schon viele aus der Gefangenschaft zurück waren, glaubten sie fast nicht mehr, dass ich noch mal heimkehre. Umso größer war die Freude jetzt. Doch mein Aussehen schreckte sie alle. Doch meine Eltern sagten: „Hauptsache du bist wieder da. Fleisch werden wir dir schon wieder anfüttern.“

Meine Müdigkeit und die schmerzenden Füße waren in Vergessenheit geraten. Über eine Stunde lang musste ich, auf der Treppe vor unserem Haus sitzend, noch das Größte erzählen, wie es mir während meiner Abwesenheit von zu Hause ergangen war. Ich warf noch einen Blick in den Stall und auf den vollen Heustock (das Heu war schon früh eingebracht worden). Anschließend gingen wir hinein ins Haus, zusammen mit unserer nächsten Verwandtschaft.

Immer wieder musste ich erzählen. Die schlimmen Sachen von Welda erzählte ich niemandem. Ich wollte keine Angst verbreiten, denn viele Angehörige befanden sich noch in Gefangenschaft.

Philipp, der in der Gefangenschaft nicht so stark gehungert hatte wie wir, schlief die Nacht bei uns. Er hatte sich schon zu Bett begeben, da er am frühen Morgen, wenn es noch nicht so warm war, aufbrechen wollte. Ich hatte mich schon von ihm verabschiedet, da ich schon ahnte, dass ich am nächsten Morgen nicht aus dem Bett rauskommen würde.

An diesem Abend inspizierte ich noch alle Lebensmittelvorräte, die sich im Hause befanden. Zuerst kam der Küchenschrank an die Reihe, wo die meisten Lebensmittelvorräte für die nächsten Tage gelagert waren. Hauptsächlich war ich an der Fleischkammer interessiert, wo die geräucherten Schinken und Würste am Haken hingen. Ein paar Brüder der Bratwurst, die uns in Heidesheim so gut geschmeckt hatte, hingen auch noch am Haken. Da kein Licht in die Fleischkammer drang, und sie in der Schattenseite des Hauses lag, konnte man die gut geräucherten Sachen monatelang essen.

Der Tag meiner Heimkehr war der 7.Juni 1945. Ich war am Abend vollkommen fertig, musste meine Generalreinigung auf den nächsten Morgen verschieben. Seit vielen Monaten schlief ich diese Nacht wieder in einem richtigen Bett. Gut schlief ich nicht. Mehrmals wachte ich schweißgebadet auf, da ich ja kein warmes Bett mehr gewohnt war. Auch das ungewohnte viele Essen machte sich bemerkbar.

Am nächsten Morgen führte der Weg als Erstes in unsere Waschküche, in einen mit Wasser gefüllten Bottich. Schon eine Ewigkeit war es her, seit ich das letzte Mal gebadet hatte. Nach dem Bad wäre das Frühstück an der Reihe gewesen, doch mir wurde immer übler von dem vielen Essen an den

Vortagen, obwohl das Verlangen danach noch groß war. Meine Großmutter kochte mir eine steife Haferflockensuppe, was sie immer dann tat, wenn mir mal schlecht war. Sie schmeckte mir dann auch gut.

Im Laufe des Vormittages kam Gräfe Patt vorbei, um mir die Haare zu schneiden, denn er hatte am Vorabend gesehen, dass es nötig war. Er war einer von 5 Haarschneidern im Dorf, die allen Männern im Dorf samstags (den erwachsenen abends) die Haare schnitten.

Inzwischen waren auch wieder neue Geschwüre an beiden Unterarmen am entstehen. Im Laufe des Nachmittags musste ich mich wieder hinlegen, es wurde mir immer elender. Auch die nächsten 8 - 14 Tage verbrachte ich im Bett. Alle Kraft hatte mich verlassen und meine beiden Unterarme waren voller dicker Geschwüre. Schon ab der Hälfte der Gefangenschaft bis die erste Woche zu Hause wurde mir, wenn ich lag und dann aufstehen wollte, jedes Mal für einige Sekunden schwarz vor Augen. Das war bei allen meiner Kameraden so. Ich stand nur auf, wenn ich aufs Klo musste. Es war ein Plumpsklo auf dem Hof, wie damals jeder einen hatte.

Mein Weg führte immer am Küchenschrank vorbei, wo ich mir das Essen betrachtete, obwohl ich die meisten Sachen darin im Moment nicht vertragen konnte. Täglich kam unsere Dorfschwester vorbei, um nach mir zu sehen. Sie behandelte meine Geschwüre und auch meine Füße, die mir noch lange Probleme bereiten sollten. Meiner Oma gab sie Tipps, was sie mir kochen sollte. Es sollte verträglich und nahrhaft sein, damit ich bald wieder zu Kräften kommen sollte.

Die Schwester Auguste, die damals um die 50 Jahre alt war, war von den Gemeinden Altkülz, Hasselbach und Michelbach als Krankenschwester angestellt. Sie war ledig und wohnte in der ehemaligen Lehrerwohnung der alten Schule. Schon damals besaß sie eines der ersten Autos im Dorf. Sie war in ihrem Beruf eine wahre Kapazität. Sie hatte ein größeres Wissen als die meisten Ärzte. Aber sie hatte auch ihre andere Seite. Wenn sie jemanden nicht leiden konnte, lästerte sie über ihn und erzählte die unglaublichsten Sachen.

An die nächsten 14 Tage, an denen es mit ziemlich schlecht ging, habe ich kaum Erinnerungen. Nur eines weiß ich noch. Jedes Mal, wenn ich aufstand,

ging mein Weg am Küchenschrank und der Fleischkammer vorbei. An den Lebensmitteln konnte ich mich nicht satt sehen. Mitunter dachte ich, ich träume. Dieser Zustand hielt wochenlang an.

Schon 1 Tag nach meiner Heimkehr war mein Vater an Menke gegangen, wo Helmut's Vater lebte, um Bescheid zu sagen, dass ich auf dem Rückzug mit ihm zusammen gewesen wäre. Ferner berichtete er, wie wir zusammen in Gefangenschaft geraten und dann voneinander getrennt worden wären. Helmut wäre wegen seiner Zivilkleider zu den Soldaten und ich wegen meiner schwarzen Uniform zu den Politischen und der SS ins Strafcamp gekommen.

Auch nach Külz schickten wir zu den Eltern von Helmut Martin, den ich beim Rückzug in der Nähe des Edersees kurz getroffen hatte, eine Nachricht. Sie wussten zu dem Zeitpunkt nichts von ihm, kurze Zeit später aber kehrte auch er aus der Gefangenschaft zurück.

Auch die Schmidts aus Leideneck und Wüschheim, mit denen ich eine Nacht in einer Scheune in Nordhessen verbrachte, waren schon zu Hause. Sie hatten meine Angehörigen zu Hause von unserem Zusammentreffen unterrichtet. Es war das Letzte, was sie von mir gehört hatten.

An den ersten Tagen nach meiner Ankunft zu Hause wog ich mich auf der Dezimalwaage in unserer Scheune und musste mit Erschrecken feststellen, dass ich nur noch 93 Pfund wog. Anfang April hatte ich mich bei einem Bauern, bei dem wir die Pferde übernachten ließen, gewogen. Es waren 138 Pfund. Auch dieses hatte ich in meinem kleinen Tagebuch notiert. So hatte ich in der Gefangenschaft 45 Pfund abgenommen. Ich glaube, bei meiner Entlassung in Trier wog ich keine 90 Pfund mehr, da ja dort mein Bauch noch total leer war.

Nach etwa 14 Tagen zu Hause begann mein Zustand sich zu bessern. Die Geschwüre waren soweit abgeheilt, ich kam langsam wieder zu Kräften. Das gute Essen meiner Oma, das ich wieder besser vertragen konnte, trug viel dazu bei.

Auch ging ich ab und zu mal abends zu meinen Kumpels auf die Bude im alten Rathaus, die wir dort in der ehemaligen Wachstube des französischen Kriegsgefangenenlagers eingerichtet hatten.

In diesen Wochen trafen viele aus der Gefangenschaft wieder zu Hause ein. Die meisten hatten auch viel gehungert und waren abgemagert, aber keiner hatte das erlebt, was uns in Welda widerfuhr. Von nun an trafen wir uns fast jeden Abend uns gegenüber in Jereperesch Hof. Da gleich nach dem Krieg, in der Franzosenzeit, nur bis 10 Uhr Ausgang war, saßen wir auf Holzbalken. Durch den vor uns stehenden Wagen und sonst allerhand Gerümpel verdeckt, konnte man uns von der Straße aus nicht einsehen. Ab und zu fuhren Kontrollen vorbei. Alle, die wir zusammen saßen, waren etwa 15 bis Anfang 20 Jahre alt, waren im Krieg gewesen und teilweise schwer verwundet worden. Doch alle hatten den Krieg abgehakt.

Über alles, was sich während unserer Abwesenheit ereignet hatte, wurde diskutiert. Es wurden viele Sprüche geklopft und viel gelacht. Obwohl in unserem kleinen Dorf von etwa 450 Einwohnern 32 gefallen waren, andere schwer verwundet heimkehrten, ließ keiner den Kopf hängen. Das Leben musste ja weiter gehen.

Im Gegensatz zu damals, müssen doch eine Anzahl Soldaten, die heute für 4 Monate in diesem unsinnigen Krieg in Afghanistan waren, nach ihrer Heimkehr einen Psychiater aufsuchen, weil sie traumatisiert sind. Es waren ja nur welche, die sich freiwillig für den Militärdienst gemeldet hatten. Damals gingen fast alle unfreiwillig. Tausende Hunsrücker sind damals gefallen, heute kaum einer.

Bis zur Getreideernte war ich wieder voll bei Kräften und hatte auch wieder einige Pfunde zugelegt. Nur mit meinen Füßen war es eine langwierige Sache. Es dauerte fast ein Jahr, bis sie wieder ganz in Ordnung waren. Während der Getreideernte, wo ich wieder voll im Einsatz war, musste ich öfter die Zähne zusammenbeißen, denn wenn ich viel auf den Beinen war, taten sie ganz schön weh. Abends steckte ich sie oft in kaltes Wasser.

Der Heißhunger aufs Essen, der ein ständiger Begleiter war, ließ allmählich nach, ich inspizierte nicht mehr so oft den Küchenschrank und die Vorratskammer.

Nun will ich doch meine Niederschrift beenden, ich merke, dass ich immer mehr vom Hundertsten ins Tausendste komme. Mein Tagesrekord im

Schreiben waren 10 Seiten. Das Schreiben ist mir fast zur Sucht geworden. Als ich in diesem Buch etwa 50 Seiten geschrieben hatte, sagte ich zu meiner Frau: Die hundert Seiten, die ich noch in diesem letzten Buch angestrebt hatte, bekomme ich nicht voll. Daraufhin meinte sie: „Wenn du jede Belanglosigkeit so lange erklärst, wird das ganze Buch noch voll. Damit sie nicht noch Recht bekommt, mache ich nun nach 143 handschriftlichen Seiten Schluss.

So gut mit das Schreiben gefallen hat, freue ich mich jetzt, dass ich fertig bin. Hoffentlich bekomme ich nun keine Entzugserscheinungen. Es ist nun bald Mitternacht, ich habe wieder 7 Seiten geschrieben, denn ich wollte unbedingt fertig werden, da morgen bei den Olympischen Spielen die Leichtathletik beginnt und ich nichts versäumen möchte. Ich begeben mich ein Stockwerk höher, hoffe besser schlafen zu können als vergangene Nacht, wo ein Pothammel (Moskito) seinen Einstand für dieses Jahr gab.

In drei Büchern mit über 520 Seiten, habe ich alles aufgeschrieben, was ich in den ersten 15 Jahren meines Lebens erlebt habe. Auf Drängen meines guten Bekannten Joachim Bender (der im Rhein-Hunsrückkalender den Kriegseinsatz seines Vaters als Kurzgeschichte aufgeschrieben hat), der eine kleine Dorfchronik von mir gelesen hatte, die ich für meinen Hausgebrauch geschrieben hatte, entschloss ich mich, seiner Bitte Folge zu leisten. Zunächst noch widerwillig, begann ich zu schreiben. Und jetzt, wo ich fertig bin, freuen wir uns beide, dass ich mich durchgebissen habe.

Mit dem Schreiben der 3 Bücher begann ich am 1. Februar 2012 und beende es heute am 3. August 2012. Durch das ungewohnte Schreiben bekam ich mitunter eine tiefe Delle am Mittelfinger.

In den nächsten Tagen werde ich in einem Nachwort erklären, wie es mit meinen damaligen Kameraden weitergegangen ist.

Nachwort von Joachim Bender!

Der Krieg ist zu Ende, Otto ist aus der Gefangenschaft zurück, halbverhungert, aber er lebt und kann sich von seinen Gebrechen in der Folgezeit erholen. Seine schlimmen Erlebnisse von Welda behält er für sich. Mein Vater Erich ist aus der Gefangenschaft zurück, mit einem zerschossenen rechten Arm. Er wird sich mit seiner Behinderung arrangieren und kann ein nahezu normales Leben führen. Von seinen schlimmen Kriegserlebnissen redet er nicht. Auch andere sind mehr oder weniger schwer verwundet heimgekehrt und können sich im Leben wieder zurechtfinden. 32 Kameraden aus Alterkülz hatten weniger Glück und kamen nicht mehr nach Hause. Ihre Namen stehen hier in Stein gemeißelt.

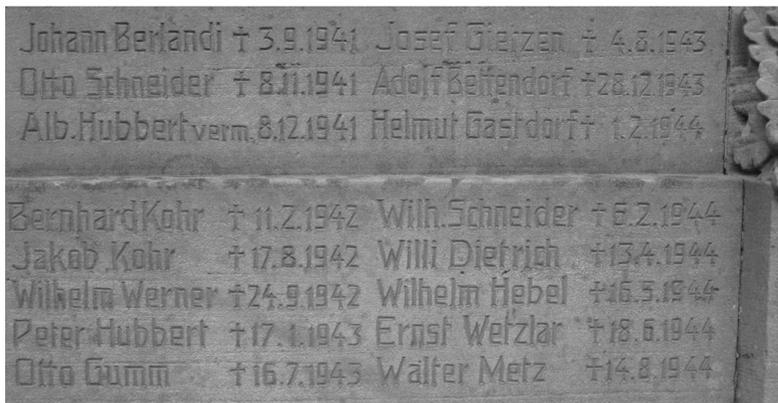


Abbildung 41: Kriegerdenkmal Alterkülz (1)

Ottos bester Freund, Hermann Wickert, ist vermisst. Wie angekündigt (in einem Brief) ist er für seinen Führer gestorben. Der Führer ist für sich allein gestorben, er hat sich aus der Verantwortung gestohlen. Viele haben einen besten Freund verloren.

Zigtausende sind noch in Gefangenschaft, z.B. in Sibirien, England, Frankreich, in Amerika. Familien, in denen der Vater gefallen ist, sind arm dran. Die Kinder müssen schon früh harte Arbeit verrichten, die Frauen und Alten

werden sie durchbringen. 16 Millionen Menschen haben ihre Heimat verloren, darunter 11,85 Millionen Deutschstämmige. Die größte Katastrophe, die Europa je erlebt hat, ist zu Ende. Im August werden 2 Atombomben auf Japan geworfen, die wohl für Deutschland bestimmt waren. Es ist praktisch die Stunde Null. Viele werden über ihre schrecklichen Erlebnisse nicht reden. Sie stürzen sich in die Arbeit, es ist genug zu tun.

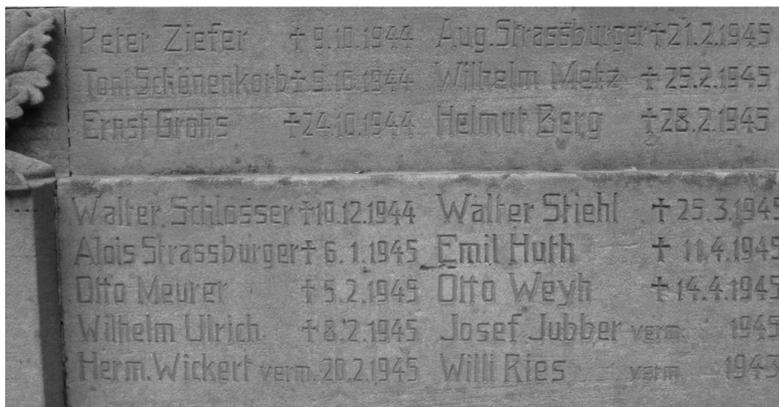


Abbildung 42: Kriegerdenkmal Alterkülz (2)

Der organisierte Mord an den Juden wird als schwere Hypothek für lange Zeit auf Deutschland lasten - in den Nürnberger Prozessen werden die Kriegsverbrecher zur Verantwortung gezogen - ein neues Deutschland wird entstehen - Adenauer wird der 1. Bundeskanzler werden - 2 deutsche Staaten werden entstehen, die Bundesrepublik und die DDR - sensationell wird Deutschland den Sieg bei der Fußball Weltmeisterschaft 1954 erringen - Adenauer wird 1955 die letzten Kriegsgefangenen aus Russland heimholen - das Saarland wird deutsch werden - De Gaulle wird mit Adenauer Frieden schließen - die Mauer wird gebaut werden - ein Mensch wird auf dem Mond spazieren gehen - der Kniefall von Kanzler Willi Brand im Warschauer Ghetto wird die Welt bewegen - Friedenspolitik wird von Deutschland ausgehen - eine Friedens- und Umweltpartei wird entstehen - Europa wird sich zusammenschließen - die Gefahr der globalen Zerstörung durch Atombomben wird riesengroß werden - Atomkraftwerke werden gebaut und nach 3 Kernschmelzen in Harrisburg,

Tschernobyl und Fukushima wird Deutschland wieder aus der Kernkraft austiegen - die Mauer wird fallen - die Wiedervereinigung, an die man nicht mehr zu glauben wagte, wird kommen - das Zusammenwachsen wird Zeit brauchen - Kriege gibt es noch in den Ländern, die Rohstoffe oder Wasser besitzen - bei uns ist seit 67 Jahren Frieden - Otto wird nicht mit seinen Erlebnissen aus dem Krieg angeben.

Nach fast der Länge eines Lebens, schreibt Otto als alter Mann seine Geschichte auf. Was er geliefert hat, ist weit mehr als man erwarten konnte. Es ist das Jahr in dem der Mann stirbt, der 1969 als erster den Mond betreten hatte, er war in Ottos Alter.

Im Namen aller, die seine Geschichte gelesen haben und noch lesen werden, danke ich Otto für die ausführliche Beschreibung seiner ersten 15 Lebensjahre inklusive des Einblicks in das Dorfgeschehen in der Zeit seiner Kindheit und Jugend.

Otto ist sich treu geblieben. War doch schon als Kind seine Neugier stets größer als die Angst vor Konsequenzen aus seinem Handeln, so hat er auch heute den Mut gefunden, über die damalige Zeit zu berichten. Viele andere Kameraden wollen von früher nichts mehr wissen, nicht mehr damit belästigt werden. Auch seine Begeisterung für die damalige Politik hat er nicht verschwiegen.

Vor allem seine Schilderungen von „der Reise durch Deutschland und die Kriegsgefangenschaft“ sind historisch. In dem Buch „Kriegsende in Deutschland“ vom Ellert und Richter Verlag ist erwähnt, dass man über die „sogenannten Hitlerjungen“, wie auch Otto einer war, nichts weiß, da so gut wie niemand von ihnen etwas erzählt hatte.

Historiker waren in der Vergangenheit davon ausgegangen, dass die Hitlerjungen nur wenig von dem System beeinflusst waren. Neuerdings müsste diese Theorie aber auf den Prüfstand gestellt werden. Und nach dem was Otto berichtet hat, kann man davon ausgehen, dass sie doch sehr beeinflusst waren. „Dein Vater war 5 Jahre älter als ich, er hatte vorher schon mal etwas anderes gehört, wir aber sind mit den Sprüchen und Parolen der Nationalsozialisten aufgewachsen“, erzählte er mir in einem Gespräch.

Etwas was früher zur Erziehung dazugehörte, war die Prügelstrafe. Für jeden vergessenen „Heil Hitler“, fürs Maikäfer fangen nach 18 Uhr, für viele andere kleine Vergehen gab es vom Dorfschullehrer die Prügelstrafe. Schon damit wurde bei den Kindern Aggression ausgelöst, die sich in vielen Klopperei-

en immer wieder Bahn brachen. Zudem wurden die Kinder dann Im Jungvolk und in der Hitlerjugend schon gedrillt, was den Aggressionspegel weiter hoch hielt. Somit war schon eine Grundlage geschaffen, um für einen kommenden Krieg gerüstet zu sein. Denn ohne Aggression kann kein Krieg entstehen.

So kam es, dass der Bumerang der Gewalt, von Deutschland hinausgeschleudert in die Welt, wieder zurück kam und auch die Hitlerjungen erbarungslos traf. Mit Begeisterung und viel Blödsinn, wie es in diesem Alter normal ist, wurden sie noch in diesen Krieg hineingezogen. Ohne dass sie auf jemanden geschossen hätten, ohne überhaupt zu wissen, wie ihnen geschah, landeten sie in der „Hölle von Welda“ (wie ein Mitgefangener das Lager titulierte hatte).

Die Unmenschlichkeit hatte in dieser unglückseligen Zeit die Oberhand gewonnen. Die Menschlichkeit hatte sich auf Inseln zurückgezogen. Diesen Inseln begegneten Otto und seinen Kameraden auf ihrer „Reise durch Deutschland“ immer wieder. Ich denke an die Frau in Seulingen, die Otto die Zigarren schenkte, von denen sie einige gegen einen Liter Wasser eintauschen konnten. Ich denke an die Frau Dreyer, die unter Lebensgefahr Otto und seine Kameraden versteckte, die wie eine Mutter zu ihnen war.

Die Menschlichkeit wird sich nicht ausrotten lassen. Gepaart mit Disziplin und Solidarität haben diese drei Eigenschaften Otto und seinen Kameraden das Leben erhalten.

Ottos „Kindheit im Dritten Reich“ in den Computer einzutippen und mit alten Fotos zu versehen war eine wunderbare Aufgabe für mich. Es ist mir phasenweise dabei ergangen wie ihm selbst. Abends hatte ich die schwere Kost aus der „Hölle von Welda“ eingetippt, danach konnte ich stundenlang nicht einschlafen, so hat es mich aufgewühlt. Fortan habe ich abends nichts mehr geschrieben.

Ich finde, er hat wunderbar aus der Sicht des Jugendlichen von damals geschrieben. Zudem hat Ottos Geschichte alles was eine gute Geschichte braucht. Viel Information, viel Lustiges war dabei, auch hat man seinen Humor herauslesen können. Der ernste Teil zum Schluss. Und was in seinem Anhang noch kommt, kann man als „Happy End“ bezeichnen.

Er hat es ja für seine Nachkommen geschrieben. Es wird für sie ein wunderbares Andenken sein, wenn die Zeit kommt, wo Otto einmal nicht mehr da sein wird. Seine Geschichte wird bleiben.

Nachwort von Otto Berg!

Meine Kameraden und Vorgesetzten von damals. Wie ging es mit ihnen weiter nach der Gefangenschaft? Was ich dazu nach tagelangen Telefonaten erfahren habe, will ich hier noch berichten:

Helmut Menk, unser Kutscher, der aus Altkülz stammte und nach Laufersweiler verheiratet war, kam kurz nach mir aus der Gefangenschaft. So oft er nach Altkülz kam, besuchte er mich. Er hatte 2 Töchter. Leider wurde er um 1950 nach einem Wirtshausbesuch von einem Auto erfasst und getötet.

Von Feldwebel Schmidt und Unteroffizier Nuß, den beiden Bierbauern aus Worms, die mit Menk im gleichen Gefangenenlager waren, habe ich nichts mehr gehört, da ich keine Adresse von ihnen hatte.

Unteroffizier Walter Reinhard's Nachkommen, die ich dann nach vielen vergeblichen Telefonaten dann doch noch erreichte, berichteten mir, dass er aus Müschenbach im Westerwald weggezogen sei. Sie waren in den Geburtsort seiner Frau gezogen, wo er vor etwa 15 Jahren verstarb. Kurz nach dem Krieg wanderten einige Briefe hin und her. Mit Menk und den beiden Bierbauern war er zusammen in einem Lager.

Obergefreiter Heinz Weingarten war ja in Nordhausen von dem GMC gesprungen und geflüchtet. Als Einziger von uns 9 konnte er der Gefangenschaft entgehen. Nach einiger Zeit zu Hause kam damals ein Brief von Heinz. Darin erkundigte er sich nach Egon Müller, ob ich nichts von ihm wusste. Sie waren beide aus Hanroth bei Neuwied. Ich konnte ihm nur antworten, wie lange ich noch mit Egon zusammen war. Von den schlimmen Dingen, die uns in Welda widerfuhren, erwähnte ich nichts, damit er Egon's Eltern nicht noch beunruhigte. Heinz starb vor einigen Jahren.

Mit Berndt Dehen, den ich nach unserer Entlassung in Trier leider nicht mehr traf, weil ich die Begleitung in den Hunsrück nicht verpassen wollte, hatte ich in den nächsten Jahren einen lebhaften Briefverkehr. Auch mindestens 3 Mal war er bei mir zu Besuch, meist für mehrere Tage. Abends gingen wir öfter zu meinem Kumpels auf die „Bud“, wo es ihm gut gefiel. Da sein Opa Geschäftsführer bei der Samenfirma Lambert und Söhne war, brachte er immer

Zuckerrübensamen und andere Sämereien mit, die man damals sonst nirgends bekam.

Der erste Brief von Berndt:

Trier 10.1,46.

Lieber Otto!

Endlich komme ich einmal dazu, Dir ein Lebenszeichen zu geben. Es hat ja nun wirklich lange genug gedauert. Daß ich nicht mehr in Büchenbeuren gewesen bin, wirst du ja bestimmt schon gehört haben. Da mein Vater in der Zeit, als wir in Verbannung waren, gestorben ist, sind wir nun in Trier. Wie kam es eigentlich, daß wir beide uns damals nicht mehr trafen? Ich habe noch so lange auf Dich gewartet und war auch noch mal in die Militärregierung suchen, aber keine Spur mehr von Dir. Wie schön wäre es gewesen, wenn wir zusammen bei uns zu Hause angeturnt wären. Platz wäre genug gewesen. Wo hast du geschlafen? Hast Du eigentlich schon Verbindung mit Egon und Lothar? Wenn, wie geht es ihnen? Wenn es Dir recht ist, komme ich in der nächsten Zeit mal bei Dir vorbei. Was macht Menk? Du kennst doch den Biwersi? Weißt Du, der in Mörlen mit den Orden rumgerannt ist. Der will den Menk mal besuchen. Wenn es uns klappt, dann kommen wir zusammen???. Schreibe mir doch bitte mal. Denkst Du noch an die Träume von Heidesheim oder Kreuznach??!. Wie lagen wir doch manchmal im Dreck! Denkst Du noch an die Füße von Heidesheim? Ist es bei Dir vollständig geheilt? Ich merke es heute noch bei schlechtem Wetter. Doch das gibt sich alles. Nun braucht man nicht mehr zu zanken, weil man meint, der eine hätte einen Zipfel Decke mehr. Gott sei Dank, ist das vorbei. Also laß mich bitte nicht mehr so lange ohne Nachricht! Halte Dich gesund und Weidmanns Heil!

Dein Berndt

Ein weiterer Brief von Berndt:

Triar den 5. Febr. 1947.

Gruß Dir Otto!

- Lieben erst habe ich Deinen lb. Brief erhalten. Die glaubst nicht wie sehr ich mich gefreut habe endlich mal ein Lebenszeichen von Dir zu bekommen. So lange habe ich darauf gewartet. Leider bin ich hier schwer an Triar gebunden durch meine Arbeit. Ich bin nun schon im 2. Jahr meiner praktischen Arbeit. Ich wollte eigentlich nun im März schon mit meinem Studium beginnen aber es fehlen mir noch einige Monate Praktikum. So kann ich erst im September beginnen. Doch wenn es Dir und Deinen lb. Eltern recht ist, komme ich vielleicht nächste Woche mal zu Euch. Dann kann ich nämlich vertreten werden. Bis dahin Dir und Deinem Eltern die besten Grüße Dein Freund Berndt.

Abbildung 43: Brief von Berndt Dehen

Dafür trat er dann, mit Fleischpaketen beladen, den Heimweg nach Trier an. Nach Jahren riss unsere Verbindung dann ab, wie es mit der Zeit so ist. Bis vor wenigen Wochen wusste ich dann nichts mehr von ihm. Als ich dann mit dem Aufschreiben meiner Erlebnisse dem Ende näher kam, ging mir der Gedanke durch den Kopf: Was werden Berndt, Lothar und Egon wohl heute machen? Seit Jahrzehnten hatte ich nichts mehr von ihnen gehört.

Bei einem abendlichen Gespräch mit Joachim, der meine Geschichte eintippt und mit einigen Bildern versieht, kam das Gespräch auf meine Leidensgenossen Egon und Lothar, die ich nicht mehr unter den Lebenden währte. Da Joachim ja unsere Geschichte beim Schreiben kennengelernt hatte, fragte er sich, was aus den beiden geworden sei. Er meinte, wenn sie ja nicht mehr nach Hause gekommen waren, sind sie bestimmt vermisst gemeldet oder tot. Dann müsste man sie auf dem Kriegerdenkmal oder in Rote-Kreuz-Listen finden.

Diese Unterredung ließ mich dann nicht mehr ruhen, am nächsten Tag begann ich Auskünfte einzuholen. Ausgehend von meinen alten Adressen stellte ich Nachforschungen an. Circa 30 Telefonate folgten. Ich bin fündig geworden. Bei den Einwohnermeldeämtern versuchte ich etwas zu erfahren.

In Trier rief ich alle Dehens an. Schließlich meldete sich ein Gerd Dehen. Er ist ein Sohn von Berndt. Durch ihn erfuhr ich alles über ihn. Berndt arbeitete als Architekt. Er hat 2 Söhne und eine Tochter. Doch leider verstarb Berndt schon einige Tage vor seinem 60. Geburtstag.

Aufs Geratewohl rief ich nach Hanroth einen Müller an. Es meldete sich der tot geglaubte Egon, mir lief ein eiskalter Schauer über den Rücken. Wir hatten einiges zu erzählen. Seitdem rufen wir uns 2 Mal die Woche an, da Egon manches noch weiß, was ich vergessen habe, um es noch nachzutragen.

Egon Müller, der während seiner Gefangenschaft erst 15 Jahre alt wurde, war vielleicht der jüngste Kriegsgefangene Deutschlands. Nach meiner Heimkehr damals, nachdem es mir wieder besser ging, schrieb ich ihm und bekam keine Antwort. Auch Berndt versuchte ihn zu erreichen, hatte aber auch keinen Erfolg. Wir hatten die schlimmsten Befürchtungen, denn in dem ausgehungerten Zustand, in dem wir uns alle 4 befanden, hätte es keiner mehr lange überlebt. Damals hatte ja keiner ein Telefon, sodass man auch nirgends hin anrufen konnte. So lebte ich bis heute in dem Glauben, Egon und Lothar hätten die Gefangenschaft nicht überlebt.

In der Zeit nach dem Krieg war ich zu Hause dann wieder voll im Einsatz, auch meine Freizeit war ausgefüllt, so verblassten die Kriegsergebnisse

immer mehr, gerieten bald in Vergessenheit. Sie waren in mir eingeschlossen, bis ich im Winter anfang meine Erlebnisse aufzuschreiben. Alles Verdrängte kam nach und nach wieder zum Vorschein.

Egon arbeitete als Werkzeugmacher und ging 50 Jahre auf die Jagd. Er hat 3 Kinder, die alle in Dörfern in der Nähe wohnen. Egon ist noch fit. Er fährt noch nach Neuwied zum Einkaufen. Da seine Frau dazu nicht mehr in der Lage ist, muss er auch die Hausarbeit verrichten.

Egon und Lothar kamen, nachdem wir Linksrheinischen entlassen waren, tags darauf in andere Lager, wo die Verpflegung wohl etwas besser war, sonst hätten sie nicht überlebt. Nach einigen Wochen wurden sie entlassen und einfach vor die Tür des Lagers Sinzig gesetzt. Sie hatten Glück und wurden von LKWs mitgenommen. Lothar blieb noch einige Tage bei Egon und machte sich dann auf den Weg an die Sieg. Egon hatte in der Zeit daheim dann noch lange mit Durchfall zu tun, ehe er wieder auf die Beine kam.

Auf der Suche nach Lothar erreichte ich einen Sohn von ihm, der mir mitteilte, dass Lothar 2000 verstorben sei und auch 3 Kinder hätte. Er arbeitete bei der Bundesbahn. Trotzdem er eine ziemlich große Klappe hatte, war er doch ein guter Kumpel. Mit seinen lockeren Sprüchen heiterte er uns manchmal auf, wenn es uns nicht gut ging. Lothar war unser Ältester und war Jahrgang 1928.

Josef Ochs, mit dem ich von Trier aus die Heimreise antrat, traf ich noch viele Male. Er spielte im Musikverein Reckershausen, wo er herstammte, trotzdem er nach Hirschfeld verheiratet war. Heute lebt er als Rentner in Simmern. Er ist ein Jahr älter als ich. Gleich nachdem er zu Hause war, wurde er auch ganz schwer krank. Es grenzt an ein Wunder, dass er am Leben geblieben ist. Er wog noch 67 Pfund. Er verlor alle Haare und Zähne, seine Eltern mussten ihn auf Händen tragen. Einige Jahre später wog er 2 Zentner. Josef war Zimmermann.

Philipp Neuser kam noch lange Jahre mit dem Fahrrad zu jeder Festlichkeit nach Altküß, wo er dann immer bei uns zu Gast war. Er war auch bei der Bundesbahn beschäftigt und zog, nachdem er heiratete, von Oberwesel weg. Er war etwa 5 Jahre älter als ich.

Da es ja damals üblich war, dass in jedem Haus der Erstgeborene Bauer werden musste und ich der Einzige war, musste ich in den sauren Apfel beißen. Lieber wäre ich sonst was geworden. Ich besuchte 1947 und 1948 zwei Wintersemester die Landwirtschaftsschule in Simmern. Es kam die Zeit, in der

sich die Landwirtschaft gegenüber dem Bauhandwerk oder der Industrie immer weniger rentierte, so betrieb ich diese in verkleinerter Form im Nebenerwerb, wo meine Frau, mit der ich seit 1960 verheiratet bin, die Hauptlast tragen musste.

Bis zu meiner Pensionierung arbeitete ich 30 Jahre lang bei der Tief- und Straßenbaufirma Wust und Sohn in Simmern. Zu den Arbeitern, die zu meiner Zeit dort beschäftigt waren, sowie zu der Geschäftsleitung und der Familie Wust, die stets angenehme Arbeitgeber waren, habe ich bis heute, nach über 20 Jahren Ruhestand, noch immer ein gutes Verhältnis. Wir hatten damals etwa 80 Betriebsangehörige.

Meine Frau Elisabeth, die wie ich auch aus Altkülz stammt, ist fast 10 Jahre jünger als ich. Wir haben 2 Kinder. Sigrid, geboren 1960, lernte bei ihrem Sozialpädagogikstudium ihren Mann Reza, der aus dem Iran stammt und auch in Deutschland studierte, kennen.

Reza ist selbständiger Großhandelskaufmann und verkauft unter anderem tausende Tonnen Fruchtkonzentrate aus Asien an Getränkefirmen in Europa.

Sie wohnen die meiste Zeit im Norden Teherans. Sie haben 2 Kinder. Sara ist 23, Daniel 19 Jahre alt, unsere Enkel. Sara hat ein Germanistikstudium in Teheran abgeschlossen und studiert jetzt Innenarchitektur in Los Angeles. Daniel studiert Jura in London. Eltern und Kinder haben alle die deutsche und die iranische Staatsbürgerschaft.

Die Kinder sprechen ein reines und akzentfreies Hochdeutsch, da Sigrid in Teheran nur Hochdeutsch mit ihnen spricht und sie auch meist nur deutsches Fernsehen schauen. In ihren Schul-Ferien waren sie mindestens 2-mal im Jahr im Hunsrück, im Gesamten über 8 Wochen.

In all den Jahren, die sie bei uns zu Besuch waren, haben sie alles Interessante gefilmt und dann auf DVD oder VHS-Kassetten übertragen. Es waren über 40 Stück, die ich jetzt auf dem Fernsehbildschirm abspielen kann. Darunter Bilder von vielen Marathonläufen, an denen Armin teilnahm. Ferner filmten sie alle unsere Geburtstage, an denen sie fast immer anwesend waren, und das Heranwachsen der Kinder.

Daniel ist, seit er in England studiert, bei uns gemeldet. Er spricht auch besser Hunsrücker „Platt“ (was ich mit ihm eingeübt habe) als die meisten der hier geborenen Kinder.

Unser Sohn Armin, der 1964 geboren wurde, studierte in Darmstadt Informatik. Er ist jetzt Diplom-Informatiker und wohnt in Bensheim an der Bergstraße. Er arbeitet als Software-Entwickler seit über 20 Jahre bei einer Firma, die bis vor zwei Jahren in Bensheim angesiedelt war. Nun hat sie ihre Zelte in Hirschberg an der Bergstraße aufgeschlagen. Er ist in Altkülz aktiver Musiker und Tischtennispieler. Seit mehr als 10 Jahren nimmt er als Hobby-Läufer an Marathon- (3 bisher) bzw. Halbmarathon-Läufen teil. Bisher an allen Hunsrück-Marathon-Veranstaltungen auf dem Schinderhannes-Radweg.

Ganz zum Schluss meiner Berichte möchte ich mich herzlichst bei meinem inzwischen zu einem guten Freund gewordenen Joachim Bender bedanken. Wir hatten eine wunderbare Zeit der Zusammenarbeit. Er war es, der mich dazu überredete, meine Jugenderlebnisse aufzuschreiben. Er machte mir immer wieder Mut weiterzuschreiben, wenn ich es mal leid war oder nicht in Form war. Im Abstand von einer oder zwei Wochen kam er mein Geschriebenes abholen, um es in Druckschrift zu bringen und Unklarheiten zu beseitigen.

Die Schreiberei liegt den Benders ja im Blut. Joachim veröffentlichte die Kriegserlebnisse seines Vaters im Rhein-Hunsrückkalender in zwei Teilen, 2012 und 2013. Sein Sohn Michael schrieb den Roman „Nest der Toten“, der im Buchhandel erhältlich ist.

Nochmals vielen Dank, Joachim!

Kriegskameraden!



Abbildung 44: Otto mit 20

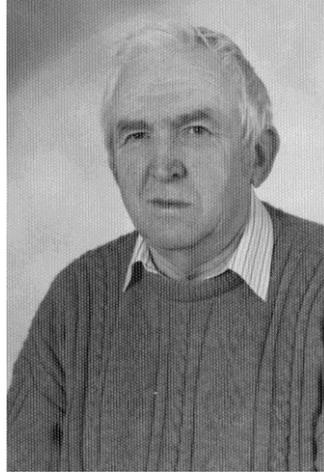


Abbildung 45: Otto mit 70



**Abbildung 46: Egon Müller
mit 22**



**Abbildung 47: Egon Müller
mit 82**



Abbildung 48: Willi Blattau



**Abbildung 49: Karlheinz
Claßen**



Abbildung 50: Philipp Ess



Abbildung 51: Heinrich Brandenburger

Nachweis der Fotos!

Abb. 1,2,3,4	Otto Berg
Abb. 5	Gustav Berg
Abb. 6,7	Otto Berg
Abb. 8,9	Gustav Berg
Abb. 10	Bildzeitung
Abb. 11	Rhein-Hunsrück-Zeitung
Abb. 12	Gustav Berg
Abb. 13	Wikipedia
Abb. 14	Otto Berg
Abb. 15, 16, 17	Gustav Berg
Abb. 18	Otto Berg
Abb. 19	Joachim Bender
Abb. 20,21	Otto Berg
Abb. 22	Roland Gööck: Als die Sperrmauer brach, Wilhelm Bing Verlag, Korbach
Abb. 23	Joachim Bender
Abb. 24, 25, 26	Otto Berg
Abb. 27, 28	Hunsrückkalender 1934

Abb. 29	Otto Berg
Abb. 30	Kriegsende in Deutschland, Eller und Richter Verlag
Abb. 31, 32	Otto Berg
Abb. 33, 34	Roland Gööck. Als die Sperrmauer brach
Abb. 35	Oberkommando der Wehrmacht
Abb. 36	Otto Berg
Abb. 37, 38	Kriegsende in Deutschland
Abb. 39, 40	Otto Berg
Abb. 41, 42	Joachim Bender
Abb. 43	Otto Berg
Abb. 44, 45	Otto Berg
Abb. 46, 47	Egon Müller
Abb. 48	Familie Blattau
Abb. 49, 50, 51	Karlheinz Claßen

Anhang:

Abschrift aus dem Tagebuch

1	28.1.1945	ins Wehrverpflichtungslager Waldalgesheim		
8			8	
9	12.3.	Waldalgesheim - Pulhausen	17 km	10 ^{Uhr} - 16.30
9			9	
10	13.3.	Pulhausen - Lipporn	37 "	14 ^{Uhr} - 20.30
10			10	
11	14.3.	Lipporn - Nastätten	30	4 ^{Uhr} - 10 ³⁰
11			11	
12	15.3.	Nastätten - Homburg	25	5 ^{Uhr} - 10
12			12	
13	18.3.	Homburg - Montabaur	13	15 ⁰⁰ - 17.30
13			13	
14	21.3.	Montabaur - Mörten	40	18 ⁰⁰ - 4.30
14			14	
15	26.3.	Mörten - Frohnhausen	70	19 ⁰⁰ - 19.30
15			15	
16	27.3.	Frohnhausen - Nieder-Dieten	32	16 ⁰⁰ - 23.30
16			16	
17	28.3.	Nieder-Dieten - Eifel ü. Biedenk.	17	14 ⁰⁰ - 22.00
17			17	
18	29.3.	Eifel - Naumburg ü. Bad Wödingen	84	3 ⁰⁰ - 23.00
18		ü. Eifelbach	18	
19	36.3.	Naumburg - Hofgeismar ü. Hofgei.	43	3 ⁰⁰ - 20 ⁰⁰
19			19	
20	31.3.	Hofgeismar - Heisebeck ü. Guxulsdorf	32	10 ³⁰ - 18 ³⁰
20			20	
21	1.4.	Heisebeck - Elliehhausen	20	8 ⁰⁰ - 12 ⁰⁰
21			21	
22	3.4.	Elliehhausen - Seulingen	32	9 ³⁰ - 17 ⁰⁰
22			22	
	8.4.	Seulingen - Hingenode	12	19 ³⁰ - 24 ⁰⁰

		KM	Zeit
7	7		
9.4. Mingerode -	Scharfeld üb. Duderst.	25	5" - 12"
8	8		
10.4. Scharfeld -	Braunlage	32	5" - 14"
9	9		
11.4. Braunlage -	Rübeland	22	11" - 17:30
10	10		
12.4. Rübeland	Neinstädt. b. Gudlitz	27	6" - 16"
11	11		
13.4. Neinstädt -	Wellsleben	32	8" - 16"
12	12		
19.4. Gefangenahme bei	Wellsleben		
13	13		
19.4. Wellsleben - Wellsleben	Wippa		
14	14		
19.4. Wellsleben - Wippa	in G.M.C.		
15	15		
26.4. Welda - Heidesheim	3 Tage Bahn		
16	16		
26.5. Heidesheim -	Bibelsheim - Lotzsch.		
17	17		
5.6. Bibelsheim -	Trier G.M.C.		
18	18		
5.6. Entlassung in	Trier		
19	19		
5.6. Trier Fahren			
20	20		
6.6. Fahren - Merk			} mit Fahrwerk und alles zu Fuß
21	21		
7.6. Merk - Altkirch			
22	22		

in 7 Wochen von 1380 auf 930 abgemagert (vom 19.4. - 7.6)

